Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr
wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden
Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. [illegible]othek.

([illegible].)

Die

guten, alten Táblabiró's.

Roman

von

Moriz Jókai.

Aus dem Ungarischen übersetzt.

Zweiter Theil.

Pest.
Buchdruckerei von Gustav Emich.
1856.

Zweiter Theil.

Menschenschicksale.

1. Eine unruhige Seele.

— Meine liebe Irene, mein theures Wesen, wir scheiden von einander. Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben. Ich will nicht in einer Gegend verweilen, wo Ungerechtigkeit ihren Siegeseinzug hält und die Tugend bestraft wird. Mir ist dieser Fenyéry nichts, ich sollte mich um ihn gar nicht kümmern; das kann man mir auch nicht nachsagen, daß ich in ihn verliebt sei, da ich schon über sechsundvierzig Jahre alt bin; ich wußte mich mein Leben lang von allen Narrheiten fern zu halten — wenn mir aber einfällt, welche Ungerechtigkeit einem edlen Manne zugefügt worden ist... denn, obschon ich weiß, daß er Ihnen, theure Irene,

nicht eben in einer angenehmen Gestalt erschienen ist, so birgt doch seine rauhe Außenseite ein edles, reines Herz und wenn ich bedenke, daß dieser großherzige Mann, als er noch reich war, so viele tausend Wohlthaten ausübte, jetzt arm und verkannt herumirren muß, füllt sich mein Herz mit Bitterkeit. Nein, meine Theure, ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß dies immer so bleiben wird. Man sagt, ich sei ein affectirter Narr; daß ich mich um eine Sache kümmere, die mich im Grunde nichts angeht . . man lacht mich aus . . . gut, ich will das alles hingehen lassen. Die Dankgebete der Tausenden, die gerettet wurden, steigen in den Himmel hinauf, aber gehen nicht nach Wien; es ist nothwendig, daß sie jemand hinauftrage. Ich werde dieser Jemand sein. Ich suche mir ohndies immer die Sache, die mich nichts angeht — gut, nun ist es diese. Ich laufe zu den Ministern, rede die Referendäre zu todt, werde ein Gespenst sein für alle Hofagenten; schließt man vor mir die Thüre zu, so gehe ich durch das Schlüsselloch, die Bauern nennen mich ohnehin „czifra asszony“. Aber ich werde nicht eher ruhen, bis ich das Urtheil Fenyéry's zurückdisputire. Nehmen Sie mir es daher nicht übel, theure Irene, daß ich fortgehe; halten Sie mich auch nicht zurück, denn ich gehe ganz gewiß fort. Das ist mein ernster Wille, von dem ich nicht abstehe.

Das Leonore es war, die diese Diction hielt, braucht man vor jenen nicht zu sagen, die sie kennen.

Die schöne Doboky fragte sie lachend:

— Aber von was werden Sie in Wien leben? So lange Zeit . . .

— Das ist meine Sorge; hab' ich mich sechsundzwanzig Jahre hindurch anständig erhalten können, ohne daß jemand sagen kann, ich habe ihn betrogen oder bei ihm gebettelt . . so werde ich mich auch jetzt noch fortbringen. Daher, meine theure Irene, bin ich von dieser Stunde an nur Ihr Gast, und zwar ein solcher, dessen Wagen zum Abfahren vor der Thüre steht.

Irene bestrebte sich nicht die ehrenwerthe Dame zurückzuhalten, noch den Abschied durch ungeschickte Sentimentalitäten zu erschweren; vielmehr half sie ihr noch das Reisegepäck in Ordnung zu bringen und das Nöthige für die Reise beizuschaffen. Auch in der Stunde der Abreise verschonte Irene ihre theure Freundin mit Ohnmachten und Herzkrämpfen und was bei solchen Katastrophen gang und gäbe ist. Sie weinte nicht einmal, als sie sie zum letztenmale umarmte, mit Küssen bedeckte und sie bis zum Wagen hinab begleitete.

— Herz gefaßt, meine Theure, ein festes Herz; Un coeur ferme! tröstete sie Leonore, die ihrerseits ebenfalls alles anwenden mußte, um nicht in Thränen auszubrechen und in ihrer Pein in allen Sprachen Leonore zurief, nur ein festes Herz zu haben; aber die Arme wollte eigentlich damit nur sich selbst ermannen.

— Und wenn wir nun schon scheiden müssen, so soll es schnell sein, rief sie in die Kutsche springend. Adieu!

Der Wagen rollte fort: Leonore, als sie sich allein sah, trocknete sich die Thränen und sagte:

— Das Kind hat ein festes Herz. Un tete d'enfant, et un coeur de lyon. Diesen Spruch notirte sie sich auch gleich in ihr Portefeuille.

Sie hatte Irene immer als ein so liebenswürdiges Wesen gekannt.

Das Herz voll Gefühl; so zartfühlend, daß es die Leiden eines Vogels versteht, der sein Pärlein verloren, — so sinnig, daß es Interesse haben kann für das Schicksal einer kranken Ameise, aber auch s i c h zu befehlen weiß! Sie liebte Leonore, mehr vielleicht, wie ihre Mutter und offenbarte dennoch nicht dies Gefühl; man kann sich vorstellen, wie schwer ihr dies gefallen sein mag. Leonore selbst hätte bei einem Haar ihren spartanischen Charakter vergessen, wäre beinahe in Thränen ausgebrochen und ihrem Liebling um den Hals gefallen und ihn vor allen Leuten mit Küssen bedeckt. . . . Aber Irene machte hiezu keine Initiative. Recht klug, daß sie das nicht gethan hat! Sie hat ein festes Herz!

Dieser Gedanke beschäftigte Leonore während der ganzen Reise. Als sie in Wien ankam, hatte sie jenen innerlich zarten, äußerlich stählernen Charakter sich in der Idee gebildet, ein Charakter, der nicht weint, wenn er von seiner Herzenshälfte für immer Abschied nimmt. Diese sonderbaren Contraste konnten wieder Anlaß geben zu noch merkwürdigeren psychologischen Verwicklungen, die aber Leonore alle auf die schönste Art löste, mit einander versöhnte und alles dies nach Verdienst in ihr Tagebuch eintrug.

In Wien stieg sie in jenem Hotel ab, welches sie Irene bezeichnet hatte, damit diese ihre Briefe hieher adressire, bis das Schicksal ihr einen andern Aufenthaltsort zugewiesen haben wird; dort ließ sie ihr Gepäck in ein kleines, bescheidenes Zimmer hinauftragen, und als sie ihre Sachen schon

in Ordnung gebracht hatte und von der Reise ausruhen wollte, klopfte man an ihrer Thür.

— Wer ist es?

— Ein Mädchen, antwortete eine bekannte Stimme.

Leonore öffnet die Thüre. Und wer stürzt ihr in die Arme? Niemand anderer, als ihre liebe, kleine, eisenfeste Fee.

— Sie hier? rief Leonore, die nicht wußte, ob sie sich freuen oder vor Schrecken aufschreien soll?

— Ich bin um eine Stunde früher als Sie angekommen.

— Und warum?

— Aus eben derselben Ursache, aus welcher Sie.

Hierauf fingen sie zu lachen und zu weinen an, wie's selbst Philosophen nicht im Stande wären, wie nur Frauen, wahrhafte Frauen zugleich lachen und weinen können, aus der Tiefe ihres gefühlvollen Herzens.

Leonore wurde, ihrem Versprechen gemäß, in der That ein Gespenst für die Referendäre, der Schrecken der Agenten und das Fatum aller Beamten und Bediensteten, kurz, für jeden, der nur irgend den geringsten Einfluß auf Fenyéry's Prozeß haben konnte.

In einem Monate kannte sie schon so gut die Bureaus der Minister, Kämmerer und Geheimen Räthe, wie ein Sollicitator, der zwanzig Jahre lang gedient, und hielt jeden in Furcht, der das Glück hatte ihre Leitartikel anzuhören.

Die Herren waren gezwungen über diese weibliche Rhetorik ein aufrichtiges Staunen zu äußern und bekamen das Fieber, wenn sie ihren Namen in dem Audienz-Verzeichnisse erblick-

ten, denn Leonore konnte man nicht los werden, die ließ sich nicht abschütteln, man konnte sich vor ihr nicht verläugnen, sie wußte ihre Leute auch dort aufzufinden, wo diese sich am sichersten glaubten und ließ sich nicht hinausdisputiren sie konnte so innigst bitten und ihr Anliegen so klug erörtern und wäre im Stande gewesen selbst den Teufel zu überreden, daß er sich mit Seife wasche.

Aber der Prozeß Fenyéry's war dennoch verloren.

Es ist ein wahrer Aberglaube, wenn man meint, daß in einer streitigen Angelegenheit das Ueberlaufen und Informiren der Richter an der Sache eines Prozesses etwas ändert, es ist dies eine ebenso engherzige Auffassung, wie daß man den Hagelschlag und ein Gewitter mit Glockengeläute und Krankheiten mittelst sympatischer Mittel abwenden kann.

Der Prozeß, wodurch Fenyéry in den Verlust seines Vermögens verurtheilt wurde, ging auch bei allen appellatorischen Gerichtshöfen verloren. . . .

— Und ich gebe die Sache dennoch nicht auf; sagte Leonore zu Irene, welche sich inzwischen damit befaßte, die Herzen der betreffenden „hohen Herren“ in Furcht und Schrecken zu versetzen, während Irene zu den Frauen derselben sich Eintritt verschaffte — und so den guten Herren von zwei Seiten die Hölle heiß gemacht wurde.

— Ich gebe auch jetzt noch nicht unsere Angelegenheit auf; rief eines abscheulichen, finsteren Morgens Leonore, deren aufgeschürzte Volants, grauen Strümpfe und Schnallen-Ueberschuhe, dann ihr Regenschirm ahnen ließen, daß sie heute wieder die Stadt abläuft und zwar

so obscure Straßen derselben, wohin man nicht in eleganter Kleidung zu gehen pflegt. In dieser Beziehung nahm sie's ohnehin nicht zu streng.

Irene erkundigte sich seufzend, wohin sie noch diese Angelegenheit appelliren will.

— Zu Gott! sprach Leonore ihren Regenschirm andachtsvoll in die Höhe hebend. Ich sage nicht, daß ich große Hoffnung habe vom Himmel ein paar Donnerkeule herabzuflehen, die den Kläger und die Andern zur Vernunft bringen sollen — nein, ich flehe zu Gott, der über die Herzen der Menschen waltet. Mein Kind, Gott kann auch jetzt noch Wunder wirken. Ich werde Ihnen hierüber eine Geschichte erzählen, aber jetzt hab' ich keine Zeit dazu, da ich gehen muß und bis Abend vielleicht gar nicht nach Hause komme. Bis dahin Adieu, meine Theure!

Hierauf umarmten sich Schützling und Protektorin, die sofort mit ihren klappenden Oberschuhen die Gänge hinabeilte; Irene sah ihr am Fenster nach und bemerkte, wie ihre Freundin quer über die Straße lief und sich eben nicht viel darnach umsah, wo der Koth geringer sei.

Irene blieb den ganzen Tag allein im Hotel und mochte keine Lust zum Ausgehen haben. Es regnete bis spät Abends und das herabströmende Wasser machte in der Dachrinne ein so gewaltiges Geräusch, als ob sich irgend eine zur ewigen Pein verdammte Seele, in Ermangelung eines besseren Lokales, in dieses Rohr geflüchtet hätte.

Irene horchte den ganzen Tag über auf dieses Geräusch und zeichnete ein Bildchen mit einem vom Felsen herabstürzen-

den Wildbach, die Brücke über demselben war abgebrochen, an jedem Ufer aber stand ein Mensch, der nicht weiß, wie er zu dem andern hinüberkommen wird .... Die eine dieser Personen war ein Mann, die andere ein Mädchen ...

Allmälig wurde es Nacht ... man zündete schon die Laternen an ... aber Leonore kam noch immer nicht nach Hause.

Die Zimmer gingen eins in das andere, und das eine wurde als Schlafzimmer, das andere als Speisesalon benützt.

Irene bestellte für sie beide ein Nachtessen und machte das Wasser zum Thee heiß.

Als aber Leonore noch immer nicht kam, klingelte Irene dem Kellner und hieß ihn das Souper herauftragen. Sie hatte sehr oft die abergläubische Geschichte gehört, daß, wenn man lange auf Jemand wartet, der zu Gast geladen ist, und dieser noch immer nicht kommen will, man nur schnell „anrichten“ lasse: ist die Suppe auf dem Tisch, so erscheint auch gleich darauf die erwartete Person.

Aber ausnahmsweise traf dieser Fall dieses einemal nicht ein. Leonore erschien nicht und Irene aß auch keinen Bissen; die Speisen wurden kalt, im Theekessel verdunstete das Wasser und Leonore war noch immer nicht zurück.

Irenens Herz erfüllte sich schon mit Angst und Sorge, als sie endlich das bekannte Klappen vernahm, welches sie von den Tritten der vielen Träger, Kinder und anderer im Kothe gehenden Geschöpfe so gut zu unterscheiden wußte.

Sie lief ihr bis zur Stiege entgegen.

Irene irrte sich nicht, — es war wirklich Leonore.

Diese sah ganz kothig aus, als ob sie von einer Treibjagd

käme und zu Pferd über Moorgründe und mergeliges Terrain hingaloppirt wäre. Ihr Hut und Mantel war durchnäßt, die Handschuhe unkenntlich.

— Um Gotteswillen, Leonore, wo waren Sie? fragte Irene besorgt und beeilte sich ihre Freundin in das warme Zimmer hineinzuführen, um sie von den nassen Kleidern und Schuhen zu befreien; erwartete auch nicht früher eine Antwort auf ihre Fragen, als bis die theure Freundin umgekleidet war; dann aber ließ sie sie wieder nicht zu Wort kommen, bis nicht der kleine Theetisch beim Kamin in Ordnung gebracht war, wo Leonore von den bequemen Fauteuil gar nicht aufstehen durfte; unter ihre Füße gab sie einen weichen Schemmel, füllte ihr dann die Tasse mit Thee, hieß sie dieselbe austrinken und schnitt ihr auf dem Teller den Braten zurecht; erst als alles dies gethan war, setzte sich Irene an ihre Seite und sah mit großem Vergnügen zu, wie Leonore das für beide bestimmte Souper aufzehrt, als ob sie nur allein Appetit hätte.

— Sie mögen besorgt gewesen sein? sagte endlich Leonore, als sie von dieser Operation einigermaßen zu sich kam, o, ich kenne das; Warten ist die schwerste Aufgabe, ist der Probierstein für die Seele eines Philosophen.

Ich bin viel gegangen, mein Weg kann vier Meilen ausmachen. Ich glaube, ich bin auch ein wenig naß geworden. Den Regenschirm konnte ich nicht gebrauchen; der Regen strömte in noch größeren Tropfen von demselben auf mich herab. Aber das Alles hat nichts zu sagen.

— Warum haben Sie keinen Fiaker genommen?

— Ah, das war nicht möglich, meine Theure. Ich war an keinem solchen Ort, wo man einen Wagen brauchen kann; Sie sehen, wie ich mit meinen Schuhen eingesunken bin . . . Das alles ist aber eine Kleinigkeit. Mir schadet das nicht. Zur Zeit der Cholera, als ich so viel mit den Kranken beschäftigt war, hat man mich oft gefragt, ob ich nicht befürchte, auch krank zu werden? Ich habe aber keine Zeit zum Kranksein! Jetzt sag' ich dasselbe. Wenn die Seele so sehr in Anspruch genommen wird, so hat dies keinen Einfluß auf die Gebrechlichkeit des Körpers. Ich bin heute noch nicht gesessen.

— Aber wo waren Sie denn überall?

— Das werd' ich Ihnen einmal erzählen. Ich habe Gott versucht, das ist gewiß, und ich glaube, nicht ohne Erfolg. Von heute an habe ich wieder gute Hoffnung.

— Wie so? fragte Irene außerordentlich gespannt.

Leonore leerte die letzte Tasse Thee und wärmte sich dann beim Kamin die Hände; die Kälte schien sie erst jetzt ganz zu verlassen. Vielleicht war es aber nicht die Kälte, sondern die Erinnerung an eine dunkle traurige That, welche größeren Schauder verursacht an Leib und Seele des Menschen, als das nasse Wetter draußen.

— Ich habe gesagt, daß ich Ihnen ein merkwürdiges Ereigniß erzählen werde, wobei wunderbare Anzeichen vorhanden sind, daß jener gewaltige Geist, welchen die falschen Propheten der Aufklärung so gerne verläugnen, den sie so gerne in Wasser, Luft und seine chemischen Bestandtheile zersetzen möchten, daß daß dieser gewaltige Geist auch jetzt noch über

die Schicksale der Menschen wacht und eben dort Zeugenschaft seines Daseins gibt, wo man den meisten Zweifel hegte Irene, Gott lebt! Ich sage Ihnen: Gott lebt! — Hören Sie nun die Geschichte.

Leonore, nachdem sie die Thüren verschlossen, zündete jetzt die Nachtlampe an, legte neue Kohlen auf das Feuer im Kamin und bemerkte: wir wollen aber früher zu Bett gehen, meine Theure, bevor ich diese Geschichte erzähle, die man nur dann bis zu Ende anhören kann, wenn man die Bettdecke fein über die Ohren zieht; auch ist es angezeigt, Thüren und Fensterläden gut zu verschließen und sich vorerst zu überzeugen, ob nicht Jemand sich unter's Bett oder in die Kästen versteckt habe.

Draußen strömte der Regen unablässig herab und das von der Dachrinne durch das Blechrohr herabstürzende Wasser stimmte mit dem pfeifenden Luftzuge im Rauchfange des Kamins ein höllisches Duett an; von der Straße herauf vernahm man nur das allmählig aufhörende Rollen einzelner Wagen, die in so später Stunde nach Hause eilten.

Die beiden Damen huschten jetzt in ihre Betten; denn nur hier fühlt sich der Mensch ganz sicher gegen die Schrecknisse der Nacht und der Phantasie.

— Theure Irene, begann jetzt Leonore, ich will Ihnen jetzt eine Geschichte aus dem Leben eines Mannes erzählen, die ich dieser Tage in ihrer ganzen fürchterlichen Wahrheit erfahren habe. Dieser Mann ist Graf Stephan von Brenócz. — Für Sie hat dieser Mann eine traurige, unglückliche Bedeutung. Sie wissen recht wohl, was das für ein

stolzer, hochmüthiger, für sich selbst eingenommener Mann ist. Dieser Hochmuth war für Alle, die mit ihm in Berührung kamen, ein großes Unglück. Sie haben vielleicht schon von jener Katastrophe in seinem Leben gehört, die ihn zum Gemal der Mutter Cynthia's gemacht hatte.

— Nein.

— Das wundert mich sehr : denn diese Affaire ist sehr vielen Leuten bekannt. Er hatte ein armes Mädchen verführt und ohne Vorwissen der Eltern dasselbe heimlich zu sich nach Wien genommen. Das Mädchen war die Tochter eines pensionirten Husarenoffiziers, die der Graf dadurch zum Falle brachte, daß er ihr das Heiraten vorspiegelte. Der Graf hielt das Mädchen lange Zeit verborgen; mein Gott, in einer so großen Stadt ist das eine leichte Sache; aber einmal geschah es doch, daß, als der Graf eines Tages seine Geliebte besuchen wollte und die Thüre ihrer geheimen Wohnung öffnete, statt des Mädchens, den Vater desselben im Vorzimmer fand. Der alte Soldat sprach auch kein Wort früher, als bis er die Thüre hinter sich zugeschlossen hatte; dann aber nahm er eine Pistole aus der Tasche und präsentirte sich als der Vater des Mädchens, welches der Graf entführt hatte. Brenóczi war der Meinung, der beleidigte Vater wolle einen Zweikampf haben, und erklärte sich zu jeder Genugthuung bereit. O nein, mein Herr, sagte der Vater, ich habe hier nur eine Pistole, und die gehört nicht zu einem Duelle. Dann gab er dem Grafen zu wissen, daß er jetzt keine andere Wahl habe, als sich entweder vor den Kopf schießen zu lassen, oder das Mädchen zu heirathen, das er verführt hatte. Der

Graf weigerte sich und suchte Ausflüchte, wie's eben möglich war; war aber am Ende gezwungen einzusehen, daß er's mit einem entschlossenen Manne zu thun habe, der ihm im Falle der Weigerung mit so kaltem Blute eine Kugel durch den Kopf jagt, als würde er nur auf einer Scheibe nach dem Ziele schießen .. und war endlich genöthigt, in die Sache einzuwilligen.

Der Vater öffnete hierauf die Thüre des Nebenzimmers, in welchem ein Priester, zwei Zeugen und eine bleiche, zitternde Frau standen. Der Soldat führte ihnen den Grafen auf und sagte diesem: daß der Geistliche der Onkel, die zwei Zeugen aber die Brüder der Braut seien; wodurch er den Grafen der Hoffnung beraubte, sich vor den Zeugen gegen diese Gewaltthat verwahren, oder dieselben als dereinstige Zeugen gegen diese gezwungene Verbindung brauchen zu können. Er mußte sich mit dem verführten Mädchen trauen lassen und den Heiratskontrakt unterfertigen. Dabei war die Pistole stets gegen seine Stirne gerichtet. Als die Ceremonie zu Ende war, packten Vater, Beistände und der Geistliche ihre Sachen zusammen, empfahlen sich, stiegen in ihre Wagen und fuhren nach Hause. An die Braut richteten sie auch nicht ein Wort; jetzt kümmerten sie sich nicht mehr um das, was mit ihr geschehen wird.

Graf Stephan war in Verzweiflung. Er hatte Aussicht eine Verbindung mit einer angesehenen Fürstentochter eingehen zu können, die zwar alt war, aber reich und um einen Rang höher als der Graf; jetzt war das Alles vernichtet und in die Familie die Tochter eines namenlosen, kleinen Edelmannes

gebracht, deren Vater von einer Pension lebt, deren Brüder Advokaten sind und die schon früher seine Geliebte war.

Der Graf schickte seine junge Frau sofort auf seine Maróther Herrschaft, verbannte sie dort in eine kleine bescheidene Wohnung, von wo sie niemals, auch nicht einmal in die nächstgelegene Stadt, sich entfernen durfte.

Hier in dieser Einsamkeit nun gebar die unglückliche Gräfin in den ersten Monaten ihrer Verbannung Cynthia, dort wurde diese bis zu ihrem fünften oder sechsten Jahre erzogen; Sie erinnern sich vielleicht noch an das melancholisch-traurige Gesicht, das später manchmal auch im Tarnóczer Schlosse erschien; Sie, meine liebe Irene, mögen damals beiläufig vier Jahre alt gewesen sein.

Die Neigung Cynthia's zu Ihrem Bruder datirt sich noch von dieser Zeit her.

Cynthia schien die Leiden ihrer Mutter zu fühlen und zeigte immer unverhohlen einen bitteren Haß gegen jene Schichten der Gesellschaft, von wo ihre Mutter verbannt wurde und suchte in einem gewissen Trotze immer solche Gesellschaften auf, die unter ihrem Range waren.

Als Vater und Bruder in Brenótz ihre Wohnung aufschlugen, nahmen sie das Kind der Mutter weg und ließen es dort vor ihren Augen erziehen; nur an Festtagen war es dem Mädchen gestattet, seine Mutter zu besuchen und das auch nur immer in Begleitung einer Gesellschafterin des Hauses, die mit der Mutter Cynthia's gewöhnlich so umging, wie mit einem Dienstboten, was derselben jedoch von Cynthia im Brenóczer Schlosse in tausendfachem Maße zurückerstattet wurde.

Man hielt sie für das schlechteste Kind in der Welt, welches besondere Lust daran habe, stets Aergerniß zu erregen und hierin sehr erfinderisch sei; aber ich sah Cynthia oft bei ihrer Mutter, sie war zart wie eine Taube, voller Anmuth und Liebe, die vor jeder Gesichtsbewegung der leidenden Frau zitterte.

In einigen Jahren starb dann die Mutter. Cynthia wurde nach Wien transportirt! Sie mußte sich von ihren Lieblingsbeschäftigungen, ihren Spielgenossen, von ihrem ganzen ländlichen Wesen trennen.

Dort erzog man sie zu einer feinen Dame, die sodann in den höheren Kreisen als Stern erster Größe glänzte.

Hier wurde ihr all der Götzendienst zu Theil, wozu sie ihre Schönheit und ihre Stellung berechtigten. Durch ihre Hand konnte die Familie Brenócz wieder einen neuen glänzenden Namen auf den Stammbaum pfropfen. Es gab hohe, angesehene Herren, die sich glücklich gefühlt hätten, wenn sie ihnen Gehör gegeben hätte. Ja man sprach sogar von einem Sprößling einer deutschen Regentenfamilie, der bei dem Grafen Stephan zweimal um die Hand des Mädchens geworben haben soll.

Cynthia wies sie alle zurück.

Auf wen wartet sie? fragten sich die Leute einander. Was für ein Glück glaubt sie noch machen zu können?

Und als man auf diese Weise das Ideal Cynthia's in der höchsten Höhe suchte, stellte sich's endlich heraus, daß die Comtesse von einem armen jungen Edelmann phantasirt, mit dem sie in ihrer Kindheit vielleicht blinde Kuh gespielt hatte

und den sie seitdem nicht vergessen kann. — Das ist Ihr Bruder, meine theure Irene.

Wer könnte den Unwillen beschreiben, welcher das Herz des brenóczer Grafen ergriff, als der Skandal bekannt wurde. Wie lachte man über diese Familie!

Statt Fürsten ein nichtsnutziger gemeiner Edelmann ein „tekintetes ur!“

— Das schändliche Bauernblut! rief Graf Stephan, den der Gedanke zur Verzweiflung brachte, daß durch seine unverzeihliche Verbindung mit der Tochter eines „gewöhnlichen“ Edelmannes, diese Neigung, dieses penchant zu den unteren Klassen, zu der Canaille wie irgend eine vermaledeite Krankheit, von Stamm zu Stamme übergeht und das wahrhaftig veilchenblaue edle Blut der Brenóczer ganz und gar ausartet.

Hierauf mußte das Mädchen die furchtbarsten Leiden durchmachen, nur um es von dieser Neigung abzubringen. Sie wissen, daß Cynthia nicht entsagte, sondern fest und unerschütterlich blieb bei der ersten, ewigen Liebe ihres Herzens und dadurch sowohl sich als Ihren Bruder unglücklich machte.

Illés, der Bruder Cynthia's, ein Kind der ersten Ehe des Grafen mit einer englischen Milady, forderte den verhaßten Geliebten seiner Schwester zu einem Duelle heraus, in welchem jener den Grafen auf sechszig Schritte in die Hüfte schoß, daß dieser bewußtlos zu Boden stürzte. Man sagt, hätte Illés früher geschossen, so hätte Cynthia's Geliebter fallen müssen, denn sie waren in der Barriere und Graf Illés wollte ihn noch einige Schritte herankommen lassen, damit sein Schuß ein tödtlicher sei.

Nach diesem Ereigniß gelobte Ihr Bruder vor Cynthia, dem Grafen überall aus dem Wege zu gehen, weil er überzeugt war, daß der Graf, sobald er wieder hergestellt ist, eher nicht ruhen wird, bis einer von Beiden auf dem Platze bleibt. Cynthia schauderte vor einem solchen Zusammentreffen und ihr Geliebter schwor ihr bei seiner Ehre und Liebe, sich vor Illés zu verbergen.

Auf diese Art verschwand der unglückliche junge Mann, Niemand weiß wohin; selbst wir wissen es nicht.

..... Irene seufzte tief auf...

Leonore fuhr in ihrer Erzählung fort.

— Nur Cynthia wußte, wo sich Tarnóczy aufhielt. (Ich will seinen Taufnamen nicht nennen, weil ich weiß, daß Sie das sehr unangenehm berührt.) Eines Tages aber kamen die Grafen zufällig in den Besitz dieses bisher gut bewahrten Geheimnisses. Die Herren waren eben in Brenócz um ihre Güter Krénffy in Pfand zu geben, als dieser von dem unglücklichen jungen Manne einen Brief erhielt, in welchem derselbe seinen alten unverschämten Wucherer bittet, ihm eine Summe Geldes zu schicken, derentwegen er im Schuldengefängnisse sitzt. Diesen Brief schrieb Tarnóczy aus Straßbnrg.

Irene fing bitterlich zu weinen an.

— O, ich kenne ihn. Geht es ihm schlecht, so schreibt er lieber an seinen größten Feind, als an mich.

— Er war zu stolz sich an jene zu wenden, die ihn so sehr liebt, die so viel für ihn geopfert hat, und wandte sich lieber an den, der ihn zu Grunde richtete. Das ist Männertugend, meine Liebe .... Krénffy hatte nicht nur keine Lust, die

gewünschte Summe zu schicken, sondern zeigte auch noch das Schreiben den Grafen, woraus diese dann natürlich in Erfahrung brachten, daß Tarnóczy sich in einer Lage befinde, in welcher er ihnen nicht einmal entkommen kann.

— Gerechter Gott, rief Irene, indem sie sich angstvoll von ihrem Lager erhob.

— Seien Sie ruhig, liebe Irene. Hören Sie mich weiter. Graf Illés theilte diese Nachricht Cynthia mit und forderte sie auf, ihrer wahnsinnigen Neigung zu entsagen, widrigenfalls er Tarnoczy allsogleich aufsuchen werde.

— Mein Gott, mein Gott! Und Cynthia? . . . .

— Erbat sich Bedenkzeit bis zum Morgen des folgenden Tages; reiste mit ihrem Vater Nachts nach Maróth, wo ihre Mutter die traurigen Tage verlebt hatte und erklärte dann in der Frühe dem Grafen Illés, daß sie ihrer Liebe nicht entsage. Der Graf reis'te noch dieselbe Stunde ab.

Das Wort erstarb auf den Lippen Irenen's, ihr Athem stockte . . . .

— Als nun Graf Illés in Straßburg ankam, fand er Tarnóczy schon nicht mehr dort; Tags vorher war seine Schuld bezahlt — mittelst eines von Krénffy ausgestellten Wechsels.

— Ah! seufzte Irene mit erleichterter Brust und ihr Herz fing jetzt rascher zu klopfen an. — Das ist doch sonderbar!

— Illés konnte sich die Sache nicht erklären: daß es Cynthia gethan hatte, wußte er zwar sehr gut, aber wann und wie sie dies ausführte, blieb ihm ein Räthsel, nachdem Cynthia weder Zeit noch Gelegenheit haben konnte mit Krénffy

zusammen zu treffen. Dieses Räthsel blieb den beiden Grafen lange unerklärt. Eines Tages jedoch, als der Carneval begann, beehrte Fürst * *, zu dessen alten Privilegien es gehörte, die Saison zu eröffnen, die Familie Brenócz mit einer Einladungskarte. Graf Stephan war sehr überrascht, auf derselben nur seinen und des Grafen Illés Namen zu lesen. Sonst pflegte auch der Name der Comtesse Cynthia besonders erwähnt zu werden. Der Graf schrieb dieses einem Versehen des Sekretärs zu, und der Fürst habe aus Zerstreutheit diesen Verstoß gegen die Etiquette nicht bemerkt. Diese Unaufmerksamkeit wollte Graf Stephan dem Fürsten fühlen lassen und erschien zur Soirée nur mit seinem Sohne. Cynthia blieb zu Hause.

Aber der Fürst erwähnte auch nicht mit einem Worte, warum die Comtesse nicht erschienen sei, worauf doch Graf Stephan besonders feine und höfliche Piquanterien schon vorhinein in Bereitschaft hielt. Er hatte keine Gelegenheit, dieselben anzubringen.

Zur zweiten Soiree schickte der Fürst wieder seine Einladung, worauf wieder nur der Name des Grafen und seines Sohnes geschrieben stand.

Nun ist zwar in Romanen nur die Zahl d r e i die vollständige, aber man würde den Charakter des Grafen Stephan von Maróth verkennen, wenn man glauben möchte, er werde von derlei Ueberraschungen auch die dritte abwarten. Er ging sofort zum Fürsten ***, um ihn ganz ernst zu fragen: was das werden soll, daß, wenn man einen vornehmen Mann vom hohen Adel zu einem Feste einladet, ein oder das andere Mitglied der Familie davon ausgeschlossen wird.

Die Conversation mit dem Fürsten dauerte bis spät Abends. Es war beinahe Mitternacht, als der Wagen des Grafen nach Hause rasselte.

Hier fragte er seinen Portier, ob Comtesse Cynthia schon nach Hause gekommen sei?

Sie hat sich schon lange zur Ruhe begeben; erhielt er zur Antwort. Damit eilte er in sein Apartement hinauf, ging hier in seinem Kabinete längere Zeit auf und ab, hieß seine Diener schlafen gehen, und als endlich im Hause alles ruhig war, nahm er das Licht und ging allein in die Zimmer Cynthia's hinüber.

Im Vorsaale schliefen die Kammermädchen der Comtesse, denen er den Befehl ertheilte, sich indessen als er mit der Comtesse sprechen werde, anzukleiden und dann in dem Zimmer der Gesellschafterin zu warten, bis er ihnen klingeln werde.

Jetzt trat er zu Cynthia ein.

Die Comtesse pflegte sehr wenig zu schlafen, war auch jetzt noch wach, und überrascht ihren Vater in so später, ungewohnter Stunde mit einem so verstörten Gesichte in ihr Schlafzimmer treten zu sehen.

— Sind Sie wach? fragte der Graf indem er die Thüre hinter sich zumachte und sich dann in ein vor dem Bette Cynthia's stehendes Fauteuil setzte.

— Cynthia, sagte er mit zitternder, befangener Stimme. Ich habe heute eine traurige Geschichte gehört, die mich krank gemacht hat, ich fühle mich unwohl, wie nie in meinem Leben. Schon zweimal wiederfuhr mir die Beleidigung, daß

man in hoher Gesellschaft, in der Sie als Stern erster Größe glänzten, Ihren Namen ignorirte und sich nur meiner und meines Sohnes erinnerte. Ich pflege Beleidigungen, die Sie treffen, nicht so leicht hinzunehmen. Ich kenne die Pflichten, die ich als Vater meiner Familie schuldig bin, und würde selbst den Hauch rächen, der Ihren Namen verdunkeln wollte.

Graf Stephan sagte in der That diese Worte, Graf Stephan, der feine, lächelnde Hofmann, der sein wahres Gesicht Niemandem zu zeigen pflegt. In diesem Momente aber erschien er mit seinem wahren Gesichte, sprach in aufrichtigem Tone mit seiner Tochter.

— Ich habe dieser Beleidigung wegen Rücksprache gepflogen, setzte der Graf fort, und komme jetzt vom Fürsten ***, der mir folgende Geschichte erzählte. — Es geschah eines Nachts, daß ich und Sie in jenem Hause die Nacht zubrachten, welches Ihre Mutter bewohnte. Ich, als Wache, schlief im unteren Zimmer, Sie, als Gefangene, im oberen Salon. Was bewachte ich damals? Die Ehre meiner Familie. Was verloren Sie? Das, was ich bewachte.

Cynthia zitterte bei diesen Worten, sie erbleichte. . . .

(Vielleicht zitterte und erblaßte Irene ebenfalls, der die Geschichte nur erzählt wurde, welche jene durchleben mußte.)

— Als schon alles schlief, setzte der Graf fort, sind Sie aus dem Hause entflohen, ich weiß nicht auf welche Art und wohin, ich weiß nur, daß Sie entflohen sind. Ganz allein und zu Fuße sind Sie in später Nacht nach Brenócz zurückgekehrt. Es ist mir ein Räthsel, ein unerklärliches Geheimniß,

wie es geschah — aber es ist gewiß, daß Sie in Brenócz um Mitternacht mit dem jetzigen Herrn im Schloße eine Zusammenkunft hatten und ihn, man weiß nicht auf welche Art und Weise dazu bewogen haben, Ihren verhaßten Geliebten zu befreien. Das ist eine Thatsache, die nicht erwiesen zu werden braucht. Einen Zweifel, eine Erörterung leidet nur die Frage: um welchen Preis? Jener Mann, mit dem Sie im Brenóczer Schlosse eine Zusammenkunft hatten, sagt, nachdem er diese Geschichte erzählt hat, daß man Ihnen nichts abschlagen kann.

Cynthia glich in diesem Augenblicke einem Todten; einem, den ein furchtbarer, entsetzlicher Traum wie in einem Sarge verschlossen hält und der es hört, wie man ober ihm den Deckel zunagelt; . . . aber bei diesen Worten, bei diesen schändlichen Worten hätte sie aus dem Sarge aufspringen müssen, selbst wenn sie todt gewesen wäre.

— Vater! das ist eine Lüge! Ich habe ihm für die gebetene Summe das Haus meiner Mutter verkauft.

— Der Graf holte tief Athem . . . .

— Also Sie bekennen es, daß Sie dort waren. Desto besser. Ich befürchtete, daß Sie die Sache läugnen und mich Lügen strafen werden.

Hierauf klingelte der Graf und verlangte von dem eintretenden Kammermädchen ein Glas Wasser und einen Theelöffel, und als diese sich entfernte, nahm er aus seiner Brieftasche ein zusammengefaltetes kleines Papier und öffnete dasselbe. Es enthielt ein weißes Pulver; er schüttete dasselbe vorsichtig in das Wasser, welches sofort eine grüne Farbe annahm

und als er es mit dem Theelöffel umrührte, in eine violette Farbe überging; hielt er mit dem Rühren inne, so schlug sich im Glase ein dichter, schwerer Bodensatz nieder.

Hierauf schwieg der Graf und rührte nur die Flüssigkeit im Glase um.

— Was wird jetzt geschehen? fragte er endlich nach langem Stillschweigen. Dieser Vorfall wird allgemein bekannt, man wird in jedem befreundeten Kreise davon sprechen, und ich fühle schon die ironische Kälte, mit welcher mir die Leute begegnen werden, Leute, die mir sonst wohlgefällig lächelnd entgegen kamen, werden sich in aller Eile von mir entfernen; spreche ich Jemanden an, so erhalte ich kurze Antworten; die Verbindung meines Sohnes mit Comtesse Pálmaffy ist plötzlich abgebrochen und Illés reis't noch in dieser Stunde in's Ausland, um diese Stadt nie wieder zu betreten. Auch ich kann den Morgen nicht hier erwarten. Ich will fort, so lange es noch finster ist, damit mich niemand erblicke und verberge mich in der Eremitage zu Maróth, die ich allsogleich von jenem Manne einlösen werde.

Cynthia verbarg schluchzend ihr Gesicht unter die Kissen. Verzweiflung erfüllte ihre Seele. . . .

Der Graf rührte leise die Flüssigkeit im Glase um.

— Jetzt bleibt Ihnen nur eines zu thun übrig, Cynthia: ich glaube, Sie wissen das selbst am besten. Brauche ich's vielleicht zu sagen?

— Ich weiß es nicht, stammelte die Unglückliche, die jetzt allmälig die Besinnung verlor.

— Sie wissen es nicht? Das wundert mich sehr. Eine Dame

von hohem Range, eine Comtesse Cynthia von Brenócz, eine der gefeiertsten Damen im Lande, verliert ihren guten Ruf, die Achtung der Welt, befleckt das Wappen ihrer Familie, wird zum Skandal der Welt . . . und weiß dann nicht, was sie thun soll? Wissen Sie wirklich nicht was Sie thun sollen?

Das gemarterte Mädchen war nicht im Stande, den Sinn dieser Worte zu errathen.

— Dann bin ich gezwungen, es Ihnen zu sagen, sagte der Graf sich vom Fauteuil erhebend und das Glas Cynthia darreichend. Sie werden das austrinken —

— Mein Gott? Was ist das? rief das Mädchen entsetzt.

— Was könnte es anders sein? Gift ist es. Ein sicheres, untrügliches Mittel. Nehmen Sie . . . .

— Vater! schrie Cynthia auf und ergriff vor Entsetzen krampfhaft den Arm des Grafen. Was willst Du? Was willst Du mit mir beginnen?

— Begraben will ich Dich — beweinen. Dein Name soll unbefleckt von der Erde entschwinden. Einem Todten verzeiht man alles, der Tod söhnt alles aus. Du mußt sterben.

Die Schrecken der Verzweiflung warfen Cynthia auf ihr Lager zurück, ein Schauer durchzuckte ihre Glieder; die Todesfurcht, die noch martervoller ist als der Tod selbst, lag auf ihren Zügen.

— Feige, — Elende — sagte der Graf und stellte das Glas auf den Tisch. In dem Bauernblute steckt die Feigheit.

Auf diese Worte hin überwand Cynthia das Schluchzen und Zittern, und ihre ganze Seelenkraft zusammenfassend wendete sie sich zu ihrem Vater, der vor dem Bette stand.

— Nein, — ich fürchte mich nicht vor dem Tode, — ich bin jede Stunde zu sterben bereit, — wann es Gott will. Doch so, wie Sie es verlangen, kann ich nicht sterben; so plötzlich, durch diesen unbekannten Trank hier, — in dieser Verzweiflung . . . Vater, sehen Sie mich nicht mit diesem Blicke an, der mir die Besinnung raubt.

Das arme Mädchen stürzte ohnmächtig vom Bette herab, aber der Graf hielt sie auf und legte sie auf das Kissen zurück, setzte sich dann ans Bett, nahm den Kopf Cynthia's an seine Brust und streichelte ihr dann das aufgelöste Haar, wie Eltern ihre vielgeliebten Kinder zu liebkosen und ihnen zu schmeicheln pflegen. Er sprach jetzt in sanftem, beruhigtem Tone zu ihr.

— Fürchte dich nicht, Cynthia, fürchte dich nicht . . . mein liebes Kind, meine theure Tochter. Du weißt, wie sehr ich dich stets liebte. Zeigte ich's auch nicht, so fühlte ich es desto mehr. Du warst ja mein Stolz, meine Freude. Zittere nicht, fasse Muth. So, — Muth, meine theure Cynthia. Sei stark, wie du's immer warst. Ziehe dir die Kissen zurecht und die Decke auf deine Brust, bringe dein Haar in Ordnung — zeige keine Bestürzung und Furcht. Beruhige dich, ich werde an deiner Seite bleiben, dich trösten und dir Muth einflößen; ich werde das Glas halten, wenn deine Hand zittern sollte; als ob du krank sein würdest und ich dir die Arznei reichte. Fürchte nicht, daß es dir Schmerzen verursachen wird; die Wirkung ist eine plötzliche. Ich will bei dir bleiben, dein Haupt in meinen Händen halten, dir die Augen schließen und den letzten Hauch von deinen Lippen küssen. . . . O, beruhige dich, mein Kind.

Aber Cynthia schrie vor Entsetzen auf, sprang aus dem Bette und stürzte sich zu den Füßen ihres Vaters, dessen Knie sie krampfhaft umschlang.

. . . . . Auf Irene machte diese Szene einen so furchtbaren Eindruck, daß, gleichwie Cynthia, auch sie aus dem Bette sprang und ihr Gesicht auf Leonoren's Brust verbarg.

— Entsetzlich! rief sie zitternd vor Furcht und Schrecken . . . Erzählen sie nicht weiter . . . Endigen Sie . . . Hat der Vater seine Tochter gemordet?

— Nein, — nein. Angst und Schrecken verliehen Cynthia die Kraft der Rede, die Macht des Wahnsinns. Sie sagte, daß sie nicht sterben kann, nicht sterben will, daß ihr das Leben lieb und theuer und sie bereit sei, ihrem Vater in den verborgensten Winkel der Welt zu folgen und dort freudenlose Tage zu verleben; sie sei bereit jeden ihrer Augenblicke zum Trost und zur Beruhigung ihres Vaters zu opfern, aber sterben könne und wolle sie nicht.

Der Graf stieß sie mit Haß und Verachtung von sich und schrie in einem Tone, der Muth und Abscheu ausdrückte:

— Berühre mich nicht!

Das Mädchen lag zu seinen Füßen, wie ein armer, zertretener Wurm.

Graf Stephan hielt seine Hand noch immer an dem Giftbecher und starrte seine Tochter an, die unter diesem Blicke tausendmal martervoller zu sterben schien, als vor dem gefürchteten Gifte.

Der Graf rührte mit dem kleinen Theelöffel aufs neue den Bodensatz im Glase auf, bis die Flüssigkeit ganz veilchen-

blau wurde und sagte dann in dumpfem, kaltem Tone zu seiner Tochter:

— Thust du's nicht, nun gut, so thue ich es.

Und damit hob er das Glas an seine Lippen.

..... Bei diesen Worten hätte Irene bald alle Kraft verlassen. Leonore bedauerte das arme Kind, machte ihr in ihrem eigenen Bette Platz, zog sie an sich und deckte sie zu — dann erzählte sie weiter, wie's Mägde zu thun pflegen, das einschlafende Kind verbirgt seinen Kopf vor den erzählten Schrecknissen, — und braucht nur die Augen zu schließen damit ihm nichts Böses widerfahre.

... Cynthia machte einen Schrei des Entsetzens auf diese Bewegung ihres Vaters.

— Mutter, Mutter — o, meine arme Mutter!

Und in demselben Augenblicke entfiel dem Grafen das Glas und zerbrach in Scherben auf dem Boden .... seine rechte Hand fiel leblos herab .... Er starrte einen Augenblick vor sich hin und stürzte dann sprachlos zu Boden....

Die auf das Geräusch hereinstürzende Dienerschaft fand zwei Ohnmächtige im Zimmer liegen... Man legte Cynthia in ihr Bett zurück und lief einen Arzt zu holen... Sie kam erst in zwei Stunden wieder zu sich; Graf Stephan erst, als man ihm dreimal zur Ader gelassen hatte.

Sein erstes Wort, als er zur Besinnung kam, war eine Frage nach seiner Tochter. Er wollte sie sehen.

Cynthia, ihre eigene Schwäche nicht beachtend, eilte an das Lager ihres Vaters.

Graf Stephan, der stolze Mann, war in diesem Augenblicke nicht mehr zu erkennen.

— Mein Kind, sagte er mit großer Anstrengung, als sich die Aerzte zurückgezogen hatten, . . . ich habe ein Jahrhundert durchgeträumt . . . mehr, als in einem Menschenleben geschehen kann . . . o, wie süß ist das Erwachen . . . . Der Schlaf in der andern Welt ist schwer . . . . mir graut davor . . . Man soll ihn nicht vor der Zeit aufsuchen . . .

Dann erzählte er seiner Tochter furchtbare Dinge, die Ihnen Angst und Schrecken verursachen würden, meine theure Irene. Endlich bat er Cynthia, sie möge ihn nie verlassen, nie. . . . Es werde für beide so angenehm sein, still und ruhig beisammen zu leben, entfernt vom Geräusche der Welt und der Menschen Treiben . . . zuletzt bat er sie um Verzeihung, der Schmerzen wegen, die er ihr verursacht hatte.

Als Cynthia in dem Auge des Grafen Thränen erblickte, wie sie's nie vorher zu sehen gewohnt war, stürzte sie weinend an seine Brust und vergoß Thränen, die jetzt ihr Herz so erleichterten . . .

Sie bat ihn, er möge ihr verzeihen und sie zum Zeichen der Verzeihung umarmen . . .

Aber der Graf blickte ihr nur starr in's Auge und konnte ihre Bitte nicht erfüllen. Die Hand, mit welcher er den Giftbecher zu seinen Lippen erhoben hatte, war vom Schlage gerührt und für ewig gelähmt . . .

„Von diesem Tage an hatte sich Graf Stephan Brenóczi ganz geändert. Aus dem hochmüthigen, gebieterischen Manne wurde ein stiller, ruhiger, in sich gekehrter Mensch; der glatte,

lächelnde Weltmann ist jetzt eine gebeugte, sieche Gestalt, die man oft zitternden Hauptes an stillen, abgelegenen Orten der Stadt herumschwanken sieht, einzig allein nur von seiner Tochter begleitet und sich auf den Arm derselben stützend, — schon früh Morgens steht seine Equipage vor der Thüre einer Kirche. Jetzt besucht er nimmer die Salons, sondern geht in die Kirche. Die Menschen kommen so spät auf den Gedanken, daß der Tempel des Herrn das einzige Haus ist, von wo Niemand betrübten, bitteren Herzens heimkehrt. Sie müssen früher grau und gebrechlich werden und die Hälfte ihrer Sinne verlieren, bis sie auf diesen tröstenden Gedanken kommen.

Die übrige Zeit des Tages verbringt er wieder damit, daß er mit seiner Tochter in die entlegenen Stadtviertel hinausfährt, seinen Wagen auf irgend einem Platze zurückläßt und dann die Armuth aufsucht. Sie besuchen die Kranken und Nothleidenden und erkundigen sich um ihre Leiden und Sorgen; hier theilen sie Nahrungsmittel, dort Arznei unter die Kranken aus und sorgen für Brennholz; arme, verlassene Waisen versehen sie mit Kleidung und lassen dieselben ein Handwerk lernen; sie bleiben überall stehen, um sich mit Bettlern und ins Elend gestürzten Leuten zu besprechen. Das geht so fort, einen Tag wie den andern; Regen, Schnee, Sturm und schlechtes Wetter macht bei ihnen keine Ausnahme; jeden Tag wird dieser Gang wiederholt und diese Beschäftigung, nicht daß sie dem Grafen schaden würde, sie verleiht ihm vielmehr noch Kraft und Muth, wenn er sieht, wie sich der Zustand seiner Armen und Kranken von Tag zu Tag bessert.

Hindert ihn etwas am Ausgehen, so muß Cynthia allein die Tour machen. Jetzt bewacht er sie nicht mehr so besorgt und eifersüchtig, wie früher: sie kann den ganzen Tag über ausbleiben, ohne daß er sie auch nur mit einem argwöhnischen Blicke beleidigen würde. Er weiß ja, daß sie auf rechten Wegen wandelt — zwischen den Armen, Kranken und Elenden.

Bei einer solchen Gelegenheit begegnete ich ihr in einer der Vorstädte. Ich kam so eben von der zwölften einflußreichen Person, durch welche ich zu der dreizehnten gelangen sollte, um in Erfahrung zu bringen, ob die vierzehnte in der Fenyéry'schen Angelegenheit nichts zu unsern Gunsten zu thun vermöchte? Cynthia erkannte mich augenblicklich und überraschte mich dadurch sehr, daß sie gleich dort in Gegenwart ihrer Dienerschaft mich umarmte und sagte, wie sehr sie sich freue, mich zu sehen. In ihrer Kindheit liebte sie mich sehr, ich kann das nicht läugnen — denn ich war fast die einzige Freundin ihrer Mutter, aber die späteren Ereignisse machten es doch unwahrscheinlich, daß mich die Comtesse auf den Straßen Wiens wieder erkennen wird. Sie erkundigte sich, wohin ich gehe? Ich gab ihr eine ausweichende Antwort. Ich hätte verschiedene Geschäfte zu besorgen, einige Angelegenheiten zu ordnen. Sie bot sich an, mir in meinen Sachen behilflich zu sein, und mir die Leute zu nennen, an die ich mich vor Allem wenden sollte. Ich antwortete, daß ich ihre Güte unmöglich mißbrauchen könne, nachdem eben die Brenózer Herrschaft die Hauptursache all' unserer Leiden sei und ich gerade im Begriffe bin, dagegen „informiren" zu gehen. Sie schien meine Worte nicht zu verstehen. Ihr

aufrichtiges Staunen überzeugte mich, daß sie kein Wort davon weiß, was sich während der letztvergangenen Zeit ereignete.

Wie abgeschlossen von der Welt muß die Arme leben, nachdem sie von jener Gewaltthat, die so üble Folgen nach sich zog, auch nicht die geringste Kenntniß hat. Ich erzählte ihr dann Alles. Man sah ihr's im Gesichte, in den Augen an, wie neu das alles für sie sei. Es machte einen üblen Eindruck auf Cynthia als ich bemerkte: daß die Herren auf Brenócz jetzt ihre lange gehegten Wünsche endlich verwirklicht sehen und daß die kleine, in ihren Besitz gleichsam eingekeilte Grundfläche auf der Karte ihres Besitzthums keine weißen Flecken mehr verursacht. Sie fragte mich dann besorgt, ob die Familie Brenócz in dieser Angelegenheit etwas thun könne? Ich zuckte die Achseln. Darauf ersuchte sie mich, Tags darauf, nämlich heute, früh Morgens wieder an diesem Ort mit ihr zusammen zu kommen, sie wolle mir etwas mittheilen, was in dieser Sache von großer Wichtigkeit sei. Da fiel mir auch etwas ein. Ich war immer der Meinung, daß Grafen auch ein Herz haben, sowie andere Menschen nur daß sie's besser zu verbergen wissen. Ich wollte versuchen, ob ich nicht ein solches verborgenes Herz auffinden könnte. Heute Früh, als wir uns trennten, sagte ich: ich appellire an Gott! Aber Gott ist meinem Wunsche zuvorgekommen, er war früher dort, als wohin ich ihn rufen wollte. —

Die Komtesse erwartete mich bei dem verabredeten Thore; es schien als hätte sie sich noch mehr beeilt als ich, bei dem Rendezvous zu erscheinen. Als sie mich erblickte, kam sie mir

eiligst entgegen. Sie nahm meinen Arm, wir schlüpften beide unter einem Regenschirm und gingen so die Kreuz und Quer durch Koth und Morast in den abgelegensten Gässen der Vorstädte herum. An Nässe und Koth erinnere ich mich erst jetzt, denn damals waren es ihre Worte, die Leib und Seele in Anspruch nahmen.

Sie fing damit an: es sei nicht unmöglich, der schon verloren geglaubten Sache wieder aufzuhelfen. Sie habe gestern mit dem Anwalt ihrer Familie gesprochen, der sich sehr beruhigend geäußert habe; obschon das Urtheil nicht mehr abgeändert und der Prozeß nicht erneuert werden könne. Gnade könne in dieser Sache niemand ausüben, — einzig allein nur die gewinnende Partei. Man müsse daher einen neuen Rechtsstreit beginnen und zu beweisen suchen, daß in diesem Prozesse nicht Krénffy, der Pfandrechtsbesitzer auf kurze Zeit der Kläger sei, sondern die Grafen von Maróth als die Erbherren von Brenócz; demnach gebühre ihnen das Recht der Beschlagnahme; der Advokat sagte, der Erfolg sei fast gewiß.

Dann steht es der Familie Maróth frei, statt des ihr urtheilsmäßig zugesprochenen Fenyéry'schen Besitzthums, sich mit der emenda capitis desselben zu begnügen und die hiefür obkommenden zweihundert Gulden anzunehmen. Nebenbei gesagt, meine Theure, ärgert es mich doch sehr, daß man Fenyéry's Kopf nur auf zweihundert Gulden schätzt.

Für diese Parenthese gab Irene ihrer Freundin einen Kuß.

— Nicht wahr, meine Theure, Fenyéry ist bei all' seinen unangenehmen Gewohnheiten mehr als zweihundert

Gulden werth? — Die Idee ist gut, antwortete ich Cynthia, wie ich aber den Grafen Brenóczi kenne, so wage ich kaum zu hoffen, daß er diese Gelegenheit zur Ausübung einer edlen That auch benützen wird. Wäre es eine Frau, von der die Sache abhinge, so zweifelte ich keinen Augenblick; aber die Männer, je zartfühlender sie in der Liebe, desto hartnäckiger sind sie im Hasse. Der Mann ist unbeugsam, das weiß ich sehr gut, trotz dem daß die Schriftsteller aller Jahrhunderte mit dem starrsten Eigensinn das Gegentheil beweisen wollen.

Bei diesem Rendezvous nun erzählte mir Comtesse Cynthia jene furchtbare Geschichte, welche den stolzesten, hochfahrendsten der Männer zu einem der unterthänigsten Menschen machte. Graf Stephan Brenóczi ist nicht mehr das, was er war. Ein düsterer, an das Jenseits denkender Grübler wurde aus ihm, wie einer, dessen Rechte durch einen Händedruck des Todes schon erstarrt und gelähmt ist.

Cynthia versicherte mich, daß sie in ein paar Tagen nach Brenócz reisen, und Graf Stephan selbst das Arrangement in dieser Sache betreiben werde. Der Mensch weiß nicht wie lange er lebt.

Ich fragte sie ganz erstaunt: „haben Sie die Sache auch schon Ihrem Vater mitgetheilt?“

Worauf ich die Antwort erhielt, Graf Stephan habe zu dem Plan seine vollkommene Einwilligung gegeben.

Natürlich, daß ich der liebenswürdigen Dame um den Hals fiel, und sie hundertmal abküßte.

— Sie müssen eine besondere Macht über Ihren Vater ausüben.

— Das Ganze kostete mich nur ein Wort, erwiderte sie heiter und froh: aber jene melancholisch-großen Augen, die an ein solches Lächeln nicht gewohnt sind, straften das heitere Gesicht Lügen. Ich war neugierig zu erfahren, wie sie den Grafen zu diesem plötzlichen Entschlusse bewogen hatte. Die Sache verhält sich ganz einfach so: sie theilte ihren Plan dem Grafen mit, und fügte die Bemerkung hinzu, daß wenn er in denselben einwilligt, sie bereit sei, ihrer Liebe gegen Tarnóczy zu entsagen.

— Und sie entsagte? fragte Irene.

— Sie wird in ein Kloster gehen.

Bei diesen Worten verstummten Beide und beweinten das Schicksal der leidenden Dame, deren ganzes Leben nichts als ein Opfer war.

Allmälig, wie hier das stille Weinen, hörte auch draußen der Regen auf, noch einige Tropfen. . . noch ein Seufzer aus der beklommenen Brust. . . und der Sturm hat ausgetobt . . . draußen auf den Straßen . . und hier in den Herzen. Was mögen sie wohl für Träume gehabt haben?

---

2. Das Zusammentreffen.

Herrn von Krénffy rührte die angenehme Nachricht wie ein Donnerschlag, daß sich Graf Stephan Brenóczi in den Fényery'schen Prozeß mengen wolle, ja sogar das Recht des Klägers ausschließlich sich selbst vindicirt.

— Ah, das ist entsetzlich! schrie er, die Thüren mit den Füßen zustoßend. In seiner Wuth wünschte er keine geringere Genugthuung von der Natur, als daß sich die Erde aufthue und Alles verschlinge, oder der Himmel herabstürze, oder zum mindesten ein Komet erscheine, der die Welt aus der Axe hebt und dergleichen Kleinigkeiten mehr, wie schlechte Poeten zu jammern und zu wüthen pflegen, denen die Geliebte kein Gehör und der Schuster keinen Kredit mehr schenkt und die dann in ihrer Wuth Sonne und Mond und andere „geballte Materie“ auf uns unschuldige Menschen herabwünschen.

Auch hatte Krénffy erfahren, wer ihm in Wien die angenehme Unterhaltung vorbereitet. Niemand anderer als die kleine Fee von Tarnócz: dieser allüberall im Wege stehende,

heimtückische kleine Dämon und dessen Freundin, die dort unaufhörlich heilen wollen, wo er eine Wunde zu schlagen beabsichtigt.

— Na, aber diesem Engelein werde ich auch die Flügel stutzen!

Krénffy pflegte nicht viel umsonst zu reden, auch wenn er allein war nicht; Monologe sind überhaupt nur eine Erfindung der dramatischen Schriftsteller: ein gescheidter Mensch denkt nicht laut, daß es alle Welt hören kann.

Er pflegte zu handeln und überließ dann das Reden darüber Anderen. Die spaßigen Zickzackwege, auf welchen seine Thaten zur Welt kamen, verrieth er den Leuten nicht. Eines Tages, als sich Graf Stephan zur Reise nach Brenócz anschickte, saß Cynthia allein in ihrem Kabinet. Es waren schon Wochen vergangen, daß sie keinen Besuch empfangen hatte. Aber die Neugierde (im gewöhnlichen Leben nennen sie's Mitleid) stachelte eine oder die andere ihrer Bekannten auf, der vom Throne gestürzten Herzenskönigin eine Visite zu machen. Cynthia hatte ihrer Dienerschaft den Befehl ertheilt, sie sei für Niemanden zu Hause, sie sei krank, — liege im Nervenfieber.

Dazu gehörte wahrlich keine große Verstellung, denn die Leiden waren auf ihrem Gesichte zu lesen. Durch den Schmerz und Kummer wurde aber dieses Antliz noch schöner, der innere Gram verlieh ihren Zügen neue Reize und was andere entstellt, wurde bei ihr zur Schönheit und Anmuth.

Seit einiger Zeit trug sie keine englischen Locken und zur Toilette bedurfte sie keines Stubenmädchens mehr; sie

selbst band sich das Haar und befestigte es mit einem schwarzen Seidennetze nachlässig am Kopfe; sie trug jetzt keine anderen Kleider, als einfache weiße ohne alle Stickerei, aber dieses Negligée, das nachlässig geordnete Haar machten sie noch hundertmal schöner: sie glich einer Göttin aus den Zeiten der homerischen Gesänge. Man sah sie jetzt nie mit einem Tuche in der Hand, oder an ihrem Stickrahmen und Klavier. Den ganzen Tag ging sie in ihrem Zimmer auf und ab, sie konnte weder arbeiten, noch lesen oder singen. Aber auch weinen nicht. Wer sie sah dem brach das Herz.

Man komme mir nicht mit den Schmerzen der Niobe. Niobe konnte weinen, ihre Thränen flossen wie ein Bach. Aber das ist ein Schmerz, wo keine Thräne rinnt, wo keine rinnen darf.

— Eine Frau wünscht mit Comtesse zu sprechen — meldete ein Diener.

Cynthia blickte ihn sprachlos an, als wollte sie fragen: was fällt dir ein, mir dies zu melden? Konntest du ihr, wie den übrigen nicht sagen, daß ich nicht anzutreffen, daß ich gestorben bin?

— Ich wollte sie abweisen, sagte der Diener; aber sie fiel mir in's Wort, bevor ich reden konnte. Sie sagte: Ich weiß sehr gut, mein Lieber, daß die Comtesse nicht zu Hause und krank, gefährlich krank ist — sie hat das Nervenfieber, das weiß ich alles, aber deshalb seien Sie doch nur so gut, gehen sie hinein und sagen Sie ihr, Leonore wünsche mit ihr zu sprechen.

Auf diesen Namen erheiterte sich das Gefühl der Comtesse

und schickte den Bedienten eiligst hinaus, Leonore herein zu lassen.

Sie konnte sie gar nicht erwarten, sondern ging ihr bis in's Vorzimmer entgegen, empfing sie mit offenen Armen und nannte sich glücklich, sie wieder sehen zu können.

— Kein Glück, sondern vielmehr ein Unglück ist es, meine liebe Gräfin, was mich hieher führt; sagte Leonore, als sie in Cynthia's Zimmer gelangten und diese Hut und Mantel Leonorens in Empfang nahm, wie man es bei einem Gaste zu thun pflegt, von dem man wünscht, daß er lange bei uns bleiben soll.

— Cynthia wurde durch diesen Eingang überrascht.

— Ich falle mit der Thür' ins Haus; liebe Gräfin. Ich bin wirklich gekommen, um Ihnen Bitterkeit und Verdruß zu verursachen; deshalb zürnen Sie mir nur recht, denn was ich Ihnen jetzt sagen werde, ist für Sie höchst unangenehm, höchst beleidigend — und wäre ich Ihr größter Feind, so hieße es Grausamkeit, Ihnen alles dies mitzutheilen. Sehen Sie mich daher nur recht streng' und zornig an.

Cynthia versicherte Leonore, sie werde das nicht thun; was sie auch immer sagen möge, es wird ihr angenehm sein; zum Beweis dessen setzte sie sich neben Leonore und ergriff freundlich ihre Hand.

— Liebe Gräfin, ich muß mit der traurigen Nachricht beginnen, daß mein kleiner Günstling, meine kleine Fee sehr nahe daran ist, ihr ganzes Vermögen zu verlieren.

— Wie? Irene war ja stets so klug, so bescheiden — nicht im geringsten eine Verschwenderin. Freilich hat sie dieses

Jahr zur Abwehr der allgemeinen Noth viel Geld ausgegeben. Das ist immerhin ein Opfer.

— Ja, aber das kommt nicht in Rechnung. Diese Pfennige der Barmherzigkeit werden nicht in das Ausgabebuch geschrieben, die müssen von dem für Unterhaltung bestimmten Gelde erspart werden. Das ruinirt den Menschen noch nicht. Ich werde Ihnen die Ursachen dieser traurigen Lage erzählen — ich habe dieselben soeben erfahren. Das arme Kind hat das vor mir immer zu verheimlichen gewußt — nicht einmal eine Falte auf ihrer Stirn verrieth ihre Sorge. Jetzt aber war sie gezwungen, mir alles zu sagen, denn die Sache hat fast schon ihr Ende erreicht. Ich glaube, in diesem Augenblicke besitzt Irene nichts mehr.

— Mein Gott, wie ist das geschehen? . . .

— Versprechen Sie mir, liebe Gräfin, daß Sie jene Menschen, von denen ich Ihnen jetzt erzählen werde, so betrachten wollen, als hätten Sie auch nie von ihnen gehört. Versprechen Sie mir das?

Cynthia drückte der sonderbaren Dame herzlichst die Hand.

— Nun, meine kleine Irene hat einen leichtsinnigen Bruder, der jetzt im Auslande lebt.

Cynthia zuckte krampfhaft mit der Hand und schien ihr Versprechen nicht halten zu wollen.

— Dieser junge Mann hat Gründe, nicht heimkehren zu können und sich im Auslande verborgen zu halten.

— Er hat keine Ursache mehr dazu, lispelte Cynthia.

— Dieser unglückliche Mann hatte eine gefährliche Bekanntschaft . . . .

Cynthia blickte sie finster an.

. . . — Mit einem reichen Manne der ihm Geld zu leihen pflegte; dieser Mensch heißt Krénffy; ich bin gezwungen ihn einen Menschen zu nennen, nachdem Buffon für jene keine besondere Klasse aufstellte, die sich von dem wahren Begriffe dieses Wortes abwenden.

Cynthia drückte lächelnd Leonorens Hand.

— Zwei Drittheil der väterlichen Erbschaft dieses leichtsinnigen jungen Mannes gelangte in den Magen dieses Blutegels, in das Netz dieser häßlichen Spinne. Ich finde es sehr natürlich, daß dieser junge Mann im Auslande jenes auch von andern gebrauchtes Mittel ergriff, Geld gegen Abzahlung in glücklicheren Zeiten, zu leihen zu nehmen. Dieses Geld aber pflegt sehr theuer zu sein. Wer sein Vermögen bei solchen Unternehmungen auf's Spiel setzt, pflegt seine Geschäfte so einzurichten, daß er den Verlust, welchen er bei neun Menschen erlitt, bei dem zehnten vollkommen hereinzubringen trachtet. Der junge Mann hätte viel einfacher gehandelt, sich gerade an seine Schwester zu wenden, ihr seinen Aufenthaltsort zu entdecken und das nothwendige Geld zu verlangen; Irene hätte es ihm ganz gewiß geschickt, denn sie hat ihren Bruder unendlich lieb. Aber ich kenne ihn — er wär' im Stande gewesen, eher ein Seeräuber zu werden oder vor Hunger zu sterben, als seiner Schwester zur Last zu fallen, eben weil er wußte, wie sehr sie ihn liebte.

Cynthia bedeckte das Gesicht mit ihrem Sacktuche . . .

— Ich bitte, liebe Gräfin, Sie haben mir versprochen nichts von den Menschen zu wissen, von denen ich Ihnen er-

zähle. Die Sache ist sehr einfach, höchstens ein bischen langweilig.

— Gut . . . erzählen Sie weiter . . .

— Diese Schwäche verursachte Irene großen Schaden. Ihr Bruder hatte auch keine Ahnung, daß seine im Auslande ausgestellten Wechsel auf geheimnißvollen Wegen alle in Krénffy's Hände gelangten, der sich dann beeilte Irene aufzusuchen und ihr zu erklären: daß, falls sie diese Wechsel nach ihrem Nominalwerthe nicht auszahlt oder dafür nicht Bürge leistet, er ihren Bruder dort wo er ihn findet, werde verurtheilen und einsperren lassen. Das arme Mädchen zahlte natürlich ohne weiters die Schulden ihres Bruders, oder leistete Bürge dafür, wobei der junge Mann vielleicht nicht die geringste Kenntniß davon hatte, daß er eigentlich nicht sich selbst, sondern seine Schwester zu Grunde richtet.

Cynthia sprang ungeduldig von ihrem Sitze auf und schritt leidenschaftlich im Zimmer auf und ab . . .

— Erzählen Sie, Leonore, weiter, nur weiter.

— Aber das alles ist nur eine Kleinigkeit, sagte Leonore sehr ernst.

— Wie? Eine Kleinigkeit? fragte Cynthia befremdet.

— Ja, eine Kleinigkeit im Vergleiche zu dem, was jetzt folgt. Eines Tages brachte Krénffy wieder einen Wechsel zu Irene, welcher durch Tarnóczy acceptirt, durch Buchheimer, einen Berliner Kaufmann ausgestellt, und durch den Banquier Vanhagen in Brüssel auf Krénffy girirt war. Der Werth dieses Wechsels lautete über achtzig Tausend Franks.

— Ah, Leonore, das ist unmöglich, eine so große Summe

konnte er nicht aufnehmen, einen Wechsel über einen so hohen Betrag konnte er trotz seines großen Leichtsinnes nicht acceptiren. Das ist ein Unsinn! Welcher Kaufmann oder accreditirte Banquier würde seinen Namen zu einem Wechsel hergeben, wo der Acceptant nichts besitzt!

— Das werd' ich Ihnen gleich erklären. Irene sagte dasselbe zu Krénffy: Die ganze Sache ist unwahrscheinlich.

— Nun, sehen Sie, auch Irene ist derselben Meinung.

— Krénffy lächelte. Wer ihn nicht lächeln sah, weiß nicht was das heißt: lächeln.

— Ich sah es, lispelte Cynthia.

— Und lächelnd flüsterte er Irene zu: ganz gewiß, die Sache ist unwahrscheinlich, mehr als unwahrscheinlich, dieser Wechsel ist — f a l s ch.

— Mein Gott!

— Das heißt: die Unterschrift des Acceptanten Tarnóczy ist echt, auch jene des Giranten Vanhagen, aber die Unterschrift des Ausstellers ist falsch.

— Mein Gott, mein Gott! Ich verstehe nicht, was sie da sagen. Ich verliere den Verstand, aber ich verstehe Sie nicht; rief Cynthia vor Verzweiflung die Hände ringend.

— Die Arme! O, sie wußte schon alles, obgleich sie sagte, sie verstehe die Sache nicht. — Die Geschichte verhält sich so: Tarnóczy verkaufte an Vanhagen einen Wechsel, welchen dieser, im Vertrauen auf die Firma Buchheimer, einlöste; der Wechsel kam nun in die Hände Krénffy's, als den alten Gläubiger Tarnóczy's, und als Krénffy den Wechsel Buchheimer präsentirte, erklärte dieser: die Unterschrift sei falsch.

— Ich werde ein Narr! rief die unglückliche Comtesse.

— Krénffy zeigte den Brief, in welchem Buchheimer ihm die Fälschung entdeckt. Es blieb kein Zweifel mehr übrig.

— Und was geschah dann?

— Das allernatürlichste von der Welt. Irene blieb keine andere Wahl, als entweder ihren Bruder zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verurtheilt zu sehen, oder für die volle Summe des Wechsels Bürgschaft zu leisten. Natürlich wählte sie das Letztere und ward dadurch zu Grunde gerichtet.

Cynthia stürzte sich krampfhaft auf den Divan. Umsonst, sie konnte nicht weinen.

— Und jetzt bitte ich Sie nur darum, liebe Gräfin, mir den Aufenthaltsort Tarnóczy's bekannt zu geben.

— Wozu? fragte Cynthia in fieberhafter Aufregung, Leonore in's Auge fassend.

— Um ihm zu schreiben, daß er von nun an auf seine Schwester nicht rechnen könne und sein ferneres Leben darnach einrichte.

Cynthia sprang leidenschaftlich von ihrem Sitze auf und eilte an den Schreibtisch.

— Ich selbst werde ihm schreiben, sagte sie mit veränderter Stimme.

— Gräfin! Sie haben es Ihrem Vater gelobt, ihm niemals wieder zu schreiben.

— Ja, — ich hab' es gelobt und einen feierlichen Eid darauf geleistet, möge mich Gott verdammen, sagte ich, wenn ich je auch nur daran denke. Und dennoch werde ich ihm schreiben, welchen furchtbaren Verdacht man gegen ihn hat, denn

ein bloßer Verdacht, eine entsetzliche Erfindung ist das Ganze ... Ich kenne ihn, seine Seele ist rein und edel; leichtsinnig war er immer, aber unehrlich nie. Es kann nicht sein, und man treibt nur ein abscheuliches, höllisches Spiel mit einem Menschen, der sich nicht vertheidigen kann. Aber ich werde ihn befreien! ...

— Was wollen Sie thun?

— Ich werde ihm schreiben, daß er nach Hause komme.

— Und wenn er dann mit Ihrem Bruder zusammentrifft?

— Dann, — möge Gott über Beide urtheilen.

— Um Gotteswillen, Gräfin, Sie werden ein furchtbares Unglück herbeiführen.

— Möglich, .. aber auch das größte Unglück ist besser als Schande. Ich schauderte einst vor dem Gedanken, Tarnóczy oder meinen Bruder im Zweikampfe getödtet zu wissen ... jetzt denke ich mit kaltem Blute daran; der Tod ist eine Ehrensache, ein geschändeter Name Verzweiflung. Ich läugne es, ich glaube es nicht, daß er unehrlich ist! Lieber tödte ich ihn selbst, als daß man so von ihm spricht. Gehen Sie zu Fräulein Tarnóczy und sagen Sie ihr, Leonore, in zwei Wochen werde sie ihren Bruder wiedersehen, — möglich, als eine Leiche, aber ehrbar und rein, das versichere ich sie.

Leonore erhob sich ganz verwirrt von ihrem Sitze; diese Leidenschaft und Empörung der Gräfin hatte sie ihrer Ruhe und Gelassenheit ganz beraubt. Sie war erschrocken wie ein Kind, das mit dem Feuer spielte und jetzt die Flammen beim Dache herausschlagen sieht. Jetzt wurde sie gewahr, daß sie

aus einer geringen Gefahr eine viel größere herbeiführte und nicht mehr im Stande sein werde, den Gang der Sache aufzuhalten.

Sie wollte noch an Cynthia einige Worte richten, aber diese saß schon an ihrem Schreibtische und schrieb mit zitternder Hand und hörte weder das Bitten und Flehen noch die Abschiedsworte Leonoren's, ja sie bemerkte es gar nicht, als diese sich aus dem Zimmer entfernte und das Haus verließ.

Leonore eilte bestürzt zu Irene und wagte nicht, das Geschehene zu erzählen, sondern schwieg, wie ein Kind, das sich eines Vergehens bewußt ist und das jetzt sein Gesicht ungeschickt zu verbergen sucht.

Als Cynthia mit dem Briefe fertig war, überlas sie ihn noch einmal, bevor sie denselben versiegelte.

Das war eine bittere Empfindung! Sich selbst das Herz aus dem Leibe zu reißen!

— Nein! Er kann das nicht gethan haben, rief sie von Schmerz überwältigt — und als wollte sie Genugthuung geben dieser theuren lieblichen Erinnerung, die man ihrem Herzen entriß, suchte sie jenes Porträt hervor, an welches auch nur zu denken ihr nicht mehr erlaubt war, betrachtete mit prüfendem aber dennoch liebevollem Auge dieses sanfte, stattliche Antlitz mit der stolzen, edlen Stirne und den wahrheitssprechenden Augen; je länger sie's ansah, desto mehr gewann sie die Ueberzeugung, daß dieser Mann keiner unedlen That fähig sei — und jetzt, als wollte sie auch selbst die leiseste Spur eines Verdachtes davon entfernen, und es um Verzeihung bitten, daß sie auch nur einen Augenblick gezweifelt,

drückte Cynthia das Bild an ihre Lippen, und bedeckte es mit feurigen Küssen — wobei die Thränen auf das Bild des Theuren herabrollten und ihr Herz Erleichterung fand.

Jetzt nahm sie das Bild aus dem Rahmen heraus und drückte dasselbe leidenschaftlich an's Herz; zündete dann eine Wachskerze an und hielt das Bild darüber. Die Flamme ergriff dasselbe — schon hatte es die schöne Stirne erreicht — schon waren die Augen und die auch jetzt noch lächelnden Lippen vom Feuer verzehrt . . . Cynthia hielt die verkohlten Reste noch immer in der Hand und als sie dieselben loslies, erhoben sie sich langsam in die Höhe und fielen dann herab wie ein schwarzer Sargdeckel, auf welchem sich das rothe Gewürm der Gräber herumschlängelt.

Dann versiegelte sie das Schreiben . . .

. . . . — Von was sind Deine Augen so roth? fragte Graf Stephan seine Tochter, als er von seinem Spaziergange heimkehrte . . . Wen beweinst Du? . . . .

— Einen Menschen, der im Sterben ist, erwiderte Cynthia.

In diesem Augenblicke war der Brief schon auf dem Wege: sie selbst hatte ihn auf einem Postamte in der Vorstadt aufgegeben, damit Niemand davon etwas wisse.

Es mochten nach diesem Vorfalle einige Wochen vergangen sein, als auf einer Station der Bayonner Eisenbahn die Züge sich gegenseitig abwarteten. Aus einem Waggon des von oben kommenden Trains sprang ein junger Mann eben in dem Augenblicke herab, als man die Abfahrt des in der entgegengesetzten Richtung gehenden Zuges signalisirte. Er suchte in aller Hast und Eile auf diesen Train zu kommen.

Man hätte diesen Reisenden seinem Aeußern nach sehr leicht für einen Engländer halten können. Seine Reiseeffekten bestanden in einem länglichen Kästchen, das wie das Futteral einer Violine, oder wie ein ganz kleiner Sarg aussah. Der junge Mann hinkte sehr merklich mit dem einen Fuße.

Der Kondukteur des Pariser Zuges eilte dem jungen Manne nach und ergriff ihn noch auf der Stiege des Waggons.

— Mein Herr, sie setzen sich in einen unrechten Waggon; dieser Zug führt Sie nach Paris zurück.

— Schon gut, — ich will zurück.

— Aber Ihre Bagage ist auf dem andern Train, der bis Bayonne nicht anhält.

— Ich werde meine Bagage schon abholen.

— Auch Ihr Mantel ist dort; es ist kalt, mein Herr.

— Lassen Sie mich in Ruhe. Was geht das Sie an, wenn ich friere.

— Lösen Sie doch früher eine Fahrkarte.

— Ich hab' keine Zeit dazu.

Damit stieß er den Conducteur bei Seite und hinkte die eiserne Treppe hinauf — stieß die erstaunten Reisenden nach rechts und links und drängte sich in den Waggon hinein. Hier hatte er mit dem zweiten Conducteur einen neuen Kampf zu bestehen — ließ sich aber von demselben keineswegs hinausweisen.

Die Locomotiv-Pfeife ertönte und der Zug setzte sich in Bewegung.

Unser sonderbare Reisende warf einen Blick um sich und nahm sofort einen Sitz ein. Ihm gegenüber saß ein junger,

kräftiger Mann mit schönem schwarzem Vollbarte und einem vollen aber blassen Gesichte. Seine Augen hatten einen etwas schwermüthigen Ausdruck. In der Hand hielt er ein Bändchen eines Boz'schen Romans und rauchte eine Cigarre.

Sein vis-à-vis grüßte ihn sehr höflich.

— Guten Morgen, mein Herr.

Dieser sah ihn an und lüftete grüßend seinen Reisehut.

— Ich danke.

Und damit las er weiter.

Sein vis-à-vis saß sehr schlecht und konnte die Füße nicht ausstrecken.

— Wäre es nicht gut, mein Herr, unsere Füße zu kreuzen? Wir säßen beide viel bequemer.

— Recht gerne.

— Ich habe schlechte Füße. Sie verzeihen mir schon, nicht wahr, mein Herr? Dergleichen Gefälligkeiten haben Reisende unter sich auszumachen. Ich habe ein Fußübel. Man hat mir bei einer Gelegenheit eine Kugel ins Hüftbein geschossen.

Der gegenüber sitzende junge Mann blickte auf die wie im Fluge vorbeiziehende Gegend hinaus und ließ gleichgiltig den Rauch seiner Cigarre durch das Waggonfenster wirbeln. Dann schaute er wieder in sein Buch und schien ohne Interesse weiter zu lesen.

— Sie scheinen ein interessantes Werk zu lesen, mein Herr, fragte der andere.

— Ein Boz'scher Roman, antwortete jener und zeigte das Titelblatt des Buches. Martin Chuzzlewit.

— Ah, und das noch mit den Federzeichnungen von Chru-

kisbank. Hab' ihn auch gelesen, 's ist ein sehr interessanter Roman. Bei welchem Bande sind Sie?

— Dies ist der letzte.

— Und der interessanteste. Haben Sie schon das Kapitel gelesen, in welchem der Principal seinen vor ihm fliehenden Commissionär verfolgt?

— Eben jetzt les' ich's.

— Es ist sehr spannend. Dieser Boz schildert so lebendig, daß man beinahe glaubt, man sei selbst der Verfolgte, — wie?

Der Befragte setzte seine Lectüre fort und schien nicht geneigt zu sein, die Conversation fortzusetzen.

— Darf ich Sie um Feuer bitten; meine Cigarre brennt nicht.

— Tessék.

— Ich will keine Zündhölzchen gebrauchen, es kann in diesem Gedränge so leicht ein Unglück geschehen.

Der Zug fing jetzt langsamer zu gehen an, man näherte sich einer Station. Bei dieser Gelegenheit pflegen alle Reisende zum Fenster hinauszuschauen, selbst der, welcher die Gegend schon hundert Mal gesehen hat.

— Mein Herr, finden Sie das Wäldchen hier nicht sehr romantisch gelegen? erkundigte sich der sonderbare Reisende bei seinem vis-à-vis.

— Das Wäldchen ist recht hübsch, sagte dieser, einen flüchtigen Blick auf die Gegend werfend.

— Hätten Sie keine Lust, mit mir einen Spaziergang zu machen in dem Wäldchen?

— Durchaus nicht.

— Hm; wie es scheint, muß sich mein Gesicht verändert haben. Sie kennen mich vermuthlich nicht mehr?

— O ja. Sie sind der Graf Illés von Brenócz.

— Freut mich sehr das Vergnügen zu haben. Und Sie sind Herr von Tarnóczy, — Wohl- und Edelgeboren?

— Sie haben es errathen. Ich machte nie ein Geheimniß daraus.

— Wir haben uns schon so lange nicht gesehen, und ich wollte doch so oft die Ehre haben. . . .

— Ich kann Ihnen auch jetzt nicht zu Diensten stehen.

— Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie damit sagen? Sie werden vielleicht darunter doch nicht verstehen, daß Sie sich mit mir nicht schlagen wollen? Entschuldigen Sie diese Frage.

— Ja, ja, eben d a s wollte ich sagen. Ich muß in zehn Tagen in Ungarn sein, und dort ist es möglich, daß ich Monate lang über mein Leben nicht disponiren kann.

Graf Illés erwiderte mit der größten Verachtung:

— Sie sind ein feiger, elender Mensch!

Tarnóczy runzelte nicht einmal die Stirne, sondern flüsterte ihm zu:

— Jetzt kann ich auf dieses Wort nicht antworten.

— Und wenn ich Ihnen in's Gesicht spucke?

— Dann werde ich mein Sacktuch hervornehmen und mir das Gesicht abwischen und meinen Arm nicht einmal dazu gebrauchen, Sie zu zermalmen; denn ich will mir nicht die Polizei auf den Hals laden und dadurch ein paar Tage verlieren, die mir kostbarer sind als Alles.

Graf Illés ward bleich vor Wuth, bleicher als ein lebloses Wachsbild.

Der Zug setzte pfeifend und donnernd seinen Weg fort und Graf Illés konnte mit seinem attrapirten Gegner die Conversation nicht weiter fortsetzen, denn das Rollen der Räder übertönte das leise Gespräch, welches nicht so beschaffen war, daß es laut hätte geführt werden können. Er war daher gezwungen, seine Wuth bis zur nächsten Station niederzuhalten, wo der Zug abermals stehen blieb und die Reisenden wieder zu Wort kommen ließ.

Da belebte sich dann das Wachsgesicht Illés' auf's Neue und in heftigem Tone redete er seinen Gegner an:

— Sie reisen nach Ungarn zurück?

— Wahrscheinlich.

— Es hat Sie Jemand gerufen, — durch ein Schreiben benachrichtigt? . . .

— Darauf antworte ich nicht.

— Ich schwöre Ihnen, daß, wenn Sie die Grenzen Ungarns betreten, jene Person, die Sie nach Hause gerufen hat, größere Qualen auszustehen haben wird, als die zum ewigen Feuer Verdammten in der Hölle.

Der Bedrohte zuckte die Achseln und antwortete: daß er von dem Allen kein Wort verstehe.

Der Zug setzte sich neuerdings in Bewegung; Graf Illés lehnte sich wieder in sein Fauteuil zurück, er zitterte an ganzem Körper.

Er mußte wieder eine Station abwarten, um das Gespräch fortsetzen zu können.

O, es ist das eine auserlesene Art der Marter und Pein: in einem Eisenbahn-Waggon seinem lange gesuchten und verfolgten Gegner endlich zu begegnen, dem er so vieles mitzutheilen hätte, was sich nicht aufschieben läßt, und so oft er seiner Wuth freien Lauf lassen will, immer wieder durch dieses dumme, sausende und brausende Lokomotiv unterbrochen zu werden — es ist zum verzweifeln!

Diesmal folgte eine etwas längere Pause; die Conducteure gestatteten den Reisenden fünf Minuten Aufenthalt, welchen das donnernde Ungeheuer zu genehmigen geruhte.

Tarnóczi stand von seinem Sitze auf und schritt gegen die Thüre.

— Wohin gehen Sie, mein Herr? rief der Graf, den Arm des jungen Mannes ergreifend.

— Ich bin durstig und will ein Glas Wasser trinken.

— Bleiben Sie, ich bringe es.

Und damit hinkte er zu den Bauernmädchen, die neben dem Train Wasser feilbieten, kaufte das Wasser sammt dem Glase, indem er ein Fünffrankenstück dafür hinwarf und war in einem Augenblicke wieder im Waggon.

Tarnóczy dankte für diese Aufmerksamkeit und gab das leere Glas zurück. Graf Illés warf es zum Fenster hinaus. Dann neigte er sich wieder zu dem Ohre seines Gegners und als ob er ihm etwas Angenehmes zu sagen hätte, lispelte er:

— Sie haben viele Bekannte in Ungarn, die sich Ihrer als eines braven, tapferen Mannes erinnern.

— Möglich.

— Ich werde ihnen erzählen, daß Sie ein feiger Prahlhans, ein Maulheld sind, der die Beleidigungen seines Gegners still dahinnimmt.

— Vielleicht glaubt man es Ihnen auch.

— Noch mehr: ich sende an alle Casino's, wo Sie je als Gast oder ordentliches Mitglied eingetreten sind, ein offenes Schreiben, mache Ihre Feigheit allgemein bekannt und verlange, daß man Ihren Namen aus dem Verzeichnisse der Mitglieder streiche.

— Das wird man wahrscheinlich überall thun, nachdem ich das Gegentheil nicht beweisen werde.

Die Lippen des Grafen Illés wurden ganz gelb.

— Koste es was es wolle, aber ich werde eine Zeitung finden, die meine Annonce aufnimmt, in welcher ich Sie vor der ganzen Welt für einen feigen, ehrlosen, der Verachtung preiszugebenden Menschen erklären werde.

Tarnóczi nahm mit höhnischem Lächeln seine Lecture wieder zur Hand und versetzte in gleichgiltigem Tone:

— Ich sage Ihnen, daß all' die Sachen, die Sie mir hier erzählen, für mich nicht das geringste Interesse haben.

Das Locomotiv fing auf's Neue zu schnauben und zu rasseln an und das in leisem Tone geführte Gespräch mußte wieder verstummen. Graf Illés hatte jetzt zehn Minuten Zeit über das nächste Wort nachzudenken, mit welchem er die Conversation wieder fortsetzen wollte.

Der Gepeinigte konnte kaum erwarten, daß der Lärm wieder abnehme, als er die Hand seines Gegners ergreifend diesem gewissermaßen dazu zwang, ihm in das matte Auge zu sehen.

— Sie haben in Ungarn eine Schwester, von der man sagt, sie sei ein schönes, junges, tugendhaftes Wesen.

Bei diesen Worten faßte Tarnóczi den Grafen mit einem wilden Blick in die Augen.

— Was geht das S i e an.

— Ich werde diese Dame, wo ich ihr nur immer begegnen mag, öffentlich beleidigen, . . ich werde ihren guten Ruf beflecken, mich über sie lustig machen. . .

Tarnóczy's Gesicht verfinsterte sich, seine Lippen wurden tiefblau. Fast im Tone des Röchelns erwiderte er:

— Dann bilden Sie sich ein, daß es in ganz Ungarn nicht einen Mann gibt, der einen solchen Schimpf nicht zu rächen weiß, der, wenn ein unschuldiges Mädchen beleidigt wird, nicht die Hand erheben, und den Verfolger nicht zu Boden schlagen wird. . . .

— Im Gegentheil, ich rechne hierauf; S i e werden nicht der brave, tapfere Mann sein, sondern ein Anderer; denn ein schönes, liebenswürdiges Mädchen hat gewiß einen Anbeter, einen Auserwählten, der sich für S i e stellen wird. Ich aber werde diesen braven, tapferen Mann, mag es wer immer sein, umbringen. Denn ich gebe Ihnen mein Wort, meine Hand zittert nie, und seitdem wir uns zum letztenmale gesehen, habe ich nichts anderes gethan, als mich im Schießen geübt. Ich schieße meinen Gegner nieder, seien Sie überzeugt. Und das ist keine eitle Prahlerei, sondern der einzige Glaube, den ich noch in meinem Herzen bewahre.

Tarnóczy legte das Buch aus der Hand, und flüsterte dem Grafen Folgendes in's Ohr:

— Sie haben keine Idee von der Ursache, welche mich nach Ungarn heimzukehren zwingt. Es ist kein Abenteuer, keine Liebesaffaire, sondern eine niederträchtige Kabale, gegen welche ich meine Schwester beschützen will. Bis ich das nicht erfüllt habe, gehöre ich Niemandem und kann mit meinem Leben nicht disponiren. Sie haben gesehen, daß mich in diesem Augenblicke keines Ihrer Worte aus meiner Ruhe bringen, mich nichts bewegen konnte, Ihre Herausforderung anzunehmen. An einem andern Orte haben Sie erfahren, daß ich dem Tod in die Augen zu sehen weiß. Auch meine Hand zittert nicht, auch meine Hand besitzt die unglückselige Geschicklichkeit, dort nicht zu fehlen, wo es gilt, eine Züchtigung zu geben. Mich bindet nichts an das Leben, ich für meine Person habe nichts zu befürchten und Sie haben Recht, wenn Sie behaupten, daß die Welt ohne Einen von uns, oder auch ohne uns Beide ganz gut bestehen kann. Ich sage Ihnen daher Folgendes: wir notiren uns den Namen der nächstfolgenden Station in unsere Portefeuilles und schreiben auch den Tag dazu, an welchem wir uns dort treffen wollen. Ich glaube, es wird sich ein passender Ort finden. Ich werde heute über sechs Monate an diesem Orte erscheinen und bin bereit, allen Ihren Wünschen zu entsprechen. Weder Krankheit, noch irgend eine andere Macht soll mich davon abhalten, mit Ihnen hier zusammenzutreffen. Schenken Sie meinem gegebenen Worte Vertrauen, so ist das ganze Opfer, welches Sie mir bringen, die Frist von sechs Monaten; erscheine ich nicht zur bestimmten Zeit, nun, dann steht es Ihnen frei, all' jene Drohungen auszuführen, die Sie soeben hergezählt haben. Sollten Sie aber

diesen meinen Antrag nicht annehmen und während dieser Zeit eine von den Personen, die mir lieb und theuer sind, beleidigen oder beschimpfen, so schlage ich Sie mit dem ersten besten Prügel, den ich zur Hand bekomme, wie einen Hund zu Boden. — Ueberlegen Sie sich das, mein Herr.

Die an einander geneigten Köpfe trennten sich jetzt wieder und Beide sanken in die Lehne ihrer Fauteuils erschöpft zurück. Fremde Personen, die dieses Maneuvre bemerkten, mochten sich denken: was das für gute Freunde sein müssen, wie sanft und herzlich sie mit einander plaudern, gewiß haben sie sich schon lange nicht gesehen.

Bei der nächsten Station stand Graf Illés auf, notirte den Namen derselben in sein Taschenbuch, und sagte zu Tarnóczi:

— Angenommen.

Hierauf nahm er sein Futteral, in welchem seine Pistolen waren, und machte sich auf den Weg.

— Reichen wir uns nicht die Hände? Fragte er Tarnóczi.

— Ja, erwiderte dieser, und bot seine Rechte dar. Der Conducteur attrapirte den Grafen wieder, und erkundigte sich; wohin er gehe? Er habe ja bis Paris bezahlt. Dieser aber bemerkte ihm: daß er hier den Eilzug abzuwarten gedenke, und mit demselben wieder zurückreisen wolle.

Man ließ ihn gehen und lachte ihn aus.

„'S sind doch Sonderlinge, diese reisenden Engländer!“

---

3. Nur allein?

„Wie kann man r e i ch werden?"

Es gibt vielleicht keinen Menschen, der nur etwas eine lebhafte Phantasie hat, dem sich diese Idee sammt allen Details der Ausführung derselben, nicht schon einmal in seinem Leben aufgedrungen hätte. Hundert und aber hundert alte und neue Dichter haben schon Meisterhaftes geleistet in der wo möglich glänzendsten Lösung dieser Frage.

... „Dem Helden ist in Mexiko ein reicher Onkel gestorben; er bekommt eine Erbschaft von einigen Millionen."

Oder:

... „Er hat einen vergrabenen Schatz gefunden, der ihm auf wunderbare Weise geoffenbart wurde."

Auch gut, und vor allem romantisch. — Dann:

... „Er ist Soldat geworden, in's Feld gezogen, hat es bis zum Armeekommandanten gebracht, darauf ein Herzogthum erhalten."

Das bietet auch eine sehr schöne Gelegenheit zu Heldenthaten. — Noch besser ist aber folgende:

.... „Er hat sich auf Reisen begeben, Schiffbruch gelitten, sich mit einer Katze gerettet, die Katze hat das Reich des Großmoguls von den Mäusen befreit; dafür erhielt der Held einen faustgroßen Diamant.“

Hierzu ließen sich sehr hübsche ethnographische Studien machen. Ferner:

.... „Der Sohn eines reichen Mannes stürzte in die Donau, der Held nach, rettet das Söhnlein und bekommt von dem reichen Manne ein Cadeau von hunderttausend Gulden.

Das ist auch gefühlvoll. Weiter:

.... „Dem Helden erscheint im Traume ein Greis mit Silberhaaren und eiuem goldenen Schafspelz; der Alte sagt drei Nummern, die dann der Held in die Lotterie setzt, er macht einen Terno und weiß nicht was anzufangen mit dem vielen Gelde.“

Das ist nicht nur sehr schön, sondern auch volksthümlich. Item:

.... „Der Held ist der Meinung, er sei der Sohn seiner Mutter, aber es stellt sich heraus, daß das erlogen ist. So oft es nothwendig ist, erscheint eine mächtige Gräfin und beweist mittelst Taufschein, der Held sei ihr Sohn, man habe ihn ausgewechselt, die Intrigue wird entdeckt, es kommen Geheimnisse an's Tageslicht, der Held wird prachtvoll gekleidet und ist ein reicher Mann.“

Ereignet sich auch sehr oft. Item:

.... „Ein armer Knabe und ein armes Mädchen kommen

in die Hauptstadt und verirren sich hier. Den einen adoptirt eine Fürstin, die andere macht ein Vicekönig (von denen es in Ungarn „wimmelt“) zu seiner Schwiegertochter; sie reisen nach Paris und die Trauung findet Statt. Die Kinder haben ihr Glück gemacht.“

Das ist ein bischen dumm, aber sehr schön. Item: . . . . „Ein geheimnißvoller Wohlthäter, der enorm reich ist, folgt dem Helden überall nach, und dieser sieht sich kaum um, so sind seine Taschen schon voll mit Banknoten, — der Wohlthäter kennt keinen andern Beruf, als den Helden aus Geldverlegenheiten zu reißen; das warum bleibt ein ewiges Geheimniß.“

Diese Lösung ist unstreitig die interessanteste.

Mich hat man aber all' dieser interessanten und romantischen Aussichten zur Beglückung meines Helden beraubt, — die Helden anderer Roman-Schriftsteller haben diese Goldländer alle schon erschöpft, so, daß ich meinen Mann umsonst hinschicken würde, da er nichts fände, worauf ein anderer nicht schon die Hand gelegt hätte.

Ihm blieb kein anderer Weg zum Reichthum, als der prosaischeste von der Welt, wodurch man nicht einmal interessant werden kann — — der Weg der Arbeit und des Fleißes.

Fenyéry wurde nach dem Verluste seines Vermögens ein berühmter Mann im Lande.

Seinen Verlust betrachtete Jedermann wie ein Kapital, welches ihm das ganze Land schuldig ist. Sein Sturz ward für die öffentliche Meinung ein Sieg. Natürlich verstehe ich unter der öffentlichen Meinung nicht die kleine Stadt, in der er wohnte.

Jetzt verlegte er sich mit der ganzen Kraft seiner Seele auf die Advokatie.

„Dat Justinianus honores.“

Sein plötzlich berühmt gewordener Name wurde unter den ersten Celebritäten des Landes mitgenannt; man überhäufte ihn mit Aufträgen, er wurde der Agent großer Herrschaften und rechtfertigte dieses Vertrauen auf die glänzendste Weise; sein Verstand, seine Ehrlichkeit und sein uneigennütziges edles Herz verschafften ihm eine Anerkennung, die ihn nicht nur mit einem glücklichen Selbstbewußtsein, sondern auch in materieller Hinsicht reichlich belohnte. Man erzählte sich, daß seine Revenüen sich so hoch belaufen, als die Einkünfte einer Grundherrschaft und seine fixe Bezahlung sichere ihm eine sorgenfreie Zukunft.

In gewissen Kreisen weiß man auch schon, daß er in Unterhandlung stehe wegen Ankaufes einer sehr hübschen Sommerwohnung.

Er hat also schon überflüssiges Geld.

In einer kleinen Stadt nennt man einen solchen Mann eine gute Partie.

Die alten Advokaten, die hier nicht so viel zu thun haben als in Pest und zn allerlei Gerede mehr Zeit erübrigen, murren zwar sehr laut gegen ihn: es sei ein Skandal, daß ein so junger Mann, der sich mit einem Actus majoris potentiae gebrandmarkt habe, sich so weit rehabilitirt, daß er die andern angesehenen Advokaten von allen Agentien verdrängt; daß er, dem eigentlich „Stillschweigen“ hätte auferlegt werden sollen, mit allen höheren Beamten, selbst mit dem Vize-

gespan sich duzt, unangemeldet bei den Beisitzern der königlichen Tafel Eintritt hat, daß ihn der Personal auf der Straße schon von weitem grüßt, der Oberlandesrichter mit ihm sogar in freundschaftlicher Korrespondenz steht, daß endlich alle jüngeren Advokaten, als wäre er ihr Zunftmeister, sich bei ihm Rath, Arbeit und Beschäftigung holen!

Denken sie sich nur, meine Herren, mit was er sich noch den Kopf zerbricht? Ein Advokaten-Geschwornengericht, eine Jury will er errichten, in welcher die Advokaten einander sich ihre Schwachheiten entdecken, sich gegenseitig bestrafen und ihre Kollegen, die die Processe in die Länge ziehen, zur Verantwortung ziehen wollen. Wer hat ihm das Recht eingeräumt, solche Sachen zu erfinden? Jeder kehre vor seiner eigenen Thüre!

Es gibt auch keine Replik, kein mündliches Verfahren, bei welchem die Veteranen Fenyéry den actus majoris potentiae nicht vorwerfen. Und dann ärgern sie sich, wenn es Fenyéry nicht einmal bemerkt und der Richter mit dem Rothstift darüber fährt.

Die böse Welt!

* * *

Irene muß jeden Tag dieses Gerede über Fenyéry anhören, bald in Gestalt des überschwenglichsten Lobes, bald in jener der niederträchtigsten Verläumdung. Die Arme aber kann ihn weder in der einen noch in der andern Richtung vertheidigen.

Irene wohnt jetzt bei Frau von Doboky. Die Leser wissen es vielleicht schon, daß sie Tarnóczfalva für immer verlassen mußte? Es gab keinen andern Ausweg. Sie mußte diesen

Besitz Krénffy überlassen. Irene war es daran gelegen, den wahren Grund der Sache vor der Welt zu verschweigen. Jetzt erzählt man sich, daß sie durch Unwirthschaftlichkeit und übertriebenen Luxus zu Grunde gerichtet worden sei. Ich habe sehr viele tüchtige Romanschriftsteller gekannt, aber einen so gewandten, wie die Welt, gibt es nicht.

Leonore wurde Erzieherin in einem Mädcheninstitute in Pest, Irene wollte das Gleiche thun, aber ihre Verwandten erlaubten es nicht. Es wäre für die große, vornehme Familie eine Schande gewesen, wenn ein Glied derselben sich mit seinem Verstande das Brod verdienen wollte und man beschloß, Irene zur Frau von Doboky zu geben, die sie so sehr liebt und welche bei ihr in Tarnóczfalva viele Sommer zugebracht hat.

Ohnedies liebt es Frau von Doboky, ihre Verwandten, zumal im Winter, um sich zu haben; sie pflegt dann Soiréen zu geben, zu welchen die haut volée der Stadt (das will sagen: Leute, die einen Bedienten halten) eingeladen wird. Bei solchen Gelegenheiten ist es dann nothwendig, daß die Anziehungskraft in allen Richtungen bestens vorhanden sei. Frau von Doboky bleibt zwar immer die Königin des Tages, aber auch kleine, glänzende Sterne sind erforderlich. Solche glitzerude Sterne sind Malchen und Louise: die Erstere, eine kleine lebhafte Brunette mit feurigen Augen und einem heiteren, frischen Gesichte, die Mazur tanzt, wie ein kleiner Teufel. Sie kann jede Stunde heirathen; ihre Mutter ist todt und der Vater gibt ihren Antheil von sechshundert Jochen wann immer heraus. Die Andere ist ein schlankes Mädchen mit reichem

blonden Haar und träumerischen Augen, das besonders im Walzertanzen excellirt. Von ihrem einstigen Gatten verlangt Louise nur, daß er ein Amt habe. Ihr Vater ist auch Beamte.

Der dritte Stern am Doboky'schen Himmel ist Irene, die man aber nur zu den Sternen dritter oder vierter Klasse rechnen kann.

Seitdem sie ein armes Mädchen geworden, findet Jedermann, sie sei nicht so schön, als man sie ausgeschrien habe. Man war früher in dem Urtheile über sie befangen. Sie ist zwar immer übler Laune, das kann nicht geleugnet werden, aber die Arme hat auch Ursachen dazu.

Auch Csejthy-Gazsi der unermüdliche Kourmacher verfolgt jetzt das arme Mädchen nicht mehr so arg als früher, obschon er in großen Gesellschaften und bei den Trinkgelagen seiner lustigen Freunde auch jetzt noch sehr oft die Bemerkung macht: er habe Mitleid mit der Armen, die bis über die Ohren in ihn verliebt sei, aber umsonst, vom Heirathen kann keine Rede sein, denn so etwas würde ihn ungemein derangiren; sie zu verführen aber sei er viel zu ehrlich und zu gewissenhaft, obschon es ihm nur ein Wort kosten würde. Das beste sei, dem armen Mädchen überall aus dem Wege zu geben.

Andere folgen ebenfalls seinem Beispiel und die anmuthsvolle Schönheit hat nun keinen andern Anbeter mehr als einen neugebackenen Patvaristen, der sich noch nicht unter die übrigen Kavaliere zu drängen wagt.

Bei den Soiréen sitzt also Irene gewöhnlich am Klavier, und erschöpft sich durch das Spiel der endlosen Quadrilles, Walzer und Mazurka's, und nur hie und da trifft es sich, daß

eine oder die andere der Damen sie aus Barmherzigkeit oder Apprehension von dieser qualvollen Arbeit ablöst; oder wenn ein vis-à-vis gesucht wird, und einer der Patvaristen die Lust verspürt, den Gästen auf die Füße zu treten — dann kommt auch Irene zu einem Tänzchen, zu einer Tour. Die Arme, wie schlecht sie tanzt! Es ist nichts Zartes, nichts Aetherisches in ihren Bewegungen! Es ist als würde sie niemand sehen, als ob sie die Arme ihrer Tänzer für einen Webestuhl hielte, den man nur ganz phlegmatisch hin und herzubewegen braucht!

Zur Weinlese war das von dem Vicegespan Lippay arangirte ländliche Fest unter derlei Belustigungen von jeher das köstlichste, und hatte in jener Gegend eine Art Celebrität erlangt.

Im südlichen Theile desselben Komitats, dessen höher gelegene Theil eine so berüchtigte Erdäpfelernte lieferte, wächst in der Nähe der Stadt der vortrefflichste Wein Ungarns, bei welchem man sich im Auslande am dankbarsten unser erinnert.

Dort an der sonnigen Gebirgslehne stand das prachtvolle Preßhaus des Vizegespans, wo alljährlich großartige Feste stattfanden; in der Umgegend bereitete sich die Jugend im Voraus auf die Herbstsaison vor und konnte die Zeit der Weinlese kaum erwarten.

Aus den entferntesten Dörfern und der benachbarten Komitatsstadt strömten die Gäste herbei, auch die Zigeuner-Musikbande fehlte nicht, die ein Grundbesitzer auf eigene Kosten in grüne Jacken und blaue Hosen kleiden ließ, worauf Csejthy Gazsi als er dieses in Erfahrung brachte, die sich seines Pa-

tronates erfreuenden Zigeuner der Hauptstadt in rothe Attilas und gelbe Hosen kleiden, dem Vorgeiger einen Reiher auf die Mütze stecken und seinen Pelz mit Silber ausschlagen ließ. Die Jugend beider Komitate hatte ein besonderes Interesse daran, welche von den beiden Musikbanden den Sieg davon tragen wird.

Schon früh Morgens rollten von allen Seiten die Wagen und Kutschen der Gäste zu dem Weingarten des Vicegespans heran, hie und da sprengte auch ein Reiter gegen das Preßhaus und Csejthy-Gazsi der „schöne junge Mann“ brachte seine Zigeuner in einem vierspännigen Wagen zn dem Feste; die Ankommenden wurden mit Flintenschüssen begrüßt, wobe die Kleider von ein paar Damen auch Feuer fingen, was aber in einer Weinlese nichts zu sagen hat.

Lippay war so glücklich für diesmal Fran von Doboky für die Rolle der Hauswirthin zu gewinnen. Das kann auch noch andere Folgen haben. Die schöne Dame begab sich also mit ihreu beiden Fräulein in aller Frühe in den Weingarten hinaus.

„Wo ist die dritte?“ fragten natürlich Alle, die in ihrem Familienkreise bekannt waren.

„Ah, die arme Irene, — sie ist krank, sie ist immer krank“, war die kurze Antwort darauf; wo aber die schöne Doboky vertraulich sein wollte, wo sie verstanden zu werden glaubte, dort fügte sie ihrer Antwort auch noch einen Seufzer bei und flüsterte ganz vertraulich den Fragenden zu: daß das arme Mädcheu, das gewohnt sei sich von Anbetern umringt zu sehen, jetzt nicht gerne an einem Orte erscheint, wo

sie gezwungen ist, die Zurücksetzung wahrzunehmen. Die Männer sind einmal so: sie lieben niemand seiner selbst willen.

War nun bei solchen Gelegenheiten Csejty-Gazsi in der Nähe, so versäumte es Frau von Doboky nicht, ihm mit aufgehobenem Finger ganz neckisch zu drohen, als ob an dieser Sache er die meiste Schuld tragen würde, was aber der „schöne junge Mann“ mit gleichem Eifer großmüthig zurückwies.

„Meine Gnädige, mir kann man in dieser Hinsicht nichts zur Last legen. Ich bedaure die arme Irene und werde ihre Neigung ewig zu schätzen wissen, aber . . .“
Seine Gewohnheit war, eine solche Bemerkung in der Mitte abzubrechen, damit sich jedermann dieselbe etwa folgendermaßen ergänze: das kindische Mädchen ist wahnsinnig in mich verliebt, aber was kann ich dafür, daß ich keine Gegenliebe für sie fühle.

„'S ist ein glücklicher Kerl, dieser Gazsi“ sagen seine Kameraden und bilden einen Kreis um den unwiderstehlichen Eroberer. Es giebt kein Mädchen, das in ihn nicht vernarrt wäre, — wie viel Thränen werden seinetwegen vergossen.“

„Pst, meine Herren, kein Wort davon“, flüstert der Unwiderstehliche, seine Vatermörder bis zur Nase heraufziehend. „Das ist eine delikate Frage, und Männer sollen hierüber Stillschweigen beobachten.“

Das reizt natürlich noch mehr die Neugierde seiner Freunde.

„O, wir kennen Dein Verhältniß mit dem schönen Mädchen. Hast Dich ja oft genug selbst verrathen! Und das Bouquet? He? Und das geheimnißvolle Briefchen? Ergib Dich, mein Freund, wir wissen Alles.“

Aber Csejti Gazsi macht zu all dem ein sehr ernsthaftes Gesicht, und bemerkt: es schicke sich nicht von derlei Sachen zu reden; ein Mann von Ehre verrathe nie die Geheimnisse seiner Schönen, und sein Talisman bestehe eben darin, daß er zu schweigen weiß wie das Grab; umsonst suche man von ihm über Irene etwas zu erfahren, denn er werde kein Wort sagen.

Daraus kann sich nun Jeder nach Belieben die Consequenzen ziehen.

Csejti-Gazsi aber ist der ritterlichste Mann von der Welt, mit dem sich wer immer in ein, auch zu den zärtlichsten Extremen führendes, Verhältniß einlassen kann; er begeht keinen Verrath, er schweigt ja wie das Grab.

Fenyéry ist ebenfalls hier, amusirt sich mit den Nichten der Frau v. Doboky und scheint dem renommistischen Gerede des Csejti kein Gehör zu schenken.

Eine der Nichten hat sich Fenyéry für die erste Quadrille „bemächtigt", es ist jetzt nur noch eine Lebensfrage, wen sie zum vis-à-vis haben wird.

— Ich werde den Gazsi ansprechen — sagt Fenyéry.

Der Antrag wird beifällig aufgenommen.

Fenyéry geht auf den „Unwiderstehlichen" los, nimmt ihn beim Arm und flüstert ihm vertraulich in's Ohr:

— Mein Herr, Sie benehmen sich auf eine so verächtliche Art gegen eine hier nicht gegenwärtige Dame, daß Sie verdienen, von wem immer, der nur ein Bischen Ehrgefühl im Leibe hat, geohrfeigt zu werden. Betrachten Sie es, als hätten Sie die Ohrfeige schon erhalten, wenn nicht, so versichere ich Sie, daß ich sie Ihnen gebe...

Damit kehrt er wieder zur kleinen Brunette zurück, um di Unterhaltung fortzusetzen.

— Nun, haben Sie ein vis-à-vis?

— Ganz gewiß — antwortete Fenyéry.

— Aber er machte ein so sonderbares Gesicht, als Sie ihn ansprachen.

— Er treibt Narrenpossen und seine Gewohnheit ist, Gesichter zu schneiden; sehen Sie ihn nur an, jetzt spricht er mit seinen Freunden und alle drei zeigen auf mich, als wollten sie mich fressen, und es handelt sich doch nur darum, wer bei dem Cotillon vortanzen soll, Gazsi oder ich?

Der Brunette gefiel diese Sache und sie lachte herzlich darüber.

Als aber die Zigeuner den ersten Csárdás aufspielten, waren Fenyéry und Gazsi nirgends zu sehen und in der darauf folgenden Quadrille hatte die kleine Brunette nicht nur kein vis-à-vis, sondern überhaupt keinen Tänzer. Ergreift man in der Schnelligkeit nicht einen Patvaristen, der bis jetzt nicht in den Saal zu treten wagte, so bleibt die Arme noch sitzen.

Darüber ärgerte sich nun Frau von Doboky sehr und nahm sich vor, Fenyéry hierüber ganz ernstlich zur Rechenschaft zu ziehen.

. . . .

Irene saß, wie das arme Aschenbrödel, allein in dem freudenlosen Hause, ihr Gesicht war bleicher als je.

Was sie für eine einfältige Unterhaltung hat . . . In den Werken Vörösmarty's fand sie ein Gedicht, welches sie schon so oft gelesen hatte, daß sie es schon auswendig weiß. Es ist

„das nächtliche Haus,“ die einfache Geschichte einer liebenden Braut, die so lange auf ihren Geliebten wartet, bis sie vor lauter Warten stirbt. Der Ankommende findet nur ein Grab, darin die Braut ruht:

„. . . Minden szellem éjfélen túl alszik csendesen.“ (Nach Mitternacht schläft Alles still und sanft).

Während die Uebrigen sich der Freude und den gesellschaftlichen Genüssen hingeben, hat Irene eine sehr traurige Unterhaltung. Wahrlich, diese Dichter schreiben nur deswegen so melancholische Sachen, damit derjenige, den ein gleiches Schicksal traf, bei der Lectüre derselben sich selbst beweinen könne.

Draußen auf der Straße ertönt der Hufschlag eines Pferdes, gerade so wie vor dem „Nächtlichen Hause.“

Benn merengő nyugalommal egy leányka ül,
Könyökére hajtott fejjel, búsan, egyedül“

(D'rin im Hause sitzt ein Mädchen, träumend, sinnend still, — Stützt das Köpfchen auf die Hände, trauernd, ganz allein.)

Alles wie im „Nächtlichen Hause.“

In der Hausflur werden bekannte Tritte hörbar, eine Stimme wechselt ein paar vertrauliche Worte mit der Dienerschaft und — einen Augenblick darauf steht Fenyéry vor Irene.

Der junge Mann ist von dem scharfen Ritt ganz erhitzt, sein schönes Antlitz hat sich vor Aufregung und Freude ganz geröthet.

— Allein? fragte er mit innig-bewegter Stimme Irene. Aber das arme Mädchen kann vor Befangenheit seine Frage

nicht beantworten. Mannigfache Gefühle durchströmen ihr Herz und ach, das Gefühl hat so wenig Worte.

Fenyéry bemerkte ein paar schwere Thränen in den Augen Irenens, die auch jetzt noch in das vor ihr liegende Buch zu blicken und mit den blendendweißen Fingerchen auf die Zeilen zu deuten schien, als wollte sie sagen: Lies, der Dichter offenbart, was meinem Herzen Schmerz verursacht:

„Várva láttam a tavasznak nyiló kellemét,
Várva hő nyárt és az ősznek hulló levelét
Most lakásom hideg és szük, szük és szomoru...“

(Sehnsuchtsvoll sah ich die entfaltende Pracht des Lenzes, den heißen Sommer und das fallende Laub des Herbstes, — jetzt ist meine Heimat kalt und enge, eng' und trauervoll.)

Fenyéry sah in das Buch und verstand den Vorwurf.

— Wir haben uns schon lange nicht gesehen, — sagte er mit zitternder Stimme zu Irene.

— Sehr lange nicht, — erwiderte diese im Tone wahren Schmerzes.

— Unsere Gesinnungen haben sich aber deshalb nicht verändert....

— O, Sie haben sich meiner nicht erinnert.

Fenyéry setzte sich an die Seite Irenens.

— Theure Irene, erlauben Sie mir ein paar ernste Worte zu sagen. Legen wir dies Buch bei Seite, und sprechen wir aus dem Leben. Sollte es Ihnen unbekannt sein, mit welcher Ausdauer und Beharrlichkeit ich Tag für Tag arbeite, daß ich mir keine Ruhe, keine Zerstreuung gönne, daß man sich sogar im Scherze dahin äußerte: ich nehme an Unterhaltun-

gen nur aus dem Grunde Theil, um die Richter zu informiren, und zwischen meinen Parteien einen Vergleich zu Stande bringen zu können? Haben Sie hierin nicht die Idee gefunden, die den Beweis liefert, daß ich Sie nicht vergessen habe? Warum ich mich so beeile, aus Pfennigen ein Vermögen zu sammeln; durch Arbeit und Mühe mir ein Einkommen zu sichern, mir einen geachteten Namen, eine Stellung in der Welt zu verschaffen? Finden Sie darin nicht den tröstenden Gedanken, daß dieser Mann sich stets des Wesens erinnert, das einst so zu ihm sprach: Solltest Du arm werden, — ich theile mein Hab' und Gut mit Dir; trifft Dich ein Unglück, — ich knüpfe Dein Schicksal an das meinige; schändet man Deinen Namen, — ich trage ihn! Und daß dieser Mann es für seine heiligste Pflicht erachtet, so zu antworten: „Sieh', ich bin wieder reich und glücklich, mein Name ist geachtet im ganzen Lande, — nimmst Du mich so wieder auf? Ich habe dies gethan, und erwarte jetzt mein Urtheil.

Wer kennt nicht die Fabel von jenem Honigmeere, welches durch einen hineingefallenen Gifttropfen sich urplötzlich in Essig verwandelte? Ich weiß hiezu ein Gegenstück von dem Giftmeere, welches durch einen Tropfen Honig zu Nektar wurde.

Ein solches Meer ist der Kummer und Gram, das Leid und Weh eines verlassenen Mädchens, das sein Geliebter mit einem freundlichen Worte wieder aufrichtet. Ja; ihr Herren Chemiker und Alchymisten, dies ist der Stein der Weisen, welcher aus dem Golde Staub und aus diesem wieder

Gold zu machen weiß, der Freude in Kummer und Leid in Lust verwandelt; — und ist der Götterfunken Freude nicht theurer als Gold und der Kummer nicht schlechter als Staub? Aber ihr glaubt das nicht, ich rede also nicht zu euch. Aber den liebenden, gefühlvollen, zartfühlenden Menschen rufe ich's zu: wenn ein in Kummer und Leid dahinwelkendes Mädchen von ihrem Auserwählten sagen hört, daß er, seitdem sie sich nicht gesehen, immer in Treue an seine Liebe dachte, daß er den harten Kampf um Wohlsein und guten Ruf ihretwegen gekämpft, — dann, o dann wird das Meer des Schmerzes zu süßem Honigseim, ein Zauberschlag befreit sie von Kummer und Gram und hochbeseligt ruft sie dann aus: ich Glückliche!

Fenyéry ergriff zärtlich die zitternde Hand des Mädchens und fühlte den leisen Druck derselben.

Irene war nun sein; — hätte er ihr gesagt: lache, sie hätte gelacht; sie hätte geweint, wenn er es gewunschen hätte. Auf sein Verlangen wäre sie ihm wo immer hin gefolgt, — hätte er ihr gesagt: sterben wir zusammen, — sie hätte es für ein Glück erachtet.

— Theure Irene, ich habe eine große Bitte an Sie. Ich bin deshalb hieher gekommen.

Das Mädchen überließ es ihm, zu befehlen.

— Es ist nothwendig, daß Sie für kurze Zeit mir unbedingtes Vertrauen schenken; daß Sie nie um den Grund meiner Handlungen fragen, sondern meine Bitten erfüllen. Hegen Sie Zweifel, so hören Sie nur auf m e i n e Worte. Nicht wahr, Sie versprechen mir das?

Irene sah mit den großen klugen Augen in das Gesicht ihres Geliebten. Ihr Blick sagte: ja.

— Denn in ein paar Tagen werden sich sonderbare Dinge in Ihrer Nähe ereignen, die Sie so betrachten wollen, wie ich Sie Ihnen erkläre. Sind Sie auch überzeugt, daß all' mein Denken und Trachten auf ein Ziel gerichtet ist, Sie unendlich glücklich zu machen?

Das Mädchen lehnte schluchzend ihr Antlitz auf die Brust des Jünglings. Sie war glücklich. Sie glaubte.

Fenyéry ließ sich so sehr hinreißen, daß er sich herabneigte und ihr die Stirne küßte. Er erschrak erst dann, als er das Zittern des Mädchens gewahr wurde, als er sah, wie es nach dem Kusse erblaßte und aus seinen Armen auf den Sessel zurücksinkt. — Ah, das hätte er nicht thun sollen.

Vielleicht um sich zu entschuldigen, flüsterte er ihr zu:

— Bei Gott, bei Deiner Seligkeit, ich habe keinen andern Gedanken, als für Dich zu leben.

Irene bedeutete ihm zitternd, daß sie das glaube, daß sie Alles glaube.

Und doch hatte Fenyéry sie betrogen, arg betrogen; selbst in diesem Augenblicke sagte er eine Lüge und sündigte gegen die Wahrheit, als er ausrief: er wolle für sie leben, sie glücklich machen. Das ist erlogen. Er dachte gerade darüber nach, Irene in sehr große Trauer zu versetzen.

Wenn nun der geneigte Leser bei diesen Zeilen nicht sagt, daß der den Verstand verloren habe, der dieses wirre Zeug hier niederschreibt, so meint er es sehr gut mit mir.

Die Folge wird zeigen, daß ich Recht gehabt habe, daß

Fenyéry ein geheimthuender, heimtückischer Mensch sei, der indem er seiner Geliebten sagt, er wolle ihr eine Freude bereiten, ihr Kummer verursacht: ich will daher Fenyéry auch nicht mit einem Worte entschuldigen.

— Morgen Früh, theure Irene, sehen wir uns wieder und dann erinnern Sie sich an das, um was ich sie gebeten habe. Jetzt aber suchen Sie irgendwo den Fächer der Frau von Doboky hervor, damit ich ihn ihr überbringen könne.

Irene sah ihn erstaunt an; was das für ein sonderbarer Mann ist! Wie schweifen seine Gedanken umher, — einmal erheben sie sich bis zum Himmel, das anderemal stürzen sie zu einem elenden Fächer herab, und in seinem Gesichte lassen sich weder die Spuren des einen noch des andern Gedanken verfolgen . . .

Einige Augenblicke darauf gallopirte Fenyéry auf seinem Renner wieder in die Weinlese zurück, suchte unter den lustigen Gruppen der Gäste Frau von Doboky auf und trat mit dem Fächer wie ein Paladin des Mittelalters vor sie hin.

— Hier, meine Gnädige, ihr Fächer, von welchem sie sagten, daß Sie ihn zu Hause vergessen haben. Ich habe ihn geholt.

Dieser Fenyéry ist doch ein galanter Mann, bemerkten Alle, — ein Muster eines „Löwen," dem nichts daran gelegen ist einen Ritt von einer halben Meile zu machen, blos um den Fächer einer schönen Dame zu holen. — Es war nicht nothwendig, den Namen Irenens in diese Affaire hineinzuweben.

Fenyéry machte seinen Fehler wieder gut, auch bei den schönen Nichten der Frau v. Doboky, die natürlich entzückt waren

über ihn; er tanzte sehr viel, jubilirte, unterhielt die ganze Gesellschaft. Beim Diner brachte er geniale Toaste aus und trank mit Csejti Gazsi Bruderschaft. Nach Tisch zogen sich die Herren in das Rauchzimmer zurück und die Damen machten sich den Spaß und mischten sich unter Winzer und Winzerinnen. Man ist sehr erbost darüber, daß die Herren nicht auch Theil nehmen an der idyllischen Beschäftigung und kann es nicht begreifen, wie sie in dem rauchigen Zimmer verbleiben können. Vetter Natzi wird von den Damen entsendet, die Jugend aus dem Hause herauszujagen. Die Männer sind doch unausstehlich!

Vetter Natzi hatte bemerkt, daß sich Fenyéry, Lippay, Csejti Gazsi und noch ein paar junge Leute ganz geheimnißvoll in ein Nebenzimmer zurückgezogen hatten und die Konversation sobald sie den Vetter erblickten abbrachen und ein anderes Zimmer aufsuchen. Vetter Natzi überrascht sie auch hier.

— Was schleicht und kriecht ihr herum, was ist das für eine Geheimnißthuerei? Dieses Flüstern und Murmeln? Ich denunzire euch den Damen, erzähle es der Frau von Doboky, daß ihr Geheimnisse habt und dann seid ihr verloren!

Der Vicegespan zog den Allerwelts-Vetter beim Knopfloche näher heran.

— Keine Narrenpossen, mein Freund. Morgen ist Fenyéry's Hochzeit. Im Waldhäuschen acht Uhr Abends findet der Schmaus statt, wozu Du ebenfalls geladen bist.

— Was? Fenyéry heirathet? Wen heirathet er denn?

— Das ist bis Morgen ein Geheimniß. Das übrige kannst Du der ganzen Welt erzählen, nur Frau von Doboky sage

nichts davon, denn Fenyéry will eben sie am meisten überraschen. Jetzt kannst wieder gehen, Vetter.

Vetter Natzi eilt zur Gesellschaft zurück; sein erstes war, die Neuigkeit Frau von Doboky zu erzählen; natürlich sagte er ihr auch, daß sie allein von der Geschichte nichts wissen soll, denn sie sei dabei am meistsn interessirt; dann erfahren es die schönen Nichten, endlich die ganze Welt, und der Vetter ist bestürzt, wenn er einen findet, der die Sache schon weiß.

Die sechs jungen Männer machten nun ihre Sache in aller Stille aus. Fenyéry werde mit seiner Braut Abends acht Uhr in dem Waldhäuschen ankommen, hier versammelt sich eine lustige Gesellschaft, um Mitternacht zieht sich der glückliche Bräutigam zurück, aber die Männer pokuliren bis zum Anbruch des Tages. Nach Mitternacht treffen bei dem Thore des Friedhofes die zwei Gegner in Begleitung von vier Sekundanten zusammen, man stellt sie auf zwanzig Schritte an, jeder bekommt eine Laterne auf den Kopf und auf das dritte Handklatschen schießen sie auf einander.

Der bei diesem Duelle fällt, wird in aller Stille begraben und auf diese Art wird niemand auf die absurde Idee kommen, ein junger glücklicher Mann habe in der Brautnacht auf Leben und Tod gekämpft und seinen Gegner niedergeschossen oder er selbst sei bei diesem Duelle gefallen.

Die Zeugen versuchten eine Ausgleichung, Fenyéry wollte aber nichts davon wissen.

Ein solcher heimtückischer, falscher Mann war der Bräutigam Irenen's.

Erst gegen Mitternacht und bei Mondschein kehrte Frau von Doboky mit ihren beiden Nichten von der Weinlese zurück.

Irene war noch wach und schien Frau von Doboky erwartet zu haben.

Die Nichten hatten sich vortrefflich amüsirt und bedauerten, daß Irene zu Hause blieb. Was dieser Fenyéry für ein lustiger Mann ist, was er für Späße mit ihnen getrieben hat. Man wunderte sich allgemein über seine gute Laune, denn er pflegt sonst sehr ernst zu sein! Die ganze Gesellschaft war überhaupt sehr lustig. Nur Irene hatte gefehlt, ach, warum war sie nicht da! Aber zum Theil ist es wieder gut, daß sie zu Hause blieb, denn mit ihrer Traurigkeit hätte sie die ganze Unterhaltung verdorben.

Auch als sie schon im Bette lagen, lachten und scherzten die Mädchen noch, flüsterten sich einander etwas in's Ohr, worauf sie dann in ein helles Gelächter ausbrachen. Sie konnten nicht einschlafen.

Frau von Doboky ging es auch nicht anders. Sie schlief mit Irene im Nebenzimmer und es war ihr unmöglich Irene zu verschweigen, daß Fenyéry morgen Hochzeit halte. Niemand kennt die Braut — aber diese Heirat gehe doch am meisten das Doboky'sche Haus an. Beiden Nichten machte Fenyéry auf gleiche Weise die Cour. Aber es ist doch unmöglich, daß er sich heute in ein Mädchen verliebe, und es Tags darauf heirate? .. Das wäre gegen allen Gebrauch. Man müßte ja auch die Ausstaffirung, das Meublement für die Braut besorgen, — das läßt sich nicht so kurz abmachen. Vielleicht ist es doch eine andere? Aber wer kann es sein? . . .

Irene schwieg — aber gewiß war sie die letzte, die heute der Schlaf befiel.

Tags darauf standen Alle ungewöhnlich früh auf; die Nichten suchten ihre superbesten Kleider hervor und Frau von Doboky selbst frisirte ihre lieben Kinder. Keine Frage, sie waren so schön, so anmuthsvoll, daß ein entschlossener Charakter dazu gehörte, zwischen beiden eine Wahl zu treffen. Aber so oft ein Wagen vor dem Hause vorbei rollte, liefen beide in's Nebenzimmer.

Nur Irene putzte sich nicht und lief auf kein Geräusch davon; auch jetzt trug sie das einfache Perkail-Kleid mit der kleinen Schürze, welches sie gestern anhatte; ihr schönes Haar war auch heute glatt frisirt, denn diese aetherische Gestalt bedurfte nicht des Zaubers irdischer Kleidung und ihr Auge ist das schönste Juwel.

Es war erst neun Uhr, als vor dem Doboky'schen Hause ein Wagen nach dem andern anhielt und man eine ganze Gesellschaft Herren und Damen in das Haus treten sah.

Voran Seine Hochwürden der Dechant, nach ihm der Vizegespan, der alte Obernotär und Fenyéry.

Es ist also kein Spaß. Die Nichten laufen davon und sperren sich in ein Zimmer ein. Auch Frau von Doboky war außerordentlich beschäftigt, nur Irene behielt ihre Ruhe. Sie hatte den G l a u b e n. Es ist der stärkste Glaube, den ein weibliches Herz für einen Mann im Busen trägt.

— Liebe Frau Schwester, sagte der alte Obernotär zu Frau von Doboky, wir kommen in einer sehr angenehmen Angelegenheit in Ihr Haus. Ich sage in einer a n g e n e h m e n,

denn es handelt sich um das Lebensglück eines liebenden Paares; in einer Angelegenheit, sage ich, denn es ist die merkwürdigste, die je levirt (erhoben) wurde. Unser lieber Freund Fenyéry hat hat es uns überlassen, seine Fürsprecher zu sein, was wir hiemit freudigst erfüllen: ich präsentire mich daher als bittenden Beistand und meinen Freund den Herrn Vizegespan von Lippay als gewährenden Beistand und erwähne Seiner Hochwürden nur deshalb zuletzt, weil sein Wirken und der Segen Gottes eben so aufeinander folgen.

Während dieser erbaulichen Diktion näherte sich Fenyéry Irene und ergriff ihre zitternde Hand.

Frau von Doboky war so frappirt, daß sie kaum Worte fand, den Gruß der Herren zu erwidern.

— Ich fühle mich durch Ihre Worte sehr geehrt, lieber Vetter, aber ich weiß eigentlich noch nicht recht, wen Sie für Herrn v. Fenyéry haben wollen?

Lippay brach in ein homerisches Gelächter aus.

— Erschrecken Sie nicht! Glauben Sie vielleicht, Fenyéry bittet um Ihre Hand? Nein. In diesem Falle wäre ich kein gewährender Beistand.

Die schöne Doboky dankte mit einem feinen Lächeln für diese Anspielung.

Der Obernotär aber, indem er mit einem sanften Blicke auf Fenyéry deutete, sagte:

— Ich glaube, die Antwort auf diese Frage kann man eben so gut sehen als hören.

Frau von Doboky war außer sich vor Erstaunen.

Fenyéry hielt Irenen's Hand noch immer in der seinigen.

Auf dem Gesichte des Mädchens war auch nicht die geringste Spur einer Verlegenheit oder Ueberraschung zu bemerken; jene alten stereotypen Erscheinungen von Scham, Verlegenheit und Furcht, welche einer Braut oft so gut stehen, waren bei Irene nicht zu sehen. Sie standen wie gute Freunde neben einander, die erst jetzt der Welt mittheilen, was beide schon längst wußten.

— Irene? Und Fenyéry? rief Frau von Doboky, — das verstehe ich nicht. Seit wann kennen sie sich?

— Schon sehr lange! sagte Fenyéry lächelnd und auch Irene nickte mit dem Köpfchen, daß dem so sei.

— Freut mich unendlich, obschon ich mir die Sache nicht zu erklären weiß.

Frau von Doboky ärgerte sich ein wenig, daß ihr Irene dieses Geheimniß nicht anvertraute. Noch weniger konnte sie ihr verzeihen, daß sie, als Braut, keine elegantere Toilette machte.

— Meine Herren, erlauben Sie mir, mich ein bischen zu sammeln, denn mir scheint diese ganze Sache so räthselhaft, daß ich wahrhaftig glauben muß, ich träume. Erklären Sie sich doch; Sie sind mir das schuldig. Ich bin jetzt Irenen's Mutter und will wissen, auf welche Art dieses Verhältniß entstand? Herr von Fenyéry, antworten Sie, wann haben Sie Irene zum erstenmal gesehen?

Fenyéry verneigte sich sehr artig und war bereit zu antworten.

— Im Schlosse auf Tarnócz, zur Zeit der Komitats-Deputation.

— Wo Sie eingeschlafen sind?

— Ich kann's nicht läugnen. — Und zum zweitenmale, als ich nach meiner verbrecherischen That wieder nach Tarnócz kam.

— Wo Sie so unhöflich waren.

— In der That, ich war es. Schon damals wußte ich, daß keine andere als Irene meinen Namen tragen wird und auch Irene wußte das.

— Aber dieses Geheimthun ist ja zum verzweifeln! rief Frau von Doboky. Mein Herr, ich möchte Sie nicht zum Manne, und wären Sie allein auf der Welt, und wär' ich ein Mann, ich heirathete Irene nicht, nicht um ein Himmelreich. Dieses Geheimthun! Ah!

Diese Bemerkung der schönen Frau erregte allgemeine Heiterkeit.

— Ich sag' ihnen ja auch in einem fort: ihr taugt nicht für einander. Trennen wir die Leutchen, Frau von Doboky, bringen wir sie auseinander, wie? Ich erzähle Irene Alles, was ich von Fenyéry nur Schlechtes weiß, Sie aber, meine Gnädige, verdächtigen Irene, so gut Sie's können. — Fräulein, mein Freund hier ist furchtbar eifersüchtig, ein wahrer Othello. Dazu ist er auch noch heimtückisch und ein Flattergeist, der seinen ausgelassenen guten Freunden zu lieb, Sie in der Brautnacht verlassen, Sie am ersten Tage Ihrer Heirath schändlich betrügen wird.

Diese Worte hatten aber nur zur Folge, daß Irene sich noch inniger an Fenyéry auschloß und dieser gleichsam gezwungen wurde, ihren schlanken Leib schützend zu umfassen.

— Nun, ist es der Mühe werth, mit diesen Leutchen zu reden? sagte der Alispán lächelnd zu Frau von Doboky, während er bei sich dachte: und dennoch ist es wahr, was ich gesagt habe.

— Es fehlt daher nichts anders, rief der Obernotär, als die Vollziehung der erforderlichen Feierlichkeiten.

— Was verstehen Sie darunter, lieber Vetter? fiel ihm Frau von Doboky ins Wort, Sie wollen damit doch nicht sagen, daß die Trauung gleich jetzt und hier stattfinde?...

— Gerade das wollt' ich sagen, Frau Schwester; Dispens, Ehecontract, Alles ist bei der Hand.

— Aber Irene?

— Sie willigt ein.

— Ah, sie treiben nur Scherz, meine Herren.

— Daß es kein Scherz ist, dafur bürgt meine Gegenwart, setzte Seine Hochwürden der Geistliche hinzu, der gleich sein Buch mitgebracht hatte.

— Ich verstehe das nicht, ich werde ein Narr, aber ich verstehe es nicht.

— Ist auch gar nicht nothwendig, Frau von Doboky, tröstete sie Lippay. Wenn sich nur die Zwei da verstehen, das genügt. Ueberließen wir den jungen Leuten hier die Sache, bei Gott, sie wären im Stande, allerlei Skandal zu begehen und ohne weiße Handschuhe, ohne Brautkranz sich trauen zu lassen, Arm in Arm zu Fuß nach Hause zu gehen und außer dem Geistlichen und den Beiständen, Niemanden auch nur ein Wort davon zu sagen. Aber wir lassen ihnen Zeit. Man kleide sie in Weiß, unsere liebe Braut,

wie's Gebrauch und Sitte ist; Malchen und Louise übernehmen das Amt der Brautjungfern. Auch zu einem kurzen Frühstück bleibt noch Zeit genug übrig. Morgen Mittag aber feiern wir die Hochzeit mit ganzer Pracht in dem Waldhäuschen Fenyéry's, wo wir das Vergnügen haben werden, sie meine Herrn und Damen, zu sehen. — Sie sehen, wir geben Ihnen eine Frist von drei vollen Stunden zu den Vorbereitungen; das ist doch genug, glaub' ich? In drei Stunden sind wir wieder da. Aber das sag' ich, machen sie, meine Theuren, unsere schöne Braut nicht noch schöner, denn sonst wird unserm Freunde hier das Herz sehr weh thun...

Wer diese bittere Anspielung nicht zu verstehen brauchte, der verstand sie auch nicht.

Die vier Herren aber setzten sich in den Wagen und fuhren gerade vor das Domkapitel, wo Fenyéry in aller Form und Feierlichkeit all seinen wo immer liegenden Besitz seiner „Gattin“ Frau von Fenyéry, gebornen Irene von Tarnoczi verschrieb.

Dann eilten sie aufs Komitatshaus, um das Testament Fenyéry's legalisiren zu lassen, mit welchem er zum Erben seines ganzen hinfür noch zu erwerbenden Vermögens, Irene Fenyéry-Tarnóczy, „seine einzig geliebte theure Gattin“ einsetzte.

Und jetzt zurück zur Trauung...

---

4. Die Brautnacht.

Im Speissalon bei den Herren geht's noch lustig her, Gläser und Flaschen und Toaste erschallen; es wird fort und fort pokulirt und immer wieder auf die Gesundheit der Braut und des Bräutigams getrunken.

Irene und der weibliche Theil der Gäste haben sich schon in ihre Schlafzimmer zurückgezogen, auch der Bräutigam hat kein Bleibens mehr unter seinen Freunden; gegen Mitternacht bittet er um Entschuldigung, daß er die Gesellschaft verläßt: seine Gäste reichen ihm zum Abschied lächelnd die Hand und geben ihm bis zur Thüre seines Zimmers das Geleite. Gute Nacht! rufen sie dem Glücklichen zu, der sich der irdischen Wesen schönstes zur Frau genommen.

Gute Nacht!

Das fröhliche Jauchzen und Singen tönt bis in das Brautgemach hinüber. Hier sitzt Irene bei dem Schimmer

der Nachtlampe, das schöne Haupt sinnend auf die Hand gestützt. Sie hat viel zu denken und zu überdenken,... ein Tag war für sie eine ganze Lebensepoche, jede Stunde ein Jahr! Gestern ein verlassenes, kummervolles Mädchen, heute eine glückliche Gattin, welche der edelste der Männer mit seiner Liebe beglückt. Und dennoch liegt ihr etwas auf dem Herzen. Warum ist er nicht da?

Aber die Thüren öffnen sich, es ertönen die bekannten Tritte auf der Flur... auch die letzte Thüre thut sich geräuschlos auf und der vor Freude lächelnde Bräutigam steht vor seiner sinnenden Braut.

Er umarmt, er küßt Irene und lispelt ihr zärtlich in's Ohr, daß er nur auf einige Augenblicke zu ihr gekommen sei, um sie an sein liebendes Herz drücken zu können. Dann muß er wieder fort, denn es sei Sitte und Gebrauch, daß der Bräutigam so lange bei seinen Gästen ausharre, als sie noch munter und lustig sind.

O, eine Frau glaubt das Alles so leicht. Was ihr der Mann sagt, ist Alles wahr.

Jetzt führt er sie durch die Zimmer, die für sie bestimmt sind, übergiebt ihr die Schlüssel. Dieser hier sperrt den Kasten, jener den Schreibtisch auf. Das hier ist mein Schrank, auf den muß man besonders Acht geben, denn darin bewahre ich werthvolle Papiere, meine Gelder und Geheimnisse.

— Warum soll ich den Schlüssel davon behalten? fragte Irene erstaunt.

— Er hat zwei Schlüssel, der eine bleibt bei mir. Aber

es trifft sich oft, daß ich etwas benöthige, wenn ich vom Hause weg bin und den Schlüssel Niemand andern anvertrauen kann, dann ist es nothwendig, daß Du die Sache hervorsuchst, nicht wahr, mein Engel?

— Ja! (Hätte sie's verstanden!)

— Und diesen Kasten darfst nur Du aufmachen, nur Du allein und immer, nie jemand anderer. Weißt Du's meine Theure?

— Ja, ja.

Hätte sie auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt, sie wäre in Verzweiflung gerathen, hätte den Gatten an's bebende Herz gedrückt und ihm zugerufen: „Verlasse mich nicht in dieser Stunde, — bleib' o bleibe!

Irene wähnte Alles zu verstehen, was ihr der Geliebte sagte.

Dann küßte er sie wieder, indem er sie freudetrunken an sein Herz drückte und bat, jetzt ruhig und ohne Sorge schlafen zu gehen.

Und sie versprach ihm, ruhig schlafen zu wollen.

In der Thüre blieb Fenyéry noch einmal stehen und blickte zärtlich auf die Geliebte zurück, — die jetzt in seine Arme eilte und sich daraus nicht losringen konnte, als hätte ihr etwas zugeflüstert: lasse ihn nicht fort!

Dann kehrte sie zurück, mit einem Gefühle im Herzen, das Freude hätte sein sollen, aber hievon ganz das Gegentheil war, welches sie so drückte und beängstigte, als sie darüber nachdachte, wie glücklich sie jetzt sei.

Sie kleidete sich aus; aber nicht, das Brautkleid war's,

das sie drückte . . . sie legte sich in's Bett, aber nicht der Schlaf war's, der sich auf ihre Augenlieder senkte, sondern ein fremdes, beklemmendes Gefühl, welches sie nicht eher zur Ruhe kommen ließ, als bis sie die kleinen Hände zum frommen Gebet faltete: Des Himmels Segen ruhe auf dem Manne, der sie so innig und wahrhaft liebt; Gott beschütze jeden seiner Schritte, bewahre ihn vor Leid und Kummer und lasse ihn lange, lange glücklich sein!

Jetzt hörte das Herzdrücken auf, des süßen Schlafes Zaubergestalten erschienen und schlossen die schönen Augen zur Ruhe, befreiten das bebende Herz von seinem Kummer und trugen die Seele hinauf in das unbekannte Zauberreich der Träume . . .

Als Fenyéry aus dem Schlafzimmer seiner Frau trat und den Vorsaal verließ, eilte er stillen Schrittes durch die Hausflur und durch die Hinterthüre des Hauses in den Garten.

Es war eine kalte Herbstnacht, der Wind jagte die Wolken dahin, durch welche nur hie und da ein Stern hervorschimmerte. Im Hofe bellten die Hunde, — sonst war Alles lautlos nnd ruhig.

Als Fenyéry die Thüre eröffnete, erblickte er tief im Garten den Schimmer einer Diebslaterne, auf die er sofort zueilte. Das Gitterthor des Gartens war nicht zugeschlossen. Vor demselben auf einem Seitenwege stand ein bespannter Wagen in Bereitschaft. Einer der Männer dabei hielt die Zügel in der Hand, der andere saß im Wagen.

— Ich habe mich nicht verspätet, es ist gerade zwölf Uhr, sagte Fenyéri zu dem Wagen tretend.

— Wir sind erst einige Minuten da, antwortete eine bekannte Stimme, und der Mann im Wagen reichte Fenyéry den bereit gehaltenen Mantel hin, den dieser auf sich nahm, in den Wagen sprang, und das Zeichen zum Aufbruch gab. Der Wagen rollte sofort davon.

'S ging durch die Felder, direkt auf den Friedhof los... in einigen Minuten erreichten sie den Graben. Hier stand schon ein zweiter Wagen und drei Männer dabei.

Jetzt wurden die Pferde ausgespannt und an die Akazienbäume gebunden, denn die Kutscher konnten nicht bei denselben bleiben. Auf jedem Wagen war's ein Secundant, der kutschirte.

Sie traten jetzt in den Friedhof.

Ein hohes Gebüsch von spanischem Flieder verbarg sie ganz; eine Ueberraschung war nicht zu besorgen.

Die Secundanten zogen die Affaire noch einmal in Erwägung, bevor man das Loos enscheiden ließ.

„Kann ein Zweikampf stattfinden, ist hierzu genügender Grund vorhanden?"

„Ein Mann hat eine Dame verleumdet . . ."

„Womit?"

„Er hat sich vor Männern gerühmt, daß diese Dame seine Geliebte war."

„Ist dies e:ne Beleidigung?"

„Eine sehr große."

„Ist die Sache nicht anders gut zu machen, vielleicht durch ein Zurückziehen des Gesagten, durch eine Abbitte?“

„Nein. Die Beleidigung würde dadurch nur noch größer, der Verdacht noch mehr bekannt und der Name jener Dame noch mehr der Oeffentlichkeit preisgegeben werden.“

„Hat der Herausfordernde das Recht, diese Sache zur seinigen zu machen?“

„Ja, denn er ist der Mann dieser Frau.“

„Was für Waffen sind bei diesem Duelle zu gebrauchen?“

„Einzig allein nur Pistolen, denn es handelt sich um beleidigte Ehre, uud das noch um die Ehre einer Frau.“

„Ist die Zeit zn einem Duelle passend?“

„Ganz und gar; denn im Falle einer bleibt, wird Niemand sagen können, Fenyéry habe seine Braut einer solchen Sache wegen in der Brautnacht verlassen, und die ganze Affaire bleibt in ewiges Dunkel gehüllt.“

„Wie oft können die Duellanten schießen?“

Dreimal ein jeder; trifft auf dreimaliges Schießen Keiner, so ist das Duell als geschlossen zu betrachten.“

„Es ist alles in Ordnung.“

Hierauf wird ein Jeder noch gefragt, ob er von dem Duelle nicht freiwillig abstehen wolle?

Beide Theile sagten: Nein.

„Dann gehen sie auf ihre Plätze, meine Herren.“

Es ist finster; man kann anders nicht sehen, als indem man auf den Kopf eines jeden Duellanten eine Diebslaterne stellt. Auf zwanzig Schritte wird Halt gemacht. Keiner darf sich rühren. Einer der Secundanten giebt durch ein drei=

es trifft sich oft, daß ich etwas benöthige, wenn ich vom Hause weg bin und den Schlüssel Niemand andern anvertrauen kann, dann ist es nothwendig, daß Du die Sache hervorsuchst, nicht wahr, mein Engel?

— Ja! (Hätte sie's verstanden!)

— Und diesen Kasten darfst nur Du aufmachen, nur Du allein und immer, nie jemand anderer. Weißt Du's meine Theure?

— Ja, ja.

Hätte sie auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt, sie wäre in Verzweiflung gerathen, hätte den Gatten an's bebende Herz gedrückt und ihm zugerufen: „Verlasse mich nicht in dieser Stunde, — bleib' o bleibe!

Irene wähnte Alles zu verstehen, was ihr der Geliebte sagte.

Dann küßte er sie wieder, indem er sie freudetrunken an sein Herz drückte und bat, jetzt ruhig und ohne Sorge schlafen zu gehen.

Und sie versprach ihm, ruhig schlafen zu wollen.

In der Thüre blieb Fenyéry noch einmal stehen und blickte zärtlich auf die Geliebte zurück, — die jetzt in seine Arme eilte und sich daraus nicht losringen konnte, als hätte ihr etwas zugeflüstert: lasse ihn nicht fort!

Dann kehrte sie zurück, mit einem Gefühle im Herzen, das Freude hätte sein sollen, aber hievon ganz das Gegentheil war, welches sie so drückte und beängstigte, als sie darüber nachdachte, wie glücklich sie jetzt sei.

Sie kleidete sich aus; aber nicht, das Brautkleid war's,

das sie drückte . . . sie legte sich in's Bett, aber nicht der Schlaf war's, der sich auf ihre Augenlieder senkte, sondern ein fremdes, beklemmendes Gefühl, welches sie nicht eher zur Ruhe kommen ließ, als bis sie die kleinen Hände zum frommen Gebet faltete: Des Himmels Segen ruhe auf dem Manne, der sie so innig und wahrhaft liebt; Gott beschütze jeden seiner Schritte, bewahre ihn vor Leid und Kummer und lasse ihn lange, lange glücklich sein!

Jetzt hörte das Herzdrücken auf, des süßen Schlafes Zaubergestalten erschienen und schlossen die schönen Augen zur Ruhe, befreiten das bebende Herz von seinem Kummer und trugen die Seele hinauf in das unbekannte Zauberreich der Träume . . .

Als Fenyéry aus dem Schlafzimmer seiner Frau trat und den Vorsaal verließ, eilte er stillen Schrittes durch die Hausflur und durch die Hinterthüre des Hauses in den Garten.

Es war eine kalte Herbstnacht, der Wind jagte die Wolken dahin, durch welche nur hie und da ein Stern hervorschimmerte. Im Hofe bellten die Hunde, — sonst war Alles lautlos nnd ruhig.

Als Fenyéry die Thüre eröffnete, erblickte er tief im Garten den Schimmer einer Diebslaterne, auf die er sofort zueilte. Das Gitterthor des Gartens war nicht zugeschlossen. Vor demselben auf einem Seitenwege stand ein bespannter Wagen in Bereitschaft. Einer der Männer dabei hielt die Zügel in der Hand, der andere saß im Wagen.

maliges Händeklatschen das Zeichen .... dann drücken beide auf einmal los...

Einige Augenblicke darauf schimmerten die beiden Laternen in Manneshöhe von der Erde, zwanzig Schritte von einander entfernt... keiner schien zu wanken, keiner zu zittern...

... Das Zeichen wird gegeben ... eins ... zwei ... drei ... es fielen zwei Schüsse auf einmal: — eine der Laternen flog in tausend Scherben auseinander, — die andere stürzte sammt ihrem Träger zu Boden...

Fünf Minuten darauf sprengten die Wagen wieder über die Felder, über Stock und Stein ... Der Wind trieb die Wolken vor sich her, die Sterne fingen zu erbleichen an...

Alles ruht schon im Hause; auch die lustigen Gesellen und fröhlichen Zecher sind verstummt und schlafen. Die Braut schläft tief, verlassen und allein.

Ein schwerer Traum scheint sie zu beängstigen, denn ihr Busen ist unruhig bewegt; die Lippen scheinen sprechen, aufschreien zu wollen, können es aber nicht, die Hände möchten sich emporheben, aber es fesselt sie der Schlaf...

...Der Bräutigam sitzt neben dem Bette und betrachtet sinnend das geliebte Wesen. Er vermag nicht zuzusehen, wie ein böser Traum es ängstigt und peinigt, er neigt sich herab und küßt Irene die Augen, worauf diese erwacht.

Und gleichwie jemand der im Traume den Geliebten in Gefahr erblickte und diesen beim Erwachen an seiner Seite findet, — wirft auch sie sich in süßem Selbstvergessen an

seine Brust und legt ihr Haupt an sein liebend Herz und spricht in zitterndem Tone:

— O, wie gut, daß Du hier bist.

— Ich war lange von Dir weg. Dein Brautzeuge hat die Wahrheit geredet: Dein Mann ist ein Vagabund, der Dich in der Brautnacht lustiger Gesellen willen verläßt. Was liebst Du mich auch?

Irene antwortete lächelnd, bleichen Gesichtes und — lächelnd.

— O, ich hatte einen furchtbaren Traum, mir war's, als gingst Du eben aus dem Zimmer, und als ich horchte, schien es mir, als wenn Du nicht in den Vorsaal zurückkehrtest, sondern durch die Hinterthüre des Hauses Dich entfern thättest . . . Ich weiß nicht warum, aber mich ergriff eine Furcht und Angst, wie man sie nur im Traume haben kann. In einer Minute war ich angekleidet und ging hinaus nach Dir; — Alles nur im Traume; — dort warteten Deiner zwei Männer mit einem Wagen, ich rief nach Dir aber Du hörtest es nicht, oder vielleicht schrie ich gar nicht und bildete es mir nur ein; jetzt stiegst Du in den Wagen, der dann über die Felder dahinstürmte. Ich blieb allein, allein in der finstern Nacht, fühlte des Windes Wehen, sah wie die Wolken am Himmel dahinjagten, eilte Dir über Feld und Flur nach und verirrte mich in eine unbekannte wilde Gegend, die ich vorher nie betreten hatte. Endlich nahm ich wahr, daß ich in einem Friedhof bin; mein Fuß stieß an das Bruchstück eines Grabsteines, welches vom Grase überwachsen war... auch die übrigen Grabsteine

schienen mir alle verwittert und bemoost. Ich befand mich in einem alten verlassenen Friedhofe. Dann war es mir, als wäre ich dort eingeschlafen und träumte, daß ich träume, träumte, daß ich erwache und ein leises Geräusch vernehme, ich sah eine Gruppe von Männern im nächtlichen Dunkel vor mir stehen, die ruhig mit einander sprachen, dabei hörte ich wie sie den Hahn der Pistolen spannten. Hinter einem Gebüsche versteckt sah ich dem Treiben der Männer zu. Plötzlich zogen sich vier von denselben zurück und nur zwei blieben einander gegenüber stehen. Der eine war mit dem Rücken, der andere mit dem Gesichte mir zugewendet. Heiliger Gott! Ich erkannte Dich ... es war Dein Gesicht! Ich wollte hinstürzen und die schauderhafte Scene, die sich hier ereignen sollte, vereiteln, aber ich konnte mich nicht rühren, meine Zunge war gefesselt, meine Glieder gelähmt, ... Da ertönte ein leises Klatschen ... ich sah, wie sie die tödtlichen Waffen auf einander richteten; ich sah es, ich sah es sehr gut, daß Dein Gegner Dein Haupt, Deine Stirne zum Ziele nahm, ich wollte aufschreien aber die Stimme versagte mir ... Schauder und Entsetzen ergriff mich, aber die Aufregung bewältigte endlich das Traumgesicht, das tödtliche Alpdrücken ... ich sprang aus meinem Verstecke hervor, und als das dritte Zeichen erscholl, ergriff ich krampfhaft den Arm Deines Gegners ... die Waffe ging los ... ein furchtbarer Knall ... und ich erwachte. Dem Himmel Dank, daß Du hier bist!

Fenyéry horchte andächtig auf jedes Wort seiner Braut und sagte dann wie im Scherze:

— Der Traum beweist, daß Du meiner auch wach gedacht hast.

— Ich glaubte aber doch die Schüsse zu hören.

— Es war die Thüre, die ins Schloß fiel, bemerkte Fenyéry, den Kopf Irenens an seine Brust ziehend und ihr das Haar streichelnd.

— Wie doch Dein Herz so rasch und feurig schlägt, lispelte sie.

— 'S ist vom Wein, scherzte der Gatte.

. . . .

In der Frühe, als die Braut aus dem Zimmer trat, erwarteten sie schon ihre weiblichen Verwandten, die jetzt nach altherkömmlicher Sitte in feierlicher Rührung der Braut die *erste Haube* aufsetzten.

So tritt sie in die Welt.

Wie schön und anmuthig sieht sie in der Haube aus! Es schmückt sie herrlich dieses Symbol, dessen geheimer Sinn ist: „ich bin glücklich, denn ich liebe!"

Die Haube ist das Symbol des Glückes und der Liebe; jeder weibliche Kopf wird schöner, anmuthiger, wenn er die Haube trägt.

Beim heitern Frühstück sind Braut und Bräutigam und die Hochzeitsgäste beisammen. An unschuldigen Späßen über die gute oder üble Laune der Vermählten fehlt es nicht. Frau von Doboky allein ist schweigend, sie scheint etwas verbergen, geheim halten zu wollen, was ihr aber unendliche Anstrengung kosten mag, denn sie bewegt sich auf ihrem Sitze unruhig hin und her. Die Nacht hatte sie in der

Stadt zugebracht und kam nur früh Morgens wieder hieher.

Sie kann es kaum erwarten, Irene nach dem Frühstück auf einige Augenblicke in das Nebenzimmer zu rufen; dort beginnt sie dann die Lamentation mit einem so betrübten Ausdruck im Gesicht, daß man erschrecken könnte, ehe sie noch ein Wort spricht.

— Ah, Irene, Du arme, unglückliche Frau!

Irene wollte vor dieser Einleitung nicht erschrecken und sah ihr ruhig ins Gesicht.

— Denke Dir den furchtbaren Menschen, Deinen Mann. In der Nacht nach Deiner Trauung schleicht er sich vom Hause weg und schlägt sich auf Pistolen mit Csejti Gazsi; ein Haar, und dieser zerschmettert ihm den Kopf; Gazsi aber wird der Arm verwundet. Das weiß ich daher, weil man ihn des Nachts in einem Wagen zu seiner Schwester brachte und sagte, der Wagen sei umgestürzt nnd er habe sich dabei den Arm gebrochen; aber mir erzählte der arme Bursche die ganze Geschichte, wie sie vorgefallen, sogar daß man sich Deinetwegen geschlagen hat. Dieser Fenyéry ist doch ein entsetzlicher Mensch und wär' ich an Deiner Stelle, noch heute verließ' ich ihn, noch heute. Nicht eine Nacht mit ihm unter einem Dache! Wer seine Braut in der Brautnacht verlassen kann, um sich zn schlagen, das muß doch eiu teuflischer Charakter sein.

Irene lächelte und meinte, es sei dies nnr ein Scherz von Csejti Gazsi, der mit Fenyéry nie etwas zu thun gehabt

habe. Gazsi wollte sich mit diesem Mährchen bei Frau von Doboky nur interessant machen.

— Ein schönes Mährchen, das! Er wird sechs Wochen das Bett hüten müsseu.

Irene lachte und bemerkte mit liebenswürdigem Erröthen, sie werde doch wohl am besten wissen, wo ihr Mann gewesen sei.

Damit ließ sie Frau von Doboky stehen, suchte unter den Gästen ihren Mann auf und schlang ihren Arm so lieblich, so anmuthsvoll in jenen Fenyérys, daß dem, der sie sah, das Herz vor Freude zitterte.

Die schöne Doboky natürlich ausgenommen, die keine Ruhe hatte, bis sie sich bei allen Bekannten und Verwandten der Reihe nach erkundigte: wo denn Fenyéry eigentlich diese Nacht gewesen sei?

Man kann sich denken, was für sonderbare Antworten sie erhielt und wie Manche auf die Frage ganz verblüfft waren; wo soll er denn gewesen sein als zu Hause?

Wäre es jemanden eingefallen, zu behaupten, Fenyéry habe sich inzwischen hier und dort hernmgetrieben, auf einen Andern geschossen und auf sich schießen lassen, den hätte man fein ausgelacht und ihm höchstens zur Antwort gegeben: er möge ein andermal gescheidter träumen.

Beim Abschied drohte Frau von Doboky mit dem Finger und und lispelte ihm bedeutungsvoll ins Ohr:

— Sie sind ein schlauer Kopf. Mit Ihnen möcht' ich nicht in einem Hause wohnen.

Fenyéry blickte lächelnd auf seine Frau, die ihn seelen-

voll ansah und hätte sie auch geglaubt, was man ihr erzählte, so wurde ihre Liebe dadurch nur noch größer zu dem Manne, der ein so festes Herz hat.

Auch nicht mit einem Worte erkundigte sie sich mehr über diese Affaire.

---

5. Ein schlechter Dienst.

Graf Stephan erschien neuerdings im Gasthofe zu Brenócz, einzig und allein nur in Begleitung seiner Tochter. Durch seinen Agenten ließ er Herrn von Krénky benachrichtigen, daß er in Angelegenheit des von Fenyéry confiscirten Gutes sein Recht geltend machen wolle, indem er das Ende seines Lebens herannahen fühle, diese drückende Last nicht in die andere Welt hinüber nehmen will, und jenes Gut seinem früheren Besitzer zurückzugeben wünsche.

Herr von Krénky wünschte mit dem Grafen persönlich Rücksprache zu nehmen, der also nichts anders thun konnte, als nach Brenócz zu reisen, wo man ihn diesmal wahrscheinlich mit keiner Illumination und Triumphpforte erwartete.

Cynthia war immer an der Seite ihres Vaters. Ohne seine Tochter vermochte überhaupt der Graf jetzt nichts mehr zu thun; entfernte sie sich auf einige Augenblicke, so stand er da wie ein verlassenes, verwaistes Kind und so oft er

des Nachts aufwachte, klingelte er Cynthia, die gewöhnlich im anstoßenden Zimmer ihr Nachtlager aufschlug, und erkundigte sich unruhig und besorgt: ob sie wohl dort sei? Zumal des Nachts war der Graf sehr reizbar; Cynthia stand jedesmal auf, warf ihr Nachtkleid um, ging in sein Zimmer, gab ihm, um was er bat, bald Wasser, bald eine Arznei, bald wieder unbedeutende kindische Sachen, die er gar nicht brauchte; hörte geduldig seine Klagen, Träume und Visionen an, beruhigte ihn und ließ ihn wieder allein.

Der arme Graf, er könnte nicht mehr leben, stünde ihm nicht stets seine Tochter zur Seite!

Als Krénfy die Ankunft des Grafen erfuhr, eilte er sogleich in den Gasthof.

Glaubt vielleicht jemand, Krénfy zürne, oder sei gekommen, um hier zu zanken und Gewalt auszuüben, oder daß er verwegene Absichten hat? O nein. Er kommt mutterselig allein, ohne Brachium und Assistenz, ohne alle Waffen, nicht einmal einen Prügel, nicht einmal etnen Advokaten hat er bei sich.

Mit der größten Höflichkeit und dem allerunterthänigsten Gesichte von der Welt begrüßt er den Grafen und dessen Tochter.

Graf Stephan war darauf gefaßt, in dem Arendator einen zänkischen, ausfluchtsvollen Gegner zu sehen, der gekommen sei, nm ihn mit massenhaften, undurchdringlichen Dokumenten, labyrinthischen Verklausulirungen zu binden und zu verpflichten und schauderte vor diesem Gedanken. Er hoffte unter die Märtyrer aufgenommen zu werden,

wenn diese Prüfung, dieser bittere Kelch glücklich an ihm vorübergeht.

Auch Cynthia war darauf gefaßt, einem unverschämten, boshaften Manne zu begegnen, der schlecht genug ist, mit den delikatesten Geheimnissen einer Dame böses Spiel zu treiben; der da gekommen sei, um sie vor ihrem Vater zu erniedrigen, zu beschämen; aber Furcht hatte sie dennoch keine und sie glaubte gefühllos bleiben zu können.

Wie groß war Beider Ueberraschung, als statt all dem ein höflicher, galanter Mann vor sie trat, der sich vor allem um das Befinden Seiner Gnaden des Herrn Grafen erkundigt, der Comtesse unterthänige Complimente sagt und behauptet, daß er sich von Herzen freue, sie wieder sehen zu können, obschon er sehr bedaure, daß die Herrschaften nicht direkte bei ihm im Kastell abgestiegen sind. Er sei zu ihrem Empfange auch jetzt eben so bereit, als das letztemal, als er nur so kurze Zeit das Glück hatte, die hochgräfliche Familie bei sich zu sehen. Die Zimmer der Gräfin Cynthia seien noch in derselben Ordnung, es hat seitdem noch kein Mensch seinen Fuß darein gesetzt.

Cynthia eckelte vor diesen Worten, es war ihr, als ob eine Schlange sie streicheln würde. Sie w o l l t e es, daß Krénky in seiner wahren Gestalt vor ihr stehe und fiel ihm in's Wort:

— Lassen wir die Maske, mein Herr; es ist vor meinem Vater kein Geheimniß, ja, ich glaube, die ganze Welt weiß es, daß ich in der Nacht unserer Abreise eine volle Stunde bei Ihnen zugebracht habe, und Sie dann in jenen Zim-

mern alle Möbel durcheinander warfen, um mich aufzufinden. Das ist eine allbekannte Sache.

Herr von Krénky zwang sich seinem Gesichte den Ausdruck der Verwunderung, des Erstaunens zu geben.

— Gräfliche Gnaden, was Sie mir da sagen, ist entsetzlich, unglaublich. Ich schwieg über die Sache, wie das Grab; ich bin der größte Verehrer Ew. Gnaden und der ganzen hochgräflichen Familie. Ich beuge mich vor den Gründen, welche Sie zu jenem Schritte bewogen und gleichwie ich damals bereitwillig Hilfe leistete, eben so gern schwieg ich auch später über die Sache; ist sie laut geworden, so hat das ein Anderer gethan, ich nicht; Ew. Gnaden werden sich erinnern, — ich bitte nur nachzudenken, — daß Sie in jener Nacht Jemand begegnet sind und Bauersleuten Geld gegeben haben. Nicht wahr? Also haben nicht diese das Geheimniß verrathen? Ganz gewiß. Der Bauer ist undankbar, niederträchtig; der ist im Stande Alles zu thun. Aber ein Edelmann! Ah, ein wahrhafter Edelmann verräth die Geheimnisse von Damen nicht.

Durch diesen wahrhaften Edelmuth erhielt das ganze Wesen des Parvenüs ein noch abscheulicheres Aussehen, so, daß selbst Graf Stephan nicht umhin konnte, ihn zu unterbrechen und mit zitternder Stimme drein zu reden:

— Lassen wir das gut sein, Herr; gehen wir an unsere eigene Sache.

— Entschuldigen, Herr Graf, sagte Krénky, der sich in seinem edlen Eifer nicht irre machen lassen wollte; — ich will rein dastehen, ich bin der Familie Ew. Gnaden mit

Hab' und Gut, mit meinem Adel und meiner Stellung verpflichtet, und wäre undankbarer als ein Wolf, und verdiente mit einem Prügel niedergeschlagen zu werden, würde ich gestatten, daß auch nur der leiseste Schatten einer Schmach an der hochgräflichen Familie hangen bleibe; ich bin mir, meinem Ehrgefühl die Erklärung schuldig: daß ich Sie nie auch nicht im Geringsten verdächtigt habe, ja, ich schwöre zu Gott, zu Allem, was mir heilig ist, daß die Comtesse aus den reinsten Absichten sich herabließ, meine Wenigkeit aufzusuchen.

Der brave, ehrliche Mann weinte sogar noch zuletzt.

Jetzt aber begann Cyuthia sich wirklich zu fürchten und heftete ihre großen, melancholischen Augen scharf auf das Gesicht dieses Mannes, da sie einmal irgendwo gelesen hatte, daß man dies mit Schlangen und wilden Thieren zu thun pflege, und diese den Blick nicht aushalten und den Menschen nicht angreifen.

In der That, auch Krénsky hielt den festen Blick Cynthia's nicht aus, und schielte er zuweilen nach der Comtesse hinüber, so blieb er in der Rede stecken und zog seinen Blick plötzlich, wie scheu geworden, zurück. Dicke Schweißtropfen standen ihm an der Stirne bei dem Gedanken, daß Cynthia ihn immer so scharf im Auge behalte.

— Entschuldigen, — ich pflege meine Worte mit Thaten zu beweisen; setzte der Mann Gottes fort, sich zu dem Grafen wendend, vor dem er nicht so große Furcht hatte.— Ein neuer Beweis hiefür ist, daß ich auch jetzt gekommen

bin, um Ew. Gnaden zu erklären, daß ich gegen Ihre jetzigen Wünsche keine Einwendung habe.

Cynthia stutzte über diese Worte Krénfy's. Was kann er für eine List im Kopfe haben?

— In Angelegenheit des Fenyéry'schen Gutes? fragte der Graf.

— Ja; in Angelegenheit der Fenyéry'schen Herrschaft. Diese habe zwar ich in Besitz genommen, weil i ch der Beleidigte bin, und nachdem die Brenoczer Herrschaft auf sechs Jahre gesetzlich m i r angehört, könnte ich das Rechtsprincip „accessorium sequitur suum principale" geltend machen; ich erkenne es jedoch an, daß die Curia, in welcher die Beleidigung geschah, nach dem Erbrechte den Brenóczer Grafen gehöre, folglich geht sie auch die Beleidigung und der hiefür entfallende Strafbetrag an; ich für meine Person, bin für mein geraubtes Gut ohnehin entschädigt worden, und habe auch die Gerichtskosten erhalten; mit ganzer Bereitwilligkeit trete ich Ihnen daher, Herr Graf, die Fenyéry'sche Herrschaft ab, ich hab' in derselben ohnehin keine Verbesserungen vorgenommen und gebe sie zurück, wie ich sie erhalten; ich hab' dabei nichts gewonnen, nichts verloren.

Ein Schauer durchzuckte die Glieder Cynthia's bei diesen Worten. Warum ist dieser Mensch jetzt so nachgiebig; eben jetzt, wo man Zorn und Wuth von ihm erwartet hätte? Warum entsagt er einer Sache, für welche er schon so viele Opfer brachte? War ja doch die ganze Geschichte mit dem Pfand-Contract, die ihm so viel kostete, nur darauf abgese-

hen, um der Gewalt des Komitats sich wiedersetzen zu können, um durch das Elend des trostlosen Volkes reich zu werden. Was mag er nur Böses im Sinne haben?

— Und welchen Gegendienst verlangen Sie von uns für diese Nachgiebigkeit? fragte Cynthia in der Meinung, Krénsy werde ganz gewiß wieder neue sechs Pfandjahre verlangen.

— Ich? — Nichts, gar Nichts.

— Wie? sagte Graf Stephan, ganz erstaunt, Sie verlangen Nichts von mir?

— Wie gesagt, gar nichts. Die Sache ist klar und Sie, Herr Graf, sind im Rechte. Ich aber möchte nicht um die ganze Fenyéry'sche Herrschaft mich mit Ew. Gnaden in einen Prozeß verwickeln. Ich hoffe, es beliebt Ihnen nicht, gesetzliche Schritte zu machen?

— Nein.

— Nur das eine bitte ich ganz unterthänigst, daß Sie die Sache nicht vor das Gericht bringen. Ich habe ohnehin genug Feinde. Man würde sagen, dieser abscheuliche Krénsy läßt sich sogar mit seinem alten Wohlthäter in einen Prozeß ein. Das würd' ich nicht ertragen können. Ich bitte daher, nur keine gerichtlichen Schritte; nur kein Advokat soll sich in die Sache mischen. Wir werden das schon unter uns ausmachen.

Der fromme Mann wußte so inständigst zu bitten und zu flehen, daß man Lust gehabt hätte, ihn beim Kragen zu fassen und zur Thüre hinauszuwerfen.

Das Geheimnißvolle, das Unbegreifliche pflegt gewöhn-

lich immer Bedenken zu erregen; man hört nicht gern Gestalten reden, die man nicht sieht, mögen es nun Engel oder Teufel sein, und man erzittert vor dem lächelnden Feinde, dem man Ursache, eine sehr triftige Ursache gegeben hat, zu zürnen, und der jetzt dennoch ein freundliches, zuvorkommendes Gesicht zeigt.

— Ich hoffe, die Sache ist unserseits beendigt, sagte Krénsy, sich die Hände reibend. Es fehlt nur noch, daß ich die betreffenden Urkunden durch meinen Advokaten aufsetzen lasse, was, glaube ich, bis Morgen geschehen kann. Könnte ich vielleicht nicht das Glück haben, die hohen Herrschaften bis dahin im Kastell zu begrüßen; Sie hätteu dort mehr Ruhe und eine bessere Bedienung, als in diesem einfachen Gasthause hier.

Cynthia beeilte sich eine Antwort zu geben, bevor ihr Vater hätte zu Wort kommen können.

— Dem Grafen ist es hier lieber, er mag die vielen Leute nicht und wünscht lieber zurückgezogen als gemächlich zu leben.

Auf diese Antwort hin verfinsterte sich ein wenig das Gesicht Krénsy's.

— Sie werden mir aber doch die Ehre erweisen, Sie zu Mittag als Gäste bei mir sehen zu können.

Ich weiß nicht, ob es ein wahres Gefühl war, als Graf Stephan auf diesen Antrag hin wieder zusammenschauerte, aber meinerseits bekenne ich, daß ich mit einem Menschen, den ich sehr beleidigte und dann dennoch lächeln sehe, nicht sehr gern an einem Tische speisen möchte.

— Wir danken Ihnen, mein Herr; versetzte Cynthia, mein Vater kann keine Einladungen annehmen, da er sich homöopathisch behandeln läßt und kein andere Speisen genießen kann, als die unter meiner Aufsicht für ihn bereitet werden.

— Ich könnte ja auch solche Speisen kochen lassen. Mein Koch versteht Alles.

— Wir sind Ihnen sehr verbunden, aber ein Koch versteht die Homöopathie denn doch nicht; mit einem einzigen Blatte von Sellerie könnte er die ganze Cur unwirksam machen.

Krénfy hielt schon den Hut in der Hand, um fortzugehen, glaubte aber früher noch die witzige Bemerkung machen zu müssen, daß er jetzt doppelten Grund habe, gegen die Homöopathie eine Abneigung zu fühlen, die er zuletzt doch nur für ein Possenspiel halte, mit welchem die Menschen sich selbst betrügen; die Homöopathie gehöre in ein Reich mit den Amulets, mit dem Stein der Weisen und dergleichen Aberglauben.

Herr von Krénfy wurde geistreich; ohne Grund aber strengte sich der ehrenwerthe Mann hierzu nicht an.

Das war noch die einzige verwundbare Seite des Grafen Stephan. An Stolz dachte er nicht mehr, Reichthum hatte für ihn kein Interesse, nur der Werth der Tage hob sich bei ihm in dem Maße, in welchem die Zahl derselben geringer wurde, wie dies bei schweren Kranken der Fall zu sein pflegt, die schon alle Kuren durchmachten und endlich etwas finden, wovon sie für ihren der Auflösung

entgegen gehenden Organismus eine heilsame Wirkung verspüren oder zu verspüren glauben; die sich daun Krankheiten einbilden, an welchen sie nicht leiden, die die Kraft des allmächtigen Heilmittels preisen, das sie retten wird, und an welches sie so felsenfest glauben, wie an das Jenseits, das sie aber noch fern wissen möchten.

Ueber alles Andere, nur nicht über die Homöopathie, durfte man vor dem Grafen spotten. Bei diesen Worten kam er aus seinem Phlegma heraus, ergriff die Hand Krénsky's und erklärte ihm, gleich einem Professor, das wunderbare System Hahnemanns, pries die einfachen, natürlichen Ideen desselben, die überraschenden Versuche, und kam dabei ganz ins Feuer.

Krénsky hörte anfangs mit jenem ironischen Lächeln auf seine Worie, welches einem wahrhaft Kranken so tief ins Herz schneidet, der sich nebst seiner wirklichen Krankheit noch hunderi andere einbildet, die man ihm nicht glauben will; — später jedoch nahm sein Gesicht den Ausdruck der Aufmerksamkeit, des Staunens an; er bewunderte die großartigen Beispiele, die Graf Stephan aus seiner eigenen Erfahrung anführte, und wurde ganz bekehrt, indem er gestand, daß er ein homöopatisches Heilmitttel gar noch nie gesehen und überhaupt davon gar keinen Begriff habe; was er gesagt, sei nur in Folge der Insinuationen anderer geschehen.

Ah, das mußte er ihm also zeigen! Der Graf nahm jetzt die kleine Chatouille hervor, welche seine ganze Apotheke enthielt und mit einer Menge Fläschchen angefüllt war.

Krénfy verwunderte sich wie ein Student, der zum erstenmale in seinem Leben einen ausgestopften Kolibri sieht. Er nahm die Fläschchen alle einzeln in die Hand; einige davon enthielten eine durchsichtige Flüssigkeit, andere ein feines, weißes Pulver, wieder andere kleine weiße Kügelchen; auf jedem stand der Name der Arznei: „Aconitum“ — „Belladonna“ — „Helleborus.“

Krénfy stellte sich als schauderte ihn vor diesen Dingen. — Aber um Gotteswillen, das sind ja lauter tödtliche Gifte.

Graf Stephan lächelte über diese Einfalt.

— Nur der millionste Theil eines Tropfen Giftes.

— Und das soll doch eine Wirkung haben?

— Eine wunderbare!

Krénfy schüttelte den Kopf und schnitt ein Gesicht, wie einer der es glaubt was man ihm sagt; denn er wagte nicht, n i ch t zu glauben.

— Also gäb' es da ein Heilmittel, mit welchem man zum Beispiel diese neue Krankheit, die Cholera kuriren könnte? Bei dieser Frage schauderte Graf Stephan zusammen, seine Lippen erbleichten und er fragte mit zitternder Stimme:

— Sind vielleicht in dieser Ortschaft schon Cholerafälle vorgekommen?

— Hier noch nicht, aber drüben in Tarnoczfalva sind schon mehr als fünf und zwanzig Personen davon ergriffen worden, von denen auch vier daran gestorben sind!

— Mein Herr! fiel ihm Cynthia ins Wort, sprechen Sie

nicht davon; meinen Vater greift es sehr an, wenn er von der Cholera reden hört.

Krénky stellte sich, als hätte er dies erst jetzt bemerkt und wollte seinen Fehler wieder gut machen.

— O ich bitte, bei uns braucht man sich nicht zu fürchten; Brenóczfalva ist ein gesunder Ort, der zwischen hohen Bergen liegt und eine gute, frische Luft hat; wenn auch in der ganzen Welt eine Seuche wüthete, hier kann keine auftreten. Diesfalls können Sie ruhig sein, Herr Graf.

Damit nahm er seinen Hut, empfahl sich sehr höflich bei dem Grafen und der Comtesse und ging fort.

Cynthia bemerkte, daß ihr Vater jetzt wieder von seiner krankhaften Einbildung zu leiden haben werde, und um ihm diese Grillen aus dem Kopfe zu schlagen, nahm sie seine Lieblingslectüre, die „Divina Comoedia" hervor und fing an, dem Geängstigten daraus vorzulesen.

Als sie nach der ersten Canzone innehielt, sagte der Graf:

— Mir schien, als ob auf einem der Wagen, welchen wir unter Tarnóczfalva begegneten, ein Todter gelegen wäre . . .

— Ah, warum nicht gar! Der Mann lebte und lag ganz gemüthlich auf dem Stroh; er hat uns ja sogar gegrüßt.

— Ich hab' das nicht wahrgenommen . . . Aber die zwei Weiber, die hinter dem Wagen gingen, die weinten, das sah ich . . .

— Im Gegentheil, lieber Vater, sie waren sehr gut

gelaunt, — und dann sind sie ja auch nicht dem Wagen nachgegangen, denn dieser hat sie zurückgelassen.

Der Graf blieb aber noch immer besorgt und man konnte es ihm ansehen, daß seine Gedanken wo anders herumschweiften, als in der Divinia Comoedia.

Cynthia beeilte sich nun ihren Vater je früher ins Bett zu bringen, gab ihm die gewohnte Arznei ein und versprach nicht eher wegzugehen, als bis er eingeschlafen ist.

Draußen auf der Straße war es schon finster und man hörte nur die Tritte der heimkehrenden Kühe; hie und da warf das Licht einer vorübergetragenen Laterne einen flüchtigen Schimmer in das Zimmer, welches die Nachtlampe in Halbdunkel hüllte; auch Cynthia wollte sich zur Ruhe begeben, nachdem ihr Vater endlich eingeschlafen war.

Da ertönten plötzlich schwere Tritte auf der Hausflur und eine rauhe Stimme bittet das Stubenmädchen im Vorzimmer, um Gotteswillen die Thüre nur schnell aufzumachen, denn es sei ein großes Unglück geschehen, — Herr von Krénfy werde augenblicklich sterben, er hat — die Cholera.

Cynthia stürzte schnell wie der Blitz ins Vorzimmer, um den Ankömmling zu leiserem Sprechen zu verhalten. Aber es war schon zu spät; der Graf war auf das Angstgeschrei des Boten aus seinem ersten Schlummer erwacht, und verlangte, man solle den Mann nur hereinlassen.

Es war der Ispán. Gleich bei seinem Eintreten fing er zu erzählen an: Seine Gnaden der H e r r, habe als er nach Hause kam, plötzlich Krämpfe bekommen und gleich

darauf seien zwei seiner Dienstleute von der Cholera befallen worden. Krénky habe ihn eilends zu Seiner Gnaden dem Herrn Grafen geschickt, damit dieser ihn etwas von den Medicamenten schicke, denn er wird gleich sterben.

Graf Stephan ließ sich unverzüglich seine Hausapotheke geben und nahm mit der Gewissenhaftigkeit eines Arztes die einzelnen Phiolen daraus hervor. Der Gedanke, daß man jemanden helfen soll, ertheilt in der Regel den Menschen eine eigenthümliche Kraft, deshalb fühlen sich auch Aerzte, die unabläßig am Krankenbette sind, zur Zeit vou Epidemien diesen am geringsten ausgesetzt. Wer erschrickt, der ist verloren.

Der Graf wählte drei Fläschchen und schrieb auf ein jedes derselben mit Bleistift eine Zahl.

— Merken Sie auf! Von diesen drei Fläschchen enthält das mit Nro. 1 bezeichnete „Chamomilla,“ diese Tropfen sind dem Kranken dann zu geben, wenn er die Krämpfe in geringerem Maße hat; das zweite ist „Veratrum,“ und ist dann zu gebrauchen, wenn den Kranken Furcht und Angst befällt; das dritte enthält „Sulphur“ und ist dem Kranken nur im äußersten Falle einzugebeu, wenn er schon ganz blau geworden ist. Zwanzig Tropfen sind in ein Glas zu schütten und ebensoviel Kaffeelöffel voll Wasser. Davon ist dem Kranken alle fünf Minuten ein Löffel voll zu reichen, nebstbei ist derselbe gut zuzudecken und sein Körper mit Flanel zu reiben, bis die Krämpfe aufhören. Das Glas ist zuzudecken und das Zimmer mit Essig oder dergleichen nicht zu räuchern. Die Fläschchen bringen Sie sodann zurück. Verstanden?

Der Ispán küßte dem Grafen die Hand und eilte davon.

Fünf Minuten darauf brachte der Ispán die Fläschchen wieder zurück. Cynthia ging ihm auf die Hausflur entgegen und flüsterte ihm zu: er möge drin ihrem Vater sagen: der Kranke befinde sich schon besser.

Der Ispán that, wie ihm befohlen ward, aber sein dummes Gesicht strafte seine Worte Lügen. Graf Stephan ahnte das Schlimmste; es giebt keinen argwöhnischeren Inquisitor, als die Einbildung eines Kranken.

Die Fläschchen, aus welchen einige Tropfen zu fehlen schienen, wurden in das Kästchen wieder zurückgelegt.

Cynthia bat jetzt ihren Vater, sich nur zur Ruhe zu begeben und an nichts Böses zu denken, die Arzneimittel seien ja unfehlbar.

Der Graf zog die Bettdecke besser herauf, klagte aber über Kälte und bemerkte, sein Puls ginge schwächer als sonst. Cynthia mußte die Pulsschläge zählen, um ihn zu überzeugen, daß sein Puls während einer Minute auch jetzt 62 Schläge mache, wie gestern.

Nach fünf Minuten etwa sagte der Graf, er wünsche Tinte nnd Papier, indem er an den Grafen Illés schreiben wolle, die Fenyéry'sche Angelegenheit zu beendigen, falls er dieselbe nicht selbst schließen könnte.

— Ah, zu was denn? beruhigte ihn Cynthia. Morgen früh kann ja die Sache in Ordnung gebracht werden.

— Morgen, Morgen! seufzte der Graf — wenn aber Morgen noch so weit und der Mensch sterblich ist?

Cynthia bat ihn, er möge sich das aus dem Kopfe schlagen und mit dem Gedanken an Gott ruhig einschlafen.

Aber die Unruhe des Grafen steigerte sich von Minute zu Minute; er klagte über einen Druck in seinen Gliedern, Hände und Füße seien ihm kalt, eine unsäglıche Beklemmung liege auf seiner Brust, — er weiß nicht warum? — Cynthia möchte ihm doch „Chamomilla" geben, denn er fühle sich sehr unwohl.

Cynthia nahm das Fläschchen hervor und gab ihrem Vater drei Tropfen davon.

Einige Augenblicke darauf wurde der Graf von den heftigsten Krämpfen befallen, die Stirne wurde eiskalt, der Athem stockte.

— Schnell „Veratrum!" keuchte er in furchtbarer Angst und riß verzweiflungsvoll seiner Tochter den Löffel aus der Hand.

Hierauf wurde er noch schlechter — blaue Flecken zeigten sich in seinem Gesichte, der Schaum stieg ihm auf die Lippen, die Augen verloren den Glanz und die Stimme versagte ihm.

Cynthia stürzte sich in furchtbarer Verzweiflung auf ihren Vater und fing an ihm beide Hände und Füße zu frottiren. Umsonst! Jeder Augenblick vergrößerte die Todesgefahr — der Graf konnte kaum mehr das Wort „Sulphur" hervorstammeln. Cynthia öffnete das Fläschchen schnell, und als sie dem Vater die Tropfen reichte, schauderte dieser, wie vom Schlage getroffen, zusammen, . . . in zwei Minuten war er — todt.

6. Die Anklage.

Graf Stephan Brenócz kehrte zu seinen Ahnen zurück! In seiner Jugend ein Wollüstling und Abenteurer, als Mann stolz und ehrsüchtig, im Alter ein feiner Höfling, als Greis endlich ein Pietist, — liegt er jetzt still und ruhig da, wie die Uebrigen in der Brenóczer Ahnengruft, und streitet nicht mehr um den Vorrang in seiner Familie.

Sein ganzes Leben brachte er im Auslande zu: aber jetzt wird er seinen Fehler gut machen und ewig daheim bleiben. Verstorbene ziehen nicht von einem Ort zum andern.

In der ganzen Gegend verbreitete sich die Nachricht, daß in Brenócz ein prachtvolles Leichenbegängniß stattfinde: es ziehen Viele von nah und fern heran, um dem verstorbenen Aristokraten die letzte Ehre zu erweisen. Am Tage des Begräbnisses langt ein Wagen nach dem andern im Hofe des Schlosses an, wo im großen Saale der Todte im Glanze von zweihundert Wachskerzen auf dem Paradebette

liegt, und auf den mit schwarzem Tuche überzogenen Wänden die Wappen des gräflichen Hauses prangen.

Krénsy hatte das Schloß für die ganze Dauer der Leichenfeierlichkeit verlassen und Cynthia konnte nach Belieben schalten und walten, und die langen Säle hindurchgehen; ihr Trauerkleid, ihr bleiches Antlitz schreckte Niemand zurück. Am Tage der Bestattung füllte sich das Schloß mit Bekannten und Verwandten, mit angesehenen Herren und Damen, die dem Todten in's Gesicht leuchteten und auf die Stirne deuteten. Die Menschen sind so neugierig.

Cynthia ekelte davor, diese vielen Leute hier im Schlosse zu sehen. Wir sind so gern allein, wenn unser Herz vom Schmerze durchwühlt wird. Sie kann nicht weinen, wenn man sie angafft. Es schmerzt sie, daß andere d e n so kalt und lieblos ansehen können, den sie beweint, und sie wird gezwungen, sich klug und anständig zu benehmen, in einem Momente, in welchem sie sich lieber in den Staub werfen und sich krümmen möchte, wie ein Wurm . . .

Allmälig wurde sie gewahr, daß die Leute alle sie so verduzt ansehen. Alle gute Bekannte grüßen sie nur flüchtig und weichen ihr aus, — sieht sie jemand an, so wendet man sein Gesicht von ihr ab, und es kommen und gehen Leute, die ein ämtliches Aussehen haben, und die sie g a r n i c h t grüßen. Tritt sie zur Bahre, um die eiskalte Hand ihres Vaters zu küssen, so fliehen plötzlich Alle von ihrer Seite und von der Bahre hinweg, als ob die Bekannten und Verwandten ein unheimliches Gefühl ergriffen hätte.

Was soll das?

Ist jemand in Trauer, so pflegt man ihn zu trösten, jedes Herz wendet sich dem Betrübten zu, — und sie hat niemand, dem sie in diesem Augenblicke um dem Hals fallen, dem sie die Hände drücken und sagen könnte: „O, dieser Schmerz hier!“

— Ich nähere mich der Armen . . . flüsterte Irene ihrem Gatten zu, die dieses arme, arme Wesen sehr bedauerte.

Fenyéry winkte gutheißend mit der Hand und führte selbst seine Frau zu Cynthia.

Als Irene zu der Comtesse trat und die Hand derselben ergriff, konnte Cynthia ihrem Schmerze nicht mehr gebieten, sie fiel an Irenens Brust und weinte bitterlich.

Sie fühlte es, konnte es aber nicht in Worte fassen, wie wohl es ihr thue, daß diese Frau die einzige ist, die gekommen, um sie zu trösten und in Schutz zu nehmen; diese Frau, die ihr größtes Leid eben ihr zu verdanken hat.

Fenyéry lispelte seiner Frau etwas in's Ohr, worau diese mit zitternder Hand Cynthia an sich zog:

— Kommen Sie von hier hinweg, Comtesse, ich bitte, kommen Sie.

— Man wird ihn ja gleich begraben, antwortete diese.

— Sie sollen während des Begräbnisses nicht hier bleiben. Kommen Sie indessen zu uns, in die Wohnung meines Gemals, bis die Sache vorüber ist.

— Ich danke Ihnen. Ich will hier bleiben. Ich gehe bis in die Gruft hinab. Ich liebe mit den Todten zu sein.

Cynthia glaubte, Irene halte sie für schwach und wollte

8*

das nicht gestehen. Sie selbst winkte den Todtenwächtern, den Deckel des Sarges aufzuheben und diesen zuzunageln.

Mit Verwunderung sah sie, daß die Leute ihrem Befehle nicht gehorchten.

Statt dessen trat einer der Herren, die ein gewisses ämtliches Aussehen hatten und sich mit wichtigthuender Miene im Saale hin und her bewegten, in den Vordergrund, und sagte in befehlendem, trockenem Tone:

— Sie verzeihen, Gräfin; aber das Begräbniß kann noch nicht stattfinden.

Fenyéry erkannte in dem Sprecher den Pester Advokaten Krénfys, den wir schon einmal in Kallósfalva begegnet sind.

Cynthia fragte ganz erstaunt: Und warum nicht?

Der Advokat schickte sich zur Antwort an, aber Irene kam seinem Worte zuvor.

— Ich beschwöre Sie, Comtesse. Verlassen Sie diesen Ort, verlassen Sie das Schloß!

— Aber aus welchem Grunde denn, um Gottes Willen? Was geht hier vor? Was sieht man mich so wunderbar unheimlich an? Warum soll ich denn mit Ihnen fortgehen?

— Fragen Sie nicht, Cynthia; versetzte Frau von Fenyéry in steigender Unruhe, indessen auch ihr Gatte hinzutrat und die Comtesse dringendst hat, bis zur Beendigung des Begräbnisses das Schloß zu verlassen, — denn es müsse hier noch etwas geschehen, was eine Frau nicht wissen soll.

In der That hatten die Frauen den Salon bereits alle verlassen.

— Muß ich denn wahnsinnig werden! schrie Cynthia verzweiflungsvoll. Ich bleibe hier. Ich will wissen, was hier geschieht.

— Ich werde Ihnen das nicht sagen.

Cynthia blickte erstaunt bald in das Antlitz Fenyéry's, bald in jenes seiner Frau. In den Gesichtszügen dieser Beiden wurde sie einen Ausdruck gewahr, den sie sich nicht erklären, vor dem sie nur zurückschaudern konnte.

Der hagere Advokat trat jetzt noch näher zu Cynthia heran, und machte die weise Bemerkung:

— Wer wird für die Comtesse Cynthia Brenóczi gutstehen, wenn sie sich von hier entfernt?

— Ich! versetzte Fenyéry.

Cynthia hörte diese Frage und fragte erstaunt:

— Für mich gutstehen? Wie? Warum?

Der hagere Advokat versetzte sich in Positur, um hierauf Antwort zu geben.

— Mein Herr, rief Fenyéry, wenn Sie ein Herz haben, so sprechen Sie hier nicht...

Sich auf das Herz des hagern Advokaten zu berufen! Furchtbare Ironie! — Mit einem berechneten theatralischen Pathos trat der unmenschliche Mann des Gesetzes vor die Bahre, deutete mit seinem langen, dürren Finger auf das blaugeflekte Antlitz der Leiche und rief:

— Weil Comtesse Cynthia Brenóczy vor dem Gerichte Gottes und der Welt angeklagt wird, ihren Vater, den Grafen Stephan Brenóczy vergiftet zu haben!

Das unglückliche Mädchen machte einen furchtbaren Schrei,

und stürzte, wie vom Blitze getroffen, auf den Boden nieder. — —

. . . .

Was war die Anklage?

Ein junges Mädchen hat ihren Vater vergiftet.

Das Mädchen ist schön wie ein Engel, hochgebildet, geistreich, von Jedermann bewundert, von den edelsten Männern des Landes angebetet . . .

Glaubt ihr vielleicht, das entschuldigt Cynthia vor der Welt? Nein, — ihre Vorzüge werden ihr als Schuld angerechnet. In je größerem Contraste das ausgesprochene Verbrechen mit der angeklagten Person steht, desto mehr glaubt man es.

Aber auch sonst sprechen alle Umstände gegen sie.

Krénky sagt aus, daß er, etwas unwohl, in jener merkwürdigen Nacht seinen Ispán in den Gasthof geschickt habe, um von dem Grafen homöopathische Arzneimittel zu bitten.

Der Ispán bringt die verlangten Medicamente sammt der gehörigen Weisung und Krénky selbst gibt aus den Fläschchen einige Tropfen in ein Glas. Die Fläschchen sendet er alsogleich wieder zurück.

Der Ispán kehrte wieder nach Hause und hierauf geschah es in seiner Gegenwart und in jener der Frau Lenz, daß Krénky von den Medicamenten etwas einnehmen wollte, aber Frau Lenz angstvoll und in größter Besorgniß bemerkt habe: er möge diese unbekannten Medicamente nicht anrühren, denn wer steht ihm gut dafür, daß ihn die Grafen nicht umbringen wollen.

Ihm sei es dann auch plötzlich eingefallen, daß dies nicht unmöglich sein könnte: die Comtesse müsse seiner zürnen, weil er ein delikates Geheimniß von ihr verrathen habe; deshalb versuchte er die Heilmittel früher an einer Katze, welcher er dieselben mit Brot beibrachte.

Beide Zeugen haben es gesehen, daß das Thier in fünf Minuten gestorben ist.

Krénfy hielt es nicht für nothwendig, diese Entdeckung dem Grafen mitzutheilen, nachdem er der Meinung war, die Comtesse habe es nur auf ihn (Krénfy) abgesehen.

Die Folge zeigte jedoch, daß Cynthia die Zeit, in welcher eine neue, unbekannte Krankheit im Lande zahlreiche Opfer fordert und die in ihrem Verlaufe von einer Vergiftung kaum zu unterscheiden ist, für sehr passend erachtete, einen langgehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen, und ihren Vater in die andere Welt zu schicken.

Dazu hatte die Comtesse auch Gründe. Schon der Umstand, daß ihr Vater ihre Liebe nicht billigte, ist mehr als ein genügender Grund. Man weiß, die Liebe ist die Mutter der entsetzlichsten Verbrechen. Ueberdies sagen die Dienstleute des Grafen aus, daß dieser mit seiner Tochter sehr heftige Auftritte gehabt habe, ja, daß einmal die Comtesse, die eine furchtbare Person sein muß, ihren Vater so sehr gepeinigt und gemartert habe, daß dieser in seinem Schmerze und seiner Verzweiflung Gift nehmen wollte und damals vom Schlag gerührt worden sei.

Aus der Obduction der Leiche ergab sich, daß der Graf in der That an Gift gestorben sei. Die Gifte, an denen er

starb, waren lauter Pflanzenstoffe: Morphium, Sturmhut und Kirschlorbeer; dieselben Stoffe wurden auch in der homöopathischen Apotheke in den Chamomilla-, Veratrum- und Sulphur-Fläschchen vorgefunden; die echten Gifte selbst, in ihrer ganzen Reinheit!

Cynthia leugnete nicht, die Medicamente ihrem Vater mit eigener Hand eingegeben zu haben.

Außer ihr hatte das Kästchen niemand in der Hand; nur für sie, oder für den Grafen waren diese Medicamente zugänglich.

Von Selbstvergiftung kann keine Rede sein, denn der Graf hing in letzterer Zeit nur zu sehr am Leben; Kaffee, Wein trank er nicht, in der Furcht davon zu sterben.

Niemand anderer als die Comtesse konnte diese schreckliche That begangen haben . . .

Die Nachricht über dieses Verbrechen verbreitete sich schon über das ganze Land: die Sache stand vor Gericht; das unglückliche Mädchen war gerichtet, bevor es noch ein Urtheil hätte bekommen können.

Vielleicht wurde Cynthia auch von Niemand anderem vertheidigt, als von ihrem gerichtlichen Anwalt Fenyéry.

Aber dieser vertheidigte sie auch um so energischer. Beim Durchlesen der Schutzschriften, in welchen Fenyéry das Loos und den Charakter der unglücklichen Comtesse schilderte, traten den Richtern Thränen in die Augen; Herz nnd Gemüth machten ihre Rechte geltend. Diesem Umstande ist zu verdanken, daß die Comtesse gegen die persönliche Bürgschaft Fenyéry's, während der Untersuchung sich in Freiheit befand.

Cynthia verweilte indessen im Hause ihres Vertheidigers, in der Nähe der theuern, geliebten Irene. Nur dieser hat es die Comtesse zu verdanken, daß sie in diesen entsetzlichen Tagen nicht wahnsinnig wurde.

Freilich scandalisirten sich die Verwandten Irenens über die Einfalt der letzteren; Frau von Doboky schrieb ihr täglich (denn persönlich wäre sie nicht um eine Welt zu Irene gekommen): „was sie sich denkt? Um Gottes Willen, eine so schwer beinzichtigte Person in ihr Haus aufzunehmen, sich mit ihr befreunden, mit ihr in einem Hause zu wohnen! Sie wird sich alle Menschen entfremden, — und wenn diese Person geköpft wird . . . ? Welche Erinnerung, welche Schande für ihr Haus Irene kann auch noch in die Sache verwickelt werden. Was erlaubt sie ihrem Manne für Cynthia Bürgschaft zu leisten . . . und wenn diese Person durchgeht, und man dann Fenyéry einsperrt? Es wäre gescheidter, wenn Fenyéry ihre ganze Vertheidigung aufgeben würde, denn dieser Prozeß wird ihn in schlechten Ruf bringen . . . Seine Gönner wenden sich jetzt schon von ihm ab. Dieser Tage habe sie sich über die Comtesse bei dem Vicegespan erkundigt, denn dieser würde sich ja am Ende auch nichts daraus machen, wenn man der Elenden das Leben ließe, — er antwortete ganz streng: „jemand hat das Verbrechen begangen, das ist gewiß, und der es begangen hat, der muß sterben, das ist auch gewiß.“ Das waren seine eigenen Worte. Irene möge daher aus dieser gefährlichen Lage herauszukommen suchen, denn es wäre doch entsetzlich, wenn man die Sünderin direkte aus ihrer Wohnung in das Zim-

mer führen würde, wo die zum Tode Verurtheilten „ausgesetzt“ werden.“

Irene warf diese und ähnliche Briefe gewöhnlich ins Feuer, sprach darüber mit Niemanden und antwortete auch gar nicht darauf.

— Ich glaube es nicht, sagte sie zu sich selbst, und wenn es auch die ganze Welt glaubt.

Oft saß sie Cynthia gegenüber und blickte ihr tief nachdenkend in die Augen, in diesen reinen, aufrichtigen Spiegel der Seele.

Cynthia verstand diesen Blick und wußte, was ihre Freundin suchte — ergriff dann die kleine Hand ihrer Beschützerin, drückte sie ans Herz und sagte:

— Nicht wahr, es ist nicht hier, — Sie finden es nicht... was man mir andichtet?

Und Irene schauderte nicht zurück, ihre Stirne zu küssen, anf welcher kein Verbrechen zu lesen war.

Eines Tages kam Fenyéry vom Gerichtshofe ungewöhnlich aufgeregt nach Hause. Wie immer, fand er jetzt die Comtesse und seine Gattin beisammen.

Er küßte Irene und drückte Cynthia die Hand. Beide bemerkten, daß er aus seiner Ruhe herausgekommen sei. Er ging im Zimmer unruhig auf und ab.

Endlich neigte er sich zu den Frauen herab und flüsterte ihnen zu:

— Ich bin der Sache auf der Spur...

Die Damen blickten ihm wie fragend ins Gesicht.

— Ich sehe den Verbrecher vor mir, aber ich kann ihn noch nicht ergreifen. Aber die Zeit wird kommen.

Dann ging er wieder im Zimmer hin und her und ließ die Damen in gespannter Erwartung.

Plötzlich nahm er Papier und Feder von Irenens Schreibtische und legte es vor Cynthia hin.

— Schreiben Sie, Comtesse, was ich Ihnen dictiren werde.

Cynthia gehorchte, ohne ein Wort zu sprechen. Fenyéry dictirte:

— „Mein Herr, Sie wissen nur zu gut, daß ich kein Verbrechen begangen habe, aber der Schein ist so ganz gegen mich, daß ich sicher zu Grunde gehen muß ..."

Bei diesen Worten erhob Cynthia zweifelnd ihr Haupt als wollte sie sagen: Ist das möglich?

— Schreiben Sie, Comtesse, ich bitte ...

„Bieten Sie mir eine Gelegenheit zu meiner Rettung, und verlangen Sie dann was immer von mir, ich werde ihre Sklavin sein."

Cynthia schrieb auch dieses nieder und Fenyéry nahm jetzt das Papier aus ihrer Hand, faltete es in Briefform zusammen und steckte es zu sich.

— An wen lautet dieses Schreiben? fragte Cynthia.

— Das werden Sie schon später erfahren, liebe Comtesse.

Jetzt trat ein Diener herein und meldete, daß ein Herr draußen mit aller Gewalt mit Herrn von Fenyéry sprechen wolle.

Hab' ich nicht gesagt, daß ich für Niemanden zu Hause bin, sagte der Advokat im Zorn.

— Verstanden! rief der hereintretende Fremde, aber ich gehorchte nicht.

Beide Damen schienen durch die Ankunft des Fremden in Bestürzung gerathen zu sein.

Fenyéry stellte sich ihm entgegen und rief mit kräftiger Stimme:

— Das ist das Schlafzimmer meiner Frau — wissen Sie das, mein Herr!

— Ich werde nicht lange da bleiben, entgegnete der Fremde; — ich glaube, sie Alle kennen mich. Aber möglich, möglich, daß mein Aussehen sich verändert hat, deshalb muß ich mich schon selbst aufführen: — ich bin Illés von Brenócz, — ein Graf, oder was.

Fenyéry zitterte vor Wuth, noch niemals sah man ihn in solcher Aufregung, seine Brust hob sich, seine Augen glänzten vor Zorn. Kaum wußte er zu sagen, was er wollte, so plötzlich drangen sich ihm die furchtbarsten Worte auf die Lippen.

— Mein Herr, — ich kann ihrem Hieherkommen keinen Namen geben. Vor einer Stunde habe ich Ihnen meine Meinung gesagt, und, wie ich glaube, ziemlich verständlich.

— In der That, sehr verständlich, sagte Graf Illés, zog einen Stuhl hervor und nahm ganz ungenirt Platz.

— Herr Graf, wenn Sie nur deshalb hergekommen sind, um ein Pröbchen ihres schändlichen Benehmen zu geben, dann erklär' ich Ihnen, daß Sie an einem gefährlichen

Orte sind. Sie haben mich heute tödtlich beleidigt und ich werde es mir nie verzeihen, daß ich Sie dort nicht gleich zu Boden geschlagen habe, und wollen sie hier ihre Beleidigungen wiederholen, nun, dann . . . erfolgt, was ich damals versäumte. Ich weiß, Sie sind ein berühmter Raufbold, aber bei mir reichen Sie damit nicht aus, denn ich schieße mich nicht, weil ich, als ich einmal das Unglück hatte, meinen Gegner zum Krüppel zu schießen, das Gelübde that, niemals wieder eine Pistole in die Hand zu nehmen. Aber mit dem Säbel kann ich Ihnen noch dienen, und wollen Sie sich schlagen, nun so mache ich Sie zu Schanden, daß Sie sich selber nicht mehr erkennen werden.

Cynthia stürzte erschrocken zu Fenyéry und seine Hand ergreifend, schien sie sagen zu wollen: Sprechen Sie doch nicht in diesem Tone, es ist ja am Ende doch mein Bruder.

— Lassen Sie den Advokaten nur ausreden, Cynthia,— sagte Illés mit der größten Ruhe. Er hat Gründe, über mich aufgebracht zu sein, und ich erkenne dieselben an. Sagen Sie nur, mein verehrter Herr Advokat, Ihre Gründe, denn sonst sag' ich sie; und ich habe keinen so guten Vortrag wie Sie.

Fenyéry sah ihn mit finsterem Blicke an und erwiederte nichts.

— Nun, mein Herr, warum bin ich denn hergekommen? So sagen Sie's doch, es ist ja eine Sache, die uns Beide angeht.

— Der abscheuliche Prozeß?

— Ja; — das ist ja sehr natürlich, wie denn nicht, zum

Henker! 'S war ja auch mein Vater, den man umgebracht hat; ohne mein Vorwissen kann doch, glaube ich, der Prozeß nicht entschieden werden, wenn man dem nachforscht, der den Mord verübt hat?

Cynthia taumelte in das Fauteuil zurück, von welchem sie sich erhoben hatte.

— Ich seh' schon, Sie wollen es mir nicht sagen, was ich will, ich aber kann die Geschichte nicht so schön vortragen. Gut, — ich komme also hier an, wo der Prozeß schon seinen besten Lauf nimmt und „ingerire" mich; — nicht wahr, so sagt man das in der Kunstsprache? Bon, — also ich intervenire in dem Prozeß und zwar mit der Bitte: Comtesse Cynthia während der Untersuchung nicht auf freiem Fuße zu lassen, Ihre Bürgschaft zurückzuweisen, — und Cynthia in irgend ein Komitatsgefängniß abzuführen . . .

Bei diesen Worten sprang Cynthia mit einem Schrei des Entsetzens von ihrem Sitze auf.

— Bleiben Sie, Cynthia. bleiben Sie. Das sind ja nur Worte. — Nun, auf dieses mein Begehren replicirten Sie, Herr Advokat, in einer so grimmigen Weise, daß ich beinahe Furcht bekommen hätte. 'S war eine schöne Replik, bei Gott, hätten Sie dieselbe vor einer Jury in Paris gesprochen, Sie wären jetzt weltberühmt. Aber das gehört nicht hieher. Ich erschrak und ging ganz vertraulich zu Ihnen, Herr Advokat, und bat Sie, meine Schwester in dieser Angelegenheit nicht gar so stark und energisch zu vertheidigen; ich glaube, fünf Tausend Gulden habe ich Ihnen versprochen, wenn Sie von Ihrem Eifer nachlassen. Na, das war

ein Fehler von mir, ich weiß es recht gnt; und Sie hätten mich beinahe geohrfeigt, was unangenehm gewesen wäre; ich hatte mich geirrt und glaubte mit jemand andern zu sprechen. Ich bin also jetzt hierher gekommen, um Sie zu bitten, dasjenige umsonst zu thun, was Sie für Geld nicht thun wollten . . .

Cynthia wendete schaudernd ihr Gesicht ab, Fenyéry aber nahm an der Seite seiner Gattin Platz und wies dem Grafen den Rücken; nur Irene hatte so viel Selbstbeherrschung, dem Grafen Illés während seiner Ansprache in's Gesicht zu sehen.

— Na, verurtheilen Sie mich nur nicht gleich im Anfange des Prozesses, und hören Sie weiter was ich sage. Cynthia ist hier in Ihrem Hause an keinem guten Orte. Vor Gericht sage ich: sie ist an keinem sicherem Orte. Hier, unter uns, sage ich: sie ist an einem sehr sicherem Orte. Und das ist schlecht, sehr schlecht! . . .

Fenyéry wurde jetzt aufmerksam auf die Worte des Grafen.

In dem gelben Wachsgesichte Illés schien der Ausdruck eines tiefen Schmerzes vorzuherrschen. Plötzlich stand er auf und rief in unbefangenem Tone:

— Sie werden doch nicht glauben, daß ich es gestatten werde, daß ein Glied der Familie Brenóczy von Maróth auf dem Schaffot sterbe! . . .

Fenyéry stellte sich jetzt vor den Grafen und hörte ihm ruhig zu. Auch Illés sprach jetzt ernst und würdevoll.

— Ich untersuche uicht, wer der Schuldige ist und wie

der Mord geschah? Das ist nicht meine Sache. Daß die Richter ihr Amt strenge ausüben sollen, das verlange ich; aber meinen Namen leihe ich nicht her, wenn derselbe beschimpft, geschändet wird. Ich will von dem Resultat des Prozesses nicht das Mindeste wissen. Was ich zu thun habe, das ist geschehen. Vom heutigen Tage an stehen die Pferde für eine gedeckte Kalesche von Station zu Station bis Fiume in Bereitschaft; dort ankert ein amerikanisches Dampfboot, der „Ohio," dessen Kessel unaufhörlich geheizt wird. Es hat die Bestimmung direkte nach Amerika zu fahren. Hier sind die nöthigen Reisepässe und Wechsel im Werthe von 100,000 Dollar. Verstehen Sie mich jetzt, mein Herr?

Fenvéry verneigte sich stumm.

— So lange Sie für meine Schwester Bürgschaft leisten; kann ich nichts thun; sie ist mit einer Kette hier angefesselt, die sich nicht sprengen läßt. Sobald Sie Cynthia der Behörde übergeben und aufhören, für sie Bürgschaft zu leisten, denselben Tag wird sie befreit. Der Gefängnißwärter steht bereits in meinem Solde. Das war keine große Kunst. Man wird die Eisengitter am Fenster abfeilen und Cynthia ist in achtundvierzig Stunden zur See. Dann mag das Gericht entscheiden, wie's ihm beliebt. Das wollte ich Ihnen sagen, mein Herr, ich bitte Sie jetzt, mir eine bestimmte Antwort zu geben.

Cynthia blickte in größter Spannung auf Fenyéry.

Der junge Advokat schien einen Augenblick nachzudenken, dann aber antwortete er mit ruhiger und fester Stimme:

— Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich ihre Absicht nicht verstanden, dieselbe falsch ausgelegt habe. Wir beide waren in Irrthum befangen und haben unsere Charaktere falsch aufgefaßt; machen wir das wieder gut und vergessen wir dann die Sache.

Illés und Fenyéry reichten sich die Hände.

— Was ihren Antrag betrifft, mein Herr, setzte Fenyéry fort, so weise ich denselben entschieden zurück! Ihre Schwester ist unschuldig, das ist meine Ueberzeugung! Der Mörder wird büßen, das ist mein Vertrauen zu Gott!

Cynthia stürzte auf diese Worte gleich einer Wahnsinnigen zu den Füßen Fenyéry's, und bevor dieser es hätte verhindern können, ergriff sie seine Hände und bedeckte sie mit Küssen.

— Dank, Dank Ihnen, edler Manu!

Sie konnte kein anderes Wort hervorbringen, als jenes der Freude und des Dankes.

Illés half Fenyéry die Comtesse vom Boden aufheben und Irene umarmte das arme Mädchen und weinte mit ihr vor Freude, sich gar nicht kümmernd, daß Cynthia die Hand Fenyéry's krampfhaft an ihre Lippen drückt und sich von derselben nicht trennen kann.

Graf Illés nahm jetzt die andere Hand des Advokaten und sagte:

— Mein Herr, ich habe so lange ich lebe noch Niemanden die Hand geküßt, und ich bin doch auch ein kleines

Kind gewesen und habe mit vielen großen Herren gesprochen; wenn Sie aber das ausführen, was Sie soeben sagten, dann küss' auch ich Ihnen die Hand.

Nahm den Hut, grüßte die Hausfrau und ging, herzlichen Abschied nehmend, aus dem Hause.

---

7. Das Gespenst.

Herr von Krénfy sprengte in einem vierspännigem Wagen gegen Brenóczfalva. Er kam aus der Stadt; an seiner Seite saß sein oft erwähnter Advokat, dem es sehr lästig war, seine langen Beine im Wagen nicht ausstrecken zu können; weil Krénfy eine lange Kiste zu ihren Füßen legen ließ; er befürchtete, sie könnte draußen am Wagen gestohlen werden. Der Advokat mußte also nolens volens die Füße in die Höhe ziehen.

Neben dem Kutscher auf dem Bock saß der Ispán, dem auch dieser Platz recht war.

Ein stiller Herbstregen hielt schon mehrere Tage an, es war schon spät und die Gegenstände an den Seiten verloren sich in nächtliches Dunkel, man konnte kaum mehr unterscheiden, ob es ein Mensch oder etwas anderes war, was hie und da am Wegrande auftauchte und wieder verschwand.

Bei einer Biegung des Weges, die gegen die Felsen des

Brenóc zer Schlosses führte, kam der Kutsche Krénkys ein Bauernwagen entgegen, auf welchem ein in einem Radmantel gehüllter Reisende saß; die Krempe seines breiten Hutes war herabgebogen, damit das Wasser herabträufeln könne; von dem Gesichte des Reisenden war nur der dunkle Vollbart und die feingebogene Nase sichtbar, da die Hutkrempe den obern Theil des Kopfes ganz verdeckte; die dunklen Augen blitzten nur manchmal unter dem Hute hervor, was aber hinreichte, Krénky's Blut in seinen Adern erstarren zu machen und sein Gesicht in heftige Zuckungen zu bringen.

Krénky zog seinen Kopf so blitzschnell in die Pölster seiner Kutsche zurück, als hätte man mit einer Pistole nach ihm gezielt, — und ergriff die Hand seines Reisegefährten so heftig, daß dieser glaubte, es brenne etwas im Wagen und man müsse nur gleich herausspringen.

— Pst, pst, — stille, um Gotteswillen. Haben Sie den Mann gesehen? flüsterte er ihm im ersten Augenblicke des Schreckens zu.

— Ja; was geht Sie aber der Mann an?

Krénky überlegte es erst jetzt, daß er hierauf auch eine Antwort geben müsse. Er hätte seine Angst nicht gleich verrathen sollen.

— Ich weiß es nicht; aber der Mann sieht verdächtig aus; wie ein Räuber, — Sie, Boros, haben Sie den Mann gesehen?

Der Ispán bog sich zurück und ließ sich die Frage wiederholen.

— Ob Sie den Mann gesehen haben, der da vorbeigefahren ist?

— Ich hab' nicht sehr Acht gegeben.

— Haben Sie das Doppelgewehr gesehen, das er an seiner Seite hatte, — was?

Boros hat nichts gesehen.

— Haben Sie nicht bemerkt, daß er die Hand plötzlich an das Gewehr legte, als er mich erblickte?

Boros hat auch das nicht gesehen.

— Haben Sie diesen Menschen nicht schon einmal wo gesehen? Erinnern Sie sich nicht, — he?

Boros richtete sich sein Pfeifenrohr zurecht und sagte achselzuckend:

— Vielleicht ein Jude, der Federn einhandelt? . . .

Krénsy hüllte sich in seinen Mantel ein; er zitterte am ganzen Körper.

Jeden Angenblick bog er sich zum Kutscher heraus, und hieß ihn die Pferde antreiben.

Sie kamen auch um eine halbe Stunde früher als gewöhnlich in Brenócz an; die Pferde waren bis über die Ohren mit Koth bedeckt und der Kutscher verfluchte seinen Herrn und dachte sich dabei, daß es nicht schaden würde, wenn auch Krénsy einmal ein Zugpferd sein müßte!

Als Krénsy aus dem Wagen sprang, war das erste Wort, welches er an den entgegenkommenden Aufseher richtete:

— Hat mich Niemand gesucht?

Der Aufseher rezitirte eine Menge Leute, Tagewerker,

Lederhändler, Viehtreiber und Unterthanen, — alle, die ihm nur einfielen.

Krénfy rief ungeduldig: . . . Ah, was — ein Herr, ein stark gebauter, großer Mann, mit schwarzem Bart und einem Mantel von solcher und solcher Farbe? . . .

Der Aufseher weiß kein Wort davon.

Auch von den Haiducken und der übrigen Dienerschaft hat keiner einen solchen Mann gesehen.

Krénfy sagte nun dem Advokaten, er möge ins Kastell hinaufgehen, und dort machen, was ihm beliebt.

Er selbst eilte wieder in den Hof hinab und schrie nach dem Kutscher, der eben die müden Pferde herumführte, und befahl ihm, in den leichten kleinen Wagen drei Pferde einzuspannen.

Der Kutscher brummte und verfluchte was Zeug hielt seinen Herrn, der nach einer so rastlosen Fahrt nicht einmal die Pferde ausruhen lasse, — wenn nur alle drei drauf gingen, und der Herr sammt Wagen zerbräche!

Krénfy hörte jetzt nicht auf seinen Kutscher, sondern sagte dem Ispán: er möge mit ihm kommen und beide Gewehre mitbringen.

— 'S ist eine schlechte Zeit jetzt Enten zu schießen, meinte der Ispán etwas erbittert.

— Laden Sie die Gewehre mit Kugeln. Geben Sie zwei in jedes Rohr, — versetzte Krénfy und untersuchte dann selbst die Waffen, ob die Kapsel auch wirklich darauf gesetzt sind.

Hierauf setzte er sich sammt dem Ispán in den Wagen und befahl dem Kutscher zu fahren.

— Wo denn hin, zum Teufel? fragte dieser ganz artig.

— Ah so, — richtig! Nach Tarnócz und von dort weiter; noch diese Nacht.

Der Kutscher drückte sich seine Mütze in den Kopf und fuhr jetzt auf dem schlechten holprigen Wege mit einer Schnelligkeit, daß die im Wagen Sitzenden beinahe herausgeschleudert wurden. In Ungarn pflegt man zu sagen: „Sie fahren, als ging's zum Galgen."

Es war schon finstere Nacht, als sie in Tarnócz anlangten. Bis hieher hielt Krénky das Doppelgewehr zwischen den Knien nnd den Daumen immer auf dem Hahne.

Boros fragte ihn ein paarmal: ob er sich vor Wölfen fürchte, oder was?

Das Kastell in Tarnócz war jetzt zu einer großartigen Käsefabrik umgestaltet, ein reicher Schafwirth hatte dasselbe in Pacht.

Krénky ließ den Wagen vor dem Thore stillhalten und stieg ab. Boros mußte ihm folgen, damit ihn die Hunde im Hofe nicht anfallen, und auch die Gewehre nachtragen, damit nicht jemand die Ladung aus denselben herausnehme oder Erde in das Rohr stopfe.

Boros blieb im Vorhause stehen, Krénky aber trat zu dem Käsemacher ein, rief denselben hinter seinen Gefäßen und Tonnen hervor und erkundigte sich ohne viele Umschweife:

— War heute nicht ein junger Mann hier, mit einem

dunklen Bart, . . . dem Aussehen nach ein Herr . . . vor einigen Stunden?

Der Käsemacher schien nachzudenken und wischte sich mit den käsigten Händen die Haare aus dem Gesichte, — als ob im Tage hindurch viele, sehr viele junge Herren mit dunklem Bart bei ihm aus- und eingingen; kam aber endlich doch nur zu dem Resultat, das bei ihm weder heute, noch gestern, noch überhaupt jemals in seinem Leben ein solcher junger Mann erschienen sei.

Krénky drehte sich um und eilte hinaus — und der Käsemacher wollte ihm doch mit einem ganzen Laib Schafkäse aufwarten, wenn der gnädige Herr dableibt.

Dieser setzte sich wieder in den Wagen, — der Ispán mit den Gewehren folgte nach.

Es war schon späte Nacht, in der Gasse des Dorfes Tarnócz war es still und öde, von den Bewohnern war keiner zu sehen.

Nur aus der Küchenthür einer Bauerhütte lugte ein Weib heraus, — hier ließ Krénky seinen Wagen noch einmal still halten.

— He, Weib, — komm Sie her! Das Weib gehorchte.

— Hat Sie gegen Abend hier auf der Straße nicht einen Wagen gesehen, in welchem ein Herr in einem Mantel saß, ein Herr mit einem schönen, dunklen Bart?

— Wie denn nicht; versetzte das Weib. Freilich hab' ich ihn gesehen, den schönen, jungen Mann, er hat mich sogar bei meinem Namen angesprochen. Ich weiß nicht,

woher er mich kennt? Meiner Tren', ich erinnere mich nicht, den Herrn gesehen zu haben.

— So? Also bei Ihrem Namen hat er Sie angeredet, — er hat sich erkundigt, — um was hat er sich denn erkundigt, he?

— Wer jetzt im Kastell wohnt, wollt' er wissen — und wo die frühere Besitzerin hingekommen sei, — das gute Fräulein.

— So, das gute Fräulein? Ihr nennt sie also auch jetzt noch das gute Fräulein? Und Sie hat ihm dann geantwortet, nicht wahr? Sie hat ihm gesagt, wo der neue Besitzer zu finden sei? Und er hat sich alles in seine Brieftasche aufgeschrieben und gesagt, er werde noch zurückkommen, — was?

Das Weib erschrak vor diesen inquisitorischen Fragen und erwiederte, sie habe ihm gar nichts gesagt, denn sie weiß gar nichts.

Krénky brummte in sich hinein:

— Jetzt antwortet die verfluchte Hexe nicht mehr, — weil sie bemerkte, mit wem sie spricht, — aber ich weiß gewiß, daß sie ihm alles erzählte; dieses Gesindel spricht auch jetzt noch von seinem „guten Fräulein." — Fort nach Kallósfalva!

Der Kutscher hieb zornig in die armen Thiere hinein und fuhr jetzt über Stock und Stein, daß alles wetterte, — fand es auch gar nicht der Mühe werth, bei Abhängen den Radschuh anzulegen; ihm kümmerts nicht, wenn Alle den Hals brechen.

Herr Boros machte unterwegs die Bemerkung: Herr von Krénsy scheine das Fieber zu haben.

In pechschwarzer Nacht langten sie endlich vor dem Thore der „Salva Guardia“ in Kallósfalva an; der große, lange Schlot spie auch jetzt die Funken in die Nacht hinaus und durch die Fenster der Brennerei schimmerte das Licht der geheizten Kessel.

Die Bewohner der Brennerei erkannten Krénsy's Stimme nicht, als er an das Thor klopfte und um Einlaß bat — so sehr war dieselbe verändert und Herr Boros mußte rufen, das Thor aufzumachen.

Krénsy taumelte die Stiegen hinauf und stürzte in fieberhafter Aufregung in das Zimmer der Frau Lenz, die im Bette, bei dem Scheine einer Lampe ihre Rechnungen prüfte. Die Harpye wollte erschrecken vor diesem nächtlichen Besuche, durch welchen ihre Schamhaftigkeit beleidigt wurde, aber das verstörte Gesicht Krénsy's ermahnte sie zum Schweigen; — zitternd und keuchend trat dieser vor ihr Bett und lispelte ihr im Tone der Furcht und Angst ins Ohr: „Er ist da — Tarnóczy ist da.“

8. Robert.

Graf Illés ging den andern Tag noch einmal zu Fenyéry. Jetzt sagte er nicht mehr, er wolle von dem ganzen Prozeß nichts mehr wissen, — er interessirte sich jetzt für die kleinsten Details desselben, die er jetzt alle zu kennen wünschte. Es sei nicht unmöglich, daß auch er irgend einen entschuldigenden Grund für Cynthia, ein Licht entdecken kann, was vielleicht der Aufmerksamkeit Fenyéry's entgangen sein möchte.

Illés war überrascht von den tiefen psychologischen Wahrheiten, mit welchen der Advokat jedes anschuldigende Wort der Ankläger zu widerlegen suchte. Das sind aber am Ende doch noch keine Thatsachen. Sie machen das Verbrechen unglaublich, aber sie löschen es nicht aus; sie schützen das Opfer vor dem Richtschwerte des Gesetzes, aber sie zeigen nicht, wohin also dasselbe fallen soll?

— Auch das wird kommen: sagte Fenyéry, als er den Grafen in die Akten Einsicht nehmen ließ. Ich finde nur

einen Menschen dieses Verbrechens schuldig, und diesen lasse ich nicht aus der Hand; wie ich's auch anstellen werde, der Mensch muß fallen, und für die That büßen.

— Und wer ist das?

— Krénfy.

— Wie? Der Ankläger selbst?

— Ich habe Gründe zu glauben, daß er den Inhalt der Fläschchen ausgewechselt und sie so dem seligen Grafen zurückgeschickt hat. Alle Umstände treffen zusammen. Der Graf kam nach Brenócz, — um in den Besitz eines ersehnten Acquisites zu gelangen. — Bei jener Besprechung Abends hatte Krénfy nicht nur dem Grafen nicht widersprochen, sondern war auch noch ungewöhnlich unterthänig gegen ihn, ging in Alles ein, und stellte nur die Bitte, der Graf möge nur keine gerichtlichen Schritte machen. Krénfy wußte sehr gut, daß der Graf von krankhafter Einbildung sehr geplagt werde, und mochte auch viele Fälle wissen, in welchen Menschen von sehr reizbarer Natur auf den bloßen Schrecken hin von der Cholerine befallen wurden,—darauf konnte er sicher rechnen. Er konnte sich denken, daß der Graf in einem solchen Falle seine gewohnten Arzneimittel ganz sicher einnehmen werde, und nachdem diese die Symptome der Krankheit in noch größerem Grade hervorrufen werden, der Graf die Dosis verdoppeln wird, bis dann die Arzneien die Sache zu Ende führen. Das Alles ist auch so geschehen, wenn Krénfy auch keine andere Absicht gehabt hätte, als den Grafen aus der Welt zu schaffen; er mochte gestatten, daß der Graf in Frieden

begraben werde; den plötzlichen Tod hätte man der unbegreiflichen Epidemie zugeschrieben, und das Grab hätte Niemand mehr befragt. Aber er hatte noch einen andern Gedanken. Er haßt die Comtesse, unerbittlich, tödtlich. Cynthia hat mir alles erzählt. Ich bin ihr Advokat, ihr Vertheidiger, sie mußte mir all' ihre Geheimnisse anvertrauen. Der Mann ist in die Comtesse wahnsinnig verliebt. Er ist es auch jetzt noch, denn sonst würde er nicht so grausam mit ihr umgehen. Die Comtesse war einmal unbarmherzig gegen Krénsy: sie ließ ihn bis zum höchsten Grade der wahnsinnigsten Hoffnung und Begierde entflammen, und verschwand dann auf einmal. Das wird er ihr nie verzeihen. Er ist nicht in die Comtesse, nicht in die glänzende Verbindung verliebt, sondern schwärmt nur für das zauberhaftschöne Mädchen. Es kostet Cynthia nur ein Wort, und er verräth sich. Aber ich brauche mehr als dieses; ich will der Welt die wahren Thatsachen zeigen, so, wie ich sie vor mir sehe, so wie ich mir die Scene vom Anfang bis zu Ende zu schildern weiß, — die Verabredungen ber Zeugen, die Mittel zur Herstellung des Beweises, — und ich schwöre, daß sich die Sache so verhält und nicht anders. Aber hiezu gibt es nur ein Mittel. Man muß die Zeugen und den Ankläger von einander trennen, jedes Einvernehmen derselben verhindern und dieselben in Widersprüche verwickeln. Das eben ist die Schwierigkeit. Trete ich offen auf, so werden sie vorsichtig und bereiten sich vor. Die Behörde kann ich gegen sie nicht anrufen, denn Krénsy ist ein reicher und vornehmer Grundbesitzrr, den das Gesetz schonen

muß. Nichtsdestoweniger habe ich die Hand auf seinem Kopfe und ich gelobe Ihnen, dieselbe nicht eher abzunehmen, bis nicht auch der Kopf darin bleibt.

Illés war ergriffen durch die Worte des Advokaten und sein Wachsgesicht nahm einen Anflug von Röthe an.

Die beiden Damen saßen indessen in der Veranda vor dem Garten.

Es war ein sonnenheller, warmer Mittag; Wald und Flur träumte noch einmal von dem entschwundenen Sommer, von den sich entfaltenden Blüthen und Blumen und dem Dufte der Erdbeere; Veilchen und Erdbeeren blühten noch einmal, obgleich schon das weiße Gespinnst der Sommerfäden, das wie von der geheimnißvollen Spindel einer Fee losgerissen, in den Lüften schwebt, an den Herbst mahnt und der zur Ruhe gehenden Natur als Schleier dient. Der Mensch wird bei diesem Anblicke so traurig gestimmt.

Das Erblühen einer Herbstblume, der milde Glanz der Sonne, die verspätete Knospe, das von seinen Gefährten zurückgebliebene Vöglein, alles, alles harmonirt mit dem Herzen, das jetzt von Freude bewegt wird, aber weiß, daß dieses Gefühl nur kurze Zeit andauert, — daß der Winter, der unvermeidliche, starre Winter kommen muß, und dann alles dahin ist, was uns jetzt noch so lieblich entgegen lächelt.

Cynthia fühlte sich schon lange nicht so von Freude bewegt, als eben jetzt. Ihr Bruder ist gekommen, um sie zu vertheidigen; dies beruhigte, besänftigte ihr Herz. Als der kalte, ernste Mann zwischen Haß und Liebe wählen

mußte, vermochte er sein Herz nicht zu verläugnen. Das erfüllte Cynthia mit Trost und Hoffnung. Die Anklage, der Ausgang dieses entsetzlichen Prozesses erschien ihr nur wie ein dunkler Punkt in der Ferne, der manchmal zu einer drohenden, riesenhaften Gestalt anschwillt, bald wieder in endlose Weite sich verliert. Und was darüber hinausliegt, ist der Winter, der kalte, trostlose Winter; ohne einen einzigen erwärmenden Strahl der Hoffnung, ohne einen einzigen tröstenden Gedanken! —

Was vertheidigt man auch sie so energisch und muthvoll? Was kann ihr das Leben hinfür noch bieten? Was liegt dort in der Ferne? Die sieben Tage in der Woche, die sich nur so von einander unterscheiden, daß der eine so und der andere so heißt. — — Was für andere Menschen ein Interesse hat, das ist für sie nicht mehr vorhanden. Der Schlag des Herzens dient nur dazu, die Zeit in Minuten einzutheilen: das leistet auch eine Uhr; giebt es denn noch etwas, was es zu einem schnelleren Pochen bewegen könnte?

Ihr ist der wärmende Strahl der Sonne, der ihr bleiches Gesicht beleuchtet, vielleicht die einzige Seligkeit mehr; und auch diesen fühlt nur der wunderbare Organismus des vegetativen Lebens des Körpers, der ihn unbewußt der gefesselten Seele mittheilt . . .

. . . Im Hofe werden Schritte hörbar und in der Veranda, im Glanze der Sonne, die Cynthias Antlitz umstrahlt, erscheint eine Gestalt, ... ein Mann, ... ein Traumbild . . . .

Beide Damen blickten ihn erschrocken an; das Wort er-

stirbt auf ihren Lippen, ihre Augen heften sich star r auf die Gestalt und unwillkührlich stürzen beide zurück.

Ist es vielleicht ein Gespenst?

Nein, — ein kräftiger, schöner, junger Mann ist es, zu dessen herrlichen Gesichtszügen der Ausdruck des Schmerzes und der Reue so wenig paßt. Sein Haupt gleicht jenem des Antinous — Leidenschaft und Kummer erscheinen nur auf seinem Antlitze, — zerstören vermögen sie es nicht.

Er trat zu den Damen, die ihm nicht zu sagen wagten: Gott zum Gruß! Er ergriff zuerst die Hand Cynthias, dann jene seiner Schwester und hob sie zu seinen Lippen.

Mit unsäglichem Schmerze blickte er in das Antlitz Cynthia's, — und reuevoll in jenes seiner Schwester. Sein kummervoller Blick entlockte dem Auge Irenens Thränen — und der Zauber seiner ganzen Erscheinung machte Cynthia zittern, wie immer, wenn sie diesem Manne gegenüber stand.

Zuletzt stürzte der Mann zusammen, wie ein tödtlich verwundetes Wild in seinem Hort ... und bedeckte die Hände seiner Lieben mit den heißen Thränen der Liebe und Reue.

— Wie stark, wie viel habe ich gegen Euch gesündigt...

— Robert! ... sagte schluchzend Irene und fiel dem Heimgekehrten um den Hals, — als wollte sie ihn vor den Augen der Menschen verbergen.

— Robert! ... lispelte kaum hörbar Cynthia, sich ängstlich von ihm abwendend, als fürchtete sie zu glauben, daß er selbst vor ihr stehe.

Der junge Mann sah ihr muthig in das Auge, als wollte

er mit dem furchtlosen offenen Blicke Muth und Trost der Comtesse einflößen.

Du hast mich gerufen. Ich bin gekommen. Komm ich zu rechter Zeit?

Nein, nein — hätten beide Damen zu erwiedern gewünscht, — in dem gefährlichsten Moment bist Du hier, — Illés ist ja im Nebenzimmer, nur zwei Thüren trennen euch von einander; aber keine hatte den Muth dies zu sagen.

Wie wenig weiß der Mensch zu sprechen, wenn er so vieles zu sagen hätte! Es kämen komische Dramen zu Stande, wollten die Dichter die Menschen in ihrem wahren Sein auftreten lassen: — in den ergreifendsten Momenten einer Tragödie würde dann ein Darsteller dem andern nur ins Auge schauen oder sich abwenden, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, ohne auch nur eine plastische Bewegung zu machen.

Wer aber diese Sprachlosigkeit, dieses Erbleichen auszudrücken vermöchte, das wäre ein Künstler, und wer diesen Seelen- und Gemüthszustand beschreiben könnte, das wäre ein Dichter!

Ein junger Mann, der mit einer Sorglosigkeit und einem Leichtsinn, die ebenso wenig für eine Sünde gelten können, als das Abpflücken einer aufblühenden Rose, hat sich und die zwei Wesen, die einzigen, die er in dieser Welt liebte, unglücklich gemacht, — und kommt jetzt, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sei's auf was immer für eine Art, um ihnen zu beweisen, wie sehr er sie dennoch liebte —

wenn anders nicht, um zu ihren Füßen hier zu sterben, was abermals ein schöner Trost für die Armen wäre. Was könnte er ihnen in dem Augenblicke sagen, in welchem er sie beisammen findet? Wo seine Geliebte vor ihm steht, so bleich und kummervoll und jeder Blutstropfen seines Herzens daran mahnt, daß er die Rosen von diesem Gesichte gestohlen hat.

Irene hat von allen dreien den meisten Verstand. Sie wird die erste Herr über ihre Gedanken.

— Robert, — knie doch nicht hier vor uns. Komm in unser Zimmer und ruhe dich aus.

— In Tarnócz.... antwortete halsstarrig der junge Mann.

Irene verstand diese Selbstanklage und sprach ihrem Bruder Muth zu.

— Denke jetzt nicht an das, Robert. Ich bin glücklich; ich habe einen braven, guten Mann; wir leben in Glück und Ueberfluß.

— O, ich weiß auch das. Ich habe mich schon nach allem erkundigt. Dein Gatte ist ein braver Mann. Dich liebt und Cynthia vertheidigt er; er ist der einzige Mensch, vor welchem ich erröthe, vor dem ich zittere. Es werden sich aber auch einige finden, die vor mir zittern werden... Ist Fenyéry zu Hause?

— Was willst Du? fragte Irene und zwang ihr Gesicht, den Schrecken zu verbergen, der ihre Seele durchzuckte. Mein Mann kann jetzt mit Dir nicht sprechen; später, in einer Stunde. Komm' indessen zu uns und erzähle mir

deine Reise hierher. Wir haben einander so viel zu sagen. Lasse meinen Mann jetzt bei seiner Arbeit.

Irene wußte ihn so sanft und zärtlich zu bitten, daß Robert darin nichts anders erblickte, als die traute Zärtlichkeit seiner Schwester.

— Meine Theure, es gibt keine Sache, welche für mich, für dich und für sie — bei diesem Worte sah er auf Cynthia — dringender sein könnte, als jene, derentwillen ich hiehergekommen bin. Es sind acht Tage, daß ich nicht geschlafen; ich bin Tag und Nacht auf der Reise. Das that ich nicht aus dem Grunde, um vor euch hier zu weinen.

Damit ließ er die Hand seiner Schwester los, trat in den Vorsaal, und ging gerade auf die Thüre los, auf welcher mit großen Buchstaben „Kanzlei," geschrieben stand.

Cynthia, die bis jetzt unbeweglich auf ihrem Sessel saß, sprang jetzt auf, als sie sah, daß Robert sich der verhängnißvollen Schwelle nähere, stürzte sich hin und zwang ihn von dort wegzugehen, wobei ihre Augen so wild funkelten, daß den jungen Mann Schauder und Entsetzen ergriff.

Cynthia war in dem Zustande, in welchem ein Schrei, ein wahnsinniger Schrei der Abwehr und Furcht ihr Herz so erleichtern würde, aber sie muß diesen Ausruf unterdrücken, denn sonst sind beide verrathen.

— Was soll das? Was hindert ihr mich, hier einzutreten?

— Unglücklicher, flüsterte Cynthia in schluchzendem, gepreßtem Tone der Verzweiflung. Mein Bruder ist da; Illés . . . .

Robert lächelte und sagte in traurigem Tone den Damen:

— Ihr kindischen Wesen! Das ist jetzt das geringste Unglück, das mir begegnen kann.

Damit trat er zur Thüre und klopfte an.

Zwei Stimmen im Zimmer riefen zugleich: Herein!

Die Thüre ging auf, denn in demselben Augenblicke, als Robert die Schnalle ergriff, hatte sie jemand von innen geöffnet.

Es war Graf Illés.

An der Thüröffnung trafen beide zusammen.

Cynthia stand wie eine Statue da. Ihre großen, funkelnden Augen auf diese Scene gerichtet, wie die Linse einer Zauberlaterne auf das phantastische Bild an der Wand. Sie wußte nicht mehr, ob dies ein Traumbild, eine Hallucination sei? . . . Ein Hauch, und der Zauber ist dahin, — ein Wort — und alles ist verschwunden.

— Ah, so treffen wir uns also wieder! rief Graf Illés, als er Tarnóczy erblickte und ihm freundlichst die Hand reichte.

— Früher als wir hofften, versetzte Tarnóczy — und beide schüttelten sich dann freundlich und zutraulich die Hände, wie zwei sehr gute Bekannte, bei denen es ausgemachte Sache ist, sich vom Herzen zu freuen, wenn sie sich begegnen.

Cynthia blickte sie erstaunt an. Das kann keine Maske, keine Verabredung sein, um andere zu hintergehen. Sie trafen so unerwartet zusammen, daß es ihnen unmöglich war, ihre wahren Gefühle nicht allsogleich zu verrathen. Seit Jahren verfolgen sie sich, und jetzt, als sie der Zufall

zusammen bringt, lächeln sie und reichen einander die Hände.

Die Thüre wurde zugemacht und die räthselhafte Scene verschwand, wie ein Traum, eine Phantasmagorie, wie das Nebelbild einer Zauberlaterne.

Cynthia blieb aber auch dann noch stehen, starrte vor sich hin und sah wie im Traume die entschwundenen Gestalten; ihr Antlitz glich jenem einer Marmorbüste.

Irene erschrack, als sie auf ihre Freundin blickte.

— Cynthia, Cynthia! . . . rief sie und küßte ihre eiskalte Stirne.

Das Mädchen kam zu sich und blickte sprachlos auf die Thüre. Es schien von diesem Augenblicke an ihrer Seele etwas entschwunden zu sein, was sich jetzt immer mehr und mehr in die Ferne verlor . . .

Irene beeilte sich Cynthia in den Garten zu führen; Blumen beschützen uns am besten gegen den Aufruhr der Seele, ist ja doch ihre Sprache ebenso geheimnißvoll, als jene der Seelen.

Nach einer halben Stunde etwa sahen sie drei Männer aus der Veranda ihnen entgegen kommen. Graf Illés hatte seinen Arm in jenen Roberts geschlungen und trippelte so voraus. Fenyéry ging hinter beiden einher.

Die Blicke der Damen waren nur auf Fenyéry gerichtet. Den andern beiden konnten sie keinen Glauben schenken. Aber auch Fenyérys Gesicht verrieth keine Besorgniß. Im Gegentheil, eine unverkennbare Zufriedenheit drückte sich in seinen Zügen aus.

Graf Illés trat sehr artig vor die Damen hin und zeigte sogar einen Anflug von guter Laune und Heiterkeit.

— Meine Damen, hier bringe ich ihnen den verlornen Sohn, nehmen sie ihn in Gnaden auf. Diesen andern hier, den nehme ich mit, in welchen, unter uns gesagt, nicht nur sie, meine Theuren, sondern auch ich verliebt bin; trotz dem, daß er gestern eine gesunde Ohrfeige für mich in Bereitschaft hielt. Diesen verlornen Joseph lasse ich hier, der sie bis dahin unterhalten soll. Sie, liebe Cynthia, brauchen nicht besorgt zu sein, — wir, Tarnóczy und ich, haben unsere Angelegenheiten schon früher ins Reine gebracht, jetzt, meine Theuren, haben wir nur mehr die ihrigen in Ordnung zu bringen . . .

— So verrathen Sie doch nicht alles, flüsterte ihm Fenyéry zu.

Graf Illés schlug sich auf den Mund.

— Na, sehen sie, meine Damen, ich wollte artig sein und ihnen einige Geheimnisse verrathen, die uns alle so sehr interessiren; aber Herr von Fenyéry erlaubt es nicht. Und Fenyéry befiehlt jetzt uns allen. Leben sie wohl!

Illés und Fenyéry eilten zu dem Wagen und Robert wollte sie so zu sagen unwillkührlich bis dahin begleiten, aber Irene hing ihren Arm in den seinigen und hielt den Bruder zurück.

Illés verstand diese Bewegung und sagte mit dem Hute grüßend zu Irene:

— Ich bitte S i e, liebe Irene, über Robert zu wachen.

Fürchten Sie nicht, er wird uns nicht nachkommen, er bleibt bei Ihnen und geht um keinen Preis von hier weg.

Cynthia aber machte wieder dieselbe Bewegung mit der Hand vor ihrer Stirne, als wollte sie eines trüben Gedankens ihrer Seele los werden.

9. Klein-Amsterdam.

Erschrecke nicht vor diesem Namen, freundlicher Leser! Wir sind in Ungarn.

Dieses Klein-Amsterdam war vor zwei Jahren noch das Dorf Kallósfalva.

Zur Zeit jener furchtbaren Hungersnoth starben vier Fünftel der Dorfbewohner aus oder zog in andere Gegenden des Landes; die Grundstücke blieben verwaist.

Das war Herrn von Krénky sehr recht. Es war eine alte Lieblingsidee von ihm, statt dieser faulen, verdorbenen Sorte von Menschen, welche dem Grundherrn mehr zur Last als zum Nutzen ist, arbeitsamere, reichere Bauernfamilien hier anzusiedeln. Er hat die Plage mit diesem Bettelvolke schon satt, welches die Wahrheit spricht, wenn es sagt, es besitze gar nichts mehr; ein Volk, das seine elenden paar Gulden Rauchgeld nicht im Stande ist zu zahlen; ein Gepack, das lieber ißt, als daß es das Brotgeld hervor-

sucht, das lieber in Lumpen und Fetzen herumgeht, als sich ein paar Gulden für Kleidung zu verdienen; eine Bagage, deren ganze Findigkeit darin besteht, aus dreitausend Joch Waldung ein paar miserable Backtroge und ein Bündel Kochlöffel zu schnitzen und Käse zu machen weiß, wenn es Milch bekommt; ein Gesindel, welches den Hafer, der von selbst gewachsen, einheimset und sammt dem Stroh aufzehrt.

Ein solches Volk muß man lichten auf seinem Grundbesitze, — meinte Herr von Krénfy.

Was für andere Menschen wohnen dort, wo der Landwirth von einem kaum drei Schritte langen Flachsfelde so viel Zwirn erzeugt, daß er, falls er allen zu Spitzen klöppeln läßt, ein größeres Einkommen davon hat, als hier ein ganzes Dorf, — dort, wo sie von zwei Kühen weiß Gott was für Wunder wirken können, mehr als hier mit der ganzen Heerde.

Seine großartigen Pläne hatte Krénfy bald beisammen und wußte dieselben geschickt auszuführen.

Auch damals gab's im Auslande Leute, die sich das eigenthümliche Gewerbe wählten, in einigen hie und da etwas dichter bevölkerten Dörfern den Bauern zur Einwanderung nach Ungarn zuzureden, wo, wie bekannt, Honig und Milch auf den Wiesen fließt und Semmel und gebratene Tauben in der Luft herumfliegen.

Diese kleine Filouterie aber sagte Herrn von Krénfy nicht zu. Er wollte eben für seine eigenen Hungerleider nicht wieder ein hungriges, ausgemergeltes Volk einhandeln; er wollte keine Colonisten aus Ober-Schlesien und von den

Agenten in Bremen, Colonisten, die höchstens einen guten Magen, eine schlechte Gesundheit und sehr viel Kinder mit sich bringen.

Seine zahlreichen Verbindungen machten ihn mit einem sehr reichen holländischen Grundbesitzer bekannt, der, selber einst Colonist auf einer ostindischen Insel, der Meinung war, daß, was Colonisation betreffe, Niemand die Sache besser verstehe, als er. „Er kennt sich aus," meinte der Holländer. Der Anfang ist freilich schwer, wer aber Geld hat, um vorläufige Opfer bringen zu können, und dessen Leute fleißig und arbeitsam sind, dem ist es unmöglich, nicht „auf einen grünen Zweig zu kommen." In Ungarn bedeutet aber dieser „grüne Zweig" auch, so was man einen Galgen nennt.

Einen solchen Mann brauchte Krénfy.

Der Holländer hatte vier Söhne. Drei davon hatte er schon versorgt, 's waren lauter brave thätige Menschen: Fabrikanten, Rheder, Speculanten; einem jeden griff der Vater im Anfang mit ein paar tausend Thalern unter die Arme und hatte auch dem jüngsten soviel vermeint, wenn sich ein gutes Geschäft findet, das er unternehmen kann.

Und hätte es denn ein besseres Geschäft geben können, als einem verödeten, großem Grundstück Wiesen, Wald und Wasser zu verschaffen, in diesem reichen, uncultivirten Ungarn . . .

Herr von Krénfy pries Kallósfalva so sehr an, daß der brave Kapitalist zur Colonisation ernstlich Lust bekam.

Als echter Holländer wollte er aber auch die Sache se-

hen, bevor er den Handel einging, und reiste in Begleitung seines jüngsten Sohnes nach Kallósfalva. Er besah sich hier alles „praktisch“: kostete Erde und Wasser, und machte die Bemerkung, daß in dieser Gegend die Straßen denn doch schlecht seien, diese müsse man vor allem herstellen; daß das Gras, welches hier wächst, keine gute Milch geben könne, man müsse ein anderes anbauen; dann müßten auch die Gewässer noch durch Schleußen regulirt werden, um sie schiffbar zu machen; die Häuser müssen natürlich alle ganz anders gebaut werden, wie in Holland und auf Borneo und Malabar, wie sie den dortigen Verhältnissen der Witterung sehr entsprechen.

Uebrigens war er mit dem Orte sehr zufrieden: auszuroden brauchte man nicht viel, was in den Prairien eine so schwierige Aufgabe sei, und die Beschaffenheit der Bodenkrume (Humus und Thon mit alkalischen Salzen) sei insbesondere für Wurzelgewächse sehr passend. Gibt es hier in der Nähe Fabriken?

Krénfy zeigte ihm seine Geistbrennerei. Er werde übrigens auch eine Zuckerfabrik errichten, meinte er.

Der Holländer freute sich sehr über dieses Project; in diesem Falle wird für die Ansiedler die Cultur der Burgunderrübe sehr angezeigt sein.

— Baut man hier den Krapp?

Krénfy sagte mit Bedauern Nein; und er selbst würde doch, meinte er, so gerne die Speculation mit diesem Produkte unternehmen, das im Lande ein ungemein gesuchter Artikel sei.

Dies notirte sich der Holländer in seine Brieftasche.

Hierauf reisten beide nach Wien zu dem Grafen nnd ließen den Vertrag durch denselben unterschreiben, wonach eine holländische Colonie in Kallósfalva für ewige Zeiten in Besitz treten könne, — was der Graf vollkommen billigte und seinerseits an Reluition der grundherrlichen Giebigkeiten ein paar tausend Gulden gewann, was sonst in einem Jahre kaum fünfhundert Gulden ausmachte.

Der ehrliche Holländer kehrte hierauf in seine Heimath zurück und kam in ein paar Monaten mit einer sehr ansehnlichen Colonisations-Karavane in Kallósfalva an.

O, das waren nicht die gewöhnlichen Einwanderungs-Prozessionen, die man durch die Hauptstadt des Landes ziehen sieht. Der Familienvater selbst und der Haushund vor einem zerlumpten Karren gespannt, dicht eingehüllte, frostige Gestalten mit den Bündeln auf dem Rücken, Mitleid erregende Gruppen von Kindern, Kranke auf einem Ochsenwagen liegend, deren Händ' und Füße auf die Erde herabhängen, — voran der Aelteste der Familie, statt einer Fahne, den herabgenommenen Hut in der Hand, mit dem Motto: „Erbarmet Euch der armen Wanderer.“ — Die holländischen Ansiedler waren lauter schöne, gesunde, kräftige Gestalten, denen man ansehen konnte, daß sie nicht vor dem Hunger aus ihrer Heimath flohen; ihre starken Pferde in Einspännern, — für jede Familie eine schöne wohlgenährte Kuh, — Frauen und Mädchen in sauberen, langen Röcken, die Männer in grauen oder lichtblauen Schoßröcken mit glänzenden Knöpfen.

Nicht um zu betteln, sind sie hieher gekommen. Jeder hatte einen Beutel mit blanken Thalern, die Frauen goldene Ohrgehänge; die älteren von ihnen brachten sogar einen ansehnlichen Bauch mit, dessen Erhaltung in statu quo eine nicht geringe Summe voraussetzte. Ueberhaupt waren diese Ansiedler, vom Familienhaupte angefangen bis zu den Mädchen und Kindern herab, alle so lebensfroh und zeigten ein so zufriedenes gutes Aussehen, wie dies nur je von niederländischen Dichtern in den glücklichen Gestalten des Stilllebens beschrieben worden ist.

Als dieses brave Volk, sammt seinem Führer, dem Sohne des Kapitalisten, dem Vicegespan Lippay sich vorstellte, sagte dieser in seinem gewohnten Humor, welcher selbst in der Bitterkeit noch etwas Süßes hatte, zn dem eben anwesenden alten Erkelety:

— Die braven, armen Leute! Wie dürr und ausgezehrt, wie zerlumpt und aufgerieben werden sie in drei Jahren von hier durchgehen, aus diesem Krénky'schen Paradiese, ohne Wagen, ohne Ohrgehänge und Knöpfe!

Die guten Leute verstanden nicht diese in ungarischer Sprache gemachte Bemerkung, welche Lippay übrigens noch vor einigen Monaten dem Holländer selbst sagte, der aber, als ein „praktischer“ Mann dazu nur lächelte. Das verstehen die geehrten Táblabiró's nicht!

Als die Ansiedler sich aus dem Zimmer Lippay's entfernten, blieb ein alter Quäcker noch zurück und die kurze, kleine Pfeife im Munde behaltend, drückte er ganz freundschaftlich dem Vicegespan die Hand. Er sagte dabei etwas in

seiner breiten Sprache, woraus man mehr der Gesichtsbewegung als den Worten nach zu urtheilen, entnehmen konnte: sie werden es schon zeigen, wie man in einem solchen Lande wirthschaften müsse.

Lippay erwiederte herzlich den Händedruck des alten Holländers und sagte:

— Wirst nach drei Jahren auch dein Pfeifenrohr umdrehen, alter Bursche, und an dem unteren, bitteren Ende lutschen. Adieu!

.... Es gehörten nicht drei Jahre dazu, nnd der alte Quäcker hatte von den Leuten schon erlernt, daß es, wenn einem der Tabak ausgeht, am besten sei, das Pfeifenrohr verkehrt in den Mund zu stecken.

Es war ein Leichtes, die noch übrig gebliebenen, hungrigen Autochtonen in Kallósfalva aus ihrem brach liegenden Grundbesitze zu expropriren; man schob sie mit Hab und Gut weiter in das Gebirge hinauf, theilte sie hier unter die Arbeiter von Papier- und Sägemühlen ein, und die armen freuten sich noch sogar, einen fixen Verdienst erhalten zu haben.

Einige von ihnen hielten es aber nichtsdestoweniger für passender, in ihren alten Behausungen und in dem bisherigen Jammer fortzuleben. Ein solcher war der alte Popák, und der einstige Richter des Dorfes, die dann zum allgemeinen Gelächter in ihren ärmlichen Hütten am Ende des Dorfes verblieben, nachdem die neuen Ansiedler ihre neuen Häuserreihen dort zu bauen anfingen, wo das alte Dorf aufhörte.

Ah, 's war dies eine herrliche Ansiedlung; die Colonisten wußten auf eigenthümliche Art, ohne Oefen, Ziegel zu brennen, daraus mit Hilfe von Querbalken hohe Häuser mit Gallerien, und schlanken, zickzackigen Dächern und zierlich geschnitzten Figuren zu erbauen.

Das Ufer des kleinen Flusses wurde ganz umgestaltet, Brücken mit kühnen Bogen gebaut, Eisbrecher errichtet, und künstliche Schleußen angebracht, mittelst welcher man die nöthige Wasserkraft zu den Mühlen leitete und die Wiesen bewässerte. Sogar an eine Forellenzucht wurde gedacht.

Der junge Capitalist selbst ließ für sich ein schönes, rothes Oekonomie-Gebäude aufführen, an welchem das Balkenwerk mit dem Steinbau in wunderbar schöne Harmonie gebracht wurde, — ein ganzes Kartenhaus, einfach und schön.

Dann gings über den Boden her, den sie zwölf Zoll tief unbarmherzig aufackerten und daraus alles Gestrüpp entfernten. Im ersten Herbste wurde darauf schöner englischer Weizen gebaut, dessen Schwere und Güte den Banater übertrifft, für das Frühjahr behielt man sich die wunderschönste Gerste, schottischen Hafer, blauen Klee und Turnips, und die, eine Größe von einem halben Zentner erreichende, Burgunderrübe vor; der fetteste Boden aber wurde von dem Unternehmer selbst zu Anpflanzungen von Krapp auserlesen, der in schönen Reihen und in Beete getheilt, wie die Sellerie, angebaut und aus netten Blechkannen fleißig begossen wurde.

Herr von Krénfy war außer sich bei dem Anblick einer so

großen Industrie. Er wußte nicht genug den Fleiß, die Ordnung und Ausdauer der Colonie zu loben und ruhte nicht eher, als bis der junge Ansiedler einwilligte, dieser Colonie den superben Namen „Klein-Amsterdam“ beizulegen.

Diese Anerkennung schmeichelte dem Nationalstolze des Holländers ungemein.

Eines Tages sagte ihm Krénfy ganz bestürzt: er wisse nicht, was er thun solle, nachdem er auf so und so viel Tausend Metzen Reps mit einem Pester Speculanten einen Kontract eingegangen sei, mit einem andern Handelsmanne wieder eine bedeutende Lieferung von Krappwurzel abgeschlossen habe, endlich einem Dritten wegen einer bedeutenden Quantität von Runkelrüben kontractlich verpflichtet sei; in seiner ganzen Wirthschaft versteht Niemand die Produktion dieser Artikel und er werde jetzt genöthigt sein, dieselben um theures Geld aus dem Auslaude bringen zu lassen, denn er habe bei den Speculanten ein Vadium von Zwanzig Tausend Gulden erlegt, welches er jetzt umsonst verliert.

Der junge Colonist rechnete ein wenig im Kopfe nach und sagte dann, Krénfy möge nicht besorgt sein: er sei bereit alle diese Artikel beizuschaffen, ja, wenn es sein muß, sogar in doppelter Quantität.

Krénfy lächelte, was den jungen Mann sehr beleidigte. Hier in Ungarn glauben die Oekonomen, daß, weil sie nichts wissen und können, überhaupt alles unmöglich sei. Er aber beruft sich auf das goldene Princip: „Nicht der Boden, sondern der Wirth ist schlecht.“

Jetzt machte Krénsy ein ernstes Gesicht. Er sagte, das sei kein Spaß. Er selbst sei mit zwanzig Tausend Gulden zur Erfüllung des Kontraktes verhalten und selbst im schlechtesten Falle, wenn man nämlich alles vom Auslande müßte bringen lassen, glaube er mindestens zwanzig Tausend Gulden bei dieser Unternehmung gewinnen zu können, das seien also vierzig Tausend Gulden! Eine so große Summe könne man nicht auf's Spiel setzen bei einem von einem jungen Manne übernommenen zweifelhaften Versuche . . .

Das brachte den Holländer vollends aus der Ruhe. Also ihm, dem Produzenten und Unternehmer schenkt man kein Vertrauen, und sagt ihm ins Gesicht, daß er der übernommenen Verbindlichkeit nicht entsprechen, diese nicht gehörig sicherstellen könne!

Noch denselben Tag bat, nein, zwang er Herrn von Krénsy, die vierzig Tausend Gulden als Kaution anzunehmen, daß er ihm die gewünschten Produkte an einem gewissen Tag ganz bestimmt liefern werde.

Was hätte Krénsy thun sollen? Er nahm den Kontract an. Er hat den braven Mann ja nicht mit einem Wort zu dieser Unternehmung gezwungen.

Aber unter der Hand stimulirte er den Holländer fleißig an. Er lobte seine Vorbereitungen nnd Anstalten. Was nur die Colonisten anfingen, alles war großartig und den besten Erfolg versprechend . . .

Die guten Leute glaubten jetzt steif und fest daran, daß sie hier eine Musterwirthschaft errichtet haben, nach welcher

sich ganz Oberungarn zu einem neuen Paradiese umgestalten wird.

Nur der alte Popák, der gewesene Dorfrichter und der hundert Jahr alte Bauer schüttelten beim Anblick dieser Neuerungen den Kopf und sagten unter sich: 'S wird nicht gut sein!

Es ist allerdings ein goldenes Wort und mag als ökonomisches Princip immerhin Geltung haben: „Es giebt keinen schlechten Boden, nur der Landwirth ist schlecht!“ Aber im Leben giebt es Ausnahmen von allen Regeln.

Es giebt einen schlechten, maliciösen, verfluchten Boden, auf dessen unheilbare Gebrechen ein ehrlicher Landmann seinen Käufer immer in vorhinein aufmerksam zu machen pflegt und ihm bemerkt, daß der Grund nur deshalb zu so geringem Preise zu haben sei, weil derselbe mit einem „Maleficium“ behaftet ist. Ein solcher „maliciöser“ Boden ist es, den die hundert und hundert Jahre dort wohnenden Bauern sehr gut kennen und erprobt haben und nun veröden lassen. Dieser Boden, — Inseln der Armuth und des Elends, — wartet der frommen Colonisten.

Ich kenne ein Komitat, wo sich zwischen zwei Bergrücken ein liebliches Thal hinzieht. Man staunt darüber, daß hier keine ansehnlichen Weiler und Meierhöfe anzutreffen sind. Man findet keine Spur von Feldcultur und die Triften dienen höchstens zur Viehweide. Aber die Nachbarn dieses Thales sagen, daß jene Fluren ein „Maleficium“ besitzen. Man nennt dieses Uebel „die Erdfluth“. Nirgends in der Nähe ist ein Fluß oder Teich anzutreffen und dennoch

erscheint jeden Herbst und Frühling dieses unheilbare Uebel. Der Boden wird klaftertief aufgeweicht und gährt wie Sauerteig; wo man nur mit dem Stock in den Grund bohrt sprudelt Wasser hervor; man weiß nicht, woher es kommt, und werden Schafe oder Ochsen auf das hier üppig wachsende Gras zur Weide getrieben, so werden sie von der Egelseuche und dem Milzbrand befallen; der Mensch aber, selbst der an diese Gegend gewöhnt ist, siecht am eintägigen Fieber dahin. Man versuchte dem Uebel durch Drainage abzuhelfen, aber der Boden hat die Eigenthümlichkeit, daß, je tiefer man hineingräbt, um so mehr Feuchtigkeit derselbe enthält; in ein paar Jahren verschlang er auch die Drainageröhren. Einmal probirte man auch eine Straße durch dieses Thal zu bauen und errichtete auf Kosten der Gemeinde eine Steinbrücke mit zwölf Bogen an der sumpfigsten Stelle. Es vergingen aber kaum fünfzig Jahre und die Erde verschlang die Brücke sammt den Bogen, so, daß während früher unter derselben ein Heuwagen durchfahren konnte, jetzt dort kaum mehr ein Mensch durchschlüpfen kann. Das nennt man dort das „Maleficium" des Bodens.

Ich hatte einen Freund, der in einem Komitate Oberungarns einen schönen, kommassirten Grundbesitz hatte, für welchen man damals fünfundzwanzig Tausend Gulden bot. Mein Freund wollte seine Wirthschaft ordnen und ging selbst an das Werk, da er ein guter Oekonom war, eine große Erfahrung und unschätzbare praktische Kenntnisse besaß. Auch das nöthige Geld hiezu fehlte ihm nicht. Binnen zehn Jahren verwendete er abermals zwanzig Tausend Gulden auf

das Gut, ohne eine Art des landwirthschaftlichen Betriebes entdecken zu können, welche dort mit Erfolg anzuwenden gewesen wäre. Wo er es mit Dünger versuchte, brannte die Saat aus; wo er das Feld ungedüngt ließ, keimte sie nicht einmal auf; sein Vieh fiel einer Seuche zum Opfer, die niemand kannte, — in fünf Jahren verkaufte er dann seinen Besitz um fünfzehn Tausend Gulden. Fünf Tausend Gulden ließ er von dem früheren Preise dem Käufer nach, weil er ehrlich genug war, zu bekennen, daß der Boden ein „Maleficium habe.

Auch Krénsky kannte sehr gut den „maliciösen" Boden von Kallósfalva. Hier war der erste Uebelstand der, daß das Thal dem Norden so wunderbar preisgegeben und gegen Süden so stark verschlossen war, daß hier das Erwachen der Natur gewöhnlich einen Monat später, als in anderen, obschon höher gelegenen, Gegenden des Landes erfolgte.

Zur Zeit der Hundstage trat hier gewöhnlich ein furchtbares, fluchbeladenes Wind- und Sturmwetter ein; welches aus Polen herüberzog und nach der Erfahrung der Aeltesten in der Gegend, falls dasselbe in drei Stunden nicht aufhörte, drei Tage oder gar auch drei Wochen fortzuwüthen pflegt.

Dann aber war es aus mit allen Pflanzen und Gewächsen. Nur der anspruchslose, verwaiste Hafer und die schlauen Erdäpfel, die so viel Verstand haben, daß sie nur die schlechte Seite nach außen kehren, hielten das Unwetter aus. Aber bei ungewöhnlich starken Stürmen gingen auch diese zu Grunde und es trat dann Hungersnoth in der Gegend ein. Von den Erdäpfeln kam aber auch nur eine Gattung da-

von, die übrigen hatten viele Wurzeln aber keine Knollen, oder verfaulten in der Erde.

Diese Stürme zur Mitte des Sommers hielt kein anderes Thier aus, als die in dieser Gegend acclimatisirten langhaarigen Kühe mit magern Backen und verkümmerten Eutern; aber auch diese verloren oft die Geduld und schickten ihre Häute dem Eigenthümer.

Das war das eine „Maleficium" der Kallósfalver Gegend.

Das zweite bildete der an diesem Dorfe vorbeifließende Bach. Dieser pflegte gewöhnlich im Winter, wenn andere Gewässer ruhen, grimmig auszuarten. Im Thale unten deckt noch dickes Eis die Gewässer, aber oben in den Gebirgen schmilzt schon der Schnee und es füllt sich dann das ganze Bett auf einmal, die Eistrümmer stauen sich in dem Felsthale auf und das Wasser erhebt sich bis an die Hausdächer, bleibt in dieser Höhe Tage lang stehen, bis es sich wieder verwüstend und verheerend eine neue Bahn bricht.

O, ihr armen Holländer . . .

Mit welchem Fleiße, mit welchen Opfern richteten sie ihre Ansiedlung ein. Kraft und Ausdauer bot dem schlechten Boden Trotz. Der frühe Morgen fand sie draußen auf dem Felde, von welchem sie nur spät Abends heimkehrten. Alles arbeitete, Frauen, Mädchen und selbst Kinder; alles wurde mit Lust und Freude vollbracht.

„Seht, ihr Tagediebe!" pflegte Herr Boros den einstigen Bewohnern von Kallósfalva zu sagen, wenn er mit ihnen auf den herrlich prangenden Gerstenfeldern der Hollän-

der zusammentraf. „Hättet ihr auch s c gearbeitet, ihr ginget jetzt nicht in Lumpen einher“

Die Bauern aber schüttelten ungläulig den Kopf und antworteten ihm:

„Sie wissen es recht gut, Herr Ispán, daß diese Arbeit und Plag' alle umsonst ist, daß diese bunten Kräuter und Gräser die Ernte nicht erleben.“

Und so geschah's.

Mitte Juni, in der Nacht, die auf den heißesten Tag folgte, erschien der nie ausbleibende Nordwind, der damit anfing, die Ziegeldächer der netten Häuser abzudecken und die Scherben in Garten und Hof zu streuen; der die eisernen Rauchfänge herabdrehte und kleinere Oekonomiegebäude von Grund aus zerstörte.

Die guten Holländer empfingen den guten Gast damit, daß sie die beweglichen Theile ihrer Behausungen mit Stricken banden, vernagelten, unterstützten, — aber umsonst — die stärksten Bäume unterlagen ächzend und krächzend dem Unwetter und man konnte froh sein, wenn von zehn Brunnenschwengeln nur e i n e r Stand hielt.

Die guten Colonisten erschraken, waren aber der Meinung, in einigen Stunden werde sich das Sturmwetter legen, wie jedes andere anständige Sturmwetter. D i e s e s aber hielt den ganzen Tag an und wurde in der Nacht noch wüthender. In der Früh sahen alle Blätter der Bäume schon so aus, als ob sie zu kleinen Cigarren gedreht worden wären. An die Felder wagte Niemand zu denken. Wie mags erst dort aussehen!

Das Unwetter hielt auch den andern Tag an und setzte fort, was es einmal begonnen hatte.

Die frommen Colonisten in ihren schwankenden Häusern flehten zu Gott: er möge dies Gespenst in Gnaden von ihnen abwenden.

Nach einem achtundvierzigstündigen Wüthen legte sich endlich der Sturm; Dächer und Balken hörten auf zu knarren und zu krachen, Thüren und Fenster ruhten aus und in den Rauchfängen verstummte das fürchterliche Brüllen . . . Gegen Morgen war wieder alles stille . . . Aber in den Zimmern fühlten die Schlafenden, daß die Sommerbettdecke *so dünn sei* und Händ' und Füße vor Kälte fast erstarren . . .

Als sie dann aus den Fenstern blickten, waren die armen Colonisten wie versteinert; Hausdächer, Bäume und Zäune, alles, alles war mit etwas Weißem bedeckt. Was war denn aber das *Weiße*? Der nächtliche Reif!

Die ganze Gegend war mit diesem giftigen Zucker wie besäet.

Weinende, verzweifelnde Gruppen drängten sich aufs Feld; die Frucht des Fleißes war dahin, niedergetreten, als hätte eine kämpfende Kriegsschaar ihre Spuren hier zurückgelassen. Die üppigen, schönen Saaten beugten ihr Haupt, als wollten sie klagen, daß man sie hierher gebracht hat . . . Die Blätter der Pflanzen und Kräuter lagen wie abgebrüht am Boden, von Blüthen war keine Spur zu sehen.

Die aufgehende Sonne setzte dann ihre Wirkung wieder

fort; in der Gemarkung von Klein-Amsterdam gab es aber nichts mehr, was wieder keimen und blühen hätte können, nur oben an der Berglehne sah man hie und da ein schmales, rostfarbenes Band: die Haferfelder der älteren Bewohner dieses Ortes; diese Felder allein waren im Stande, dem Unwetter Trotz zu bieten.

Mit dem Reps war es also aus, und der junge Kapitalist mußte denselben für theures Geld Herrn Kréusy herbeischaffen; natürlich war der Speculant, von dem der Holländer dieses Produkt kaufte, abermals ein Kommissionär Krénsys, der seinen eignen Reps theuer verkaufte, zu einem billigen Preis wieder einlöste, um ihn wieder mit hohem Gewinn verkaufen zu können.

Runkelrüben und Krapp aber, deren Wurzel die Erde schützt, schienen dem jungen Holländer einen reichen Ersatz für den ersten Verlust zu bieten. So hoffte er es wenigstens. Er tröstete sich damit: es bedeute Glück, im ersten Kaufe nichts zu gewinnen, beim zweiten werde der Gewinn ein um so größerer sein.

Und in der That, die Wurzeln schienen ein gutes Resultat hoffen zu lassen, obschon sie es mit einem sehr schlechten Boden zu thun hatten.

Zu Michaeli, als die neue Hirse-Aussaat der Colonisten zu reifen begann, machte der Holländer einen Ritt in die Felder hinaus und sah, daß die slovakischen Bauern ihre Erdäpfel schon einernten.

Er verstand schon etwas slavisch und erkundigte sich:

warum die guten Leute sich mit der Einheimsung der Erdäpfel so beeilen?

Ein über hundert Jahr alter Mann, der selbst noch im Tagewerk arbeitete, gab ihm hierauf zur Antwort:

— 'S wird früh Winter werden, Herr! Der Krametsvogel läßt sich schon hören im Wald und der Hamster hat sein Loch bereits zugedeckt. 'S taugt nicht, nach Michaeli etwas in der Erde zu lassen.

Dem Colonisten kam diese Antwort so sonderbar vor, daß er bis zu der Wohnung Krénky's in einem fort darüber lachen mußte. Diesem erzählte er dann die Furcht der Bauern und setzte hinzu: er seinerseits werde Alles ein paar Wochen noch in der Erde lassen, denn die Rübe bekomme jetzt erst ihren wahren Zuckergehalt nnd der Krapp werde jetzt erst recht dunkel.

Krénky billigte diese Ansicht vollkommen. Na, wenn der Holländer dem Gehör schenkt, so ist's um ihn geschehen Krénky bemerkte: er habe ja auch über sechshundert Säcke Erdäpfel einzuernten, bis er nicht die Ernte beginnt, möge der Holländer auf das Geschwätz der Bauern nicht achten.

Drei Tage darauf trat ein so furchtbarer Frost ein, daß Rüben und Krapp total erfroren. Bis zum Frühjahr war gar keine Aussicht vorhanden, diese Produkte auch nur anzurühren.

Krénky verlor sechshundert Säcke Erdäpfel und behielt die vierzigtausend Gulden des Colonisten als Caution. Er drohte diesem sogar auch noch mit einem Entschädigungs-Prozeß.

Der arme junge Mann lief hierauf weinend zum Vicegespan und flehte um Schutz gegen diesen furchtbaren Menschen. „Behandeln Sie mich, als ob Sie mein Vater wären!“

Der Vicegespan streichelte dem bestürzten jungen Mann das Gesicht und sagte ihm:

— Sei froh, mein Sohn, daß du nur so viel verloren hast. Packe zusammen, was dir noch übrig blieb und kehr' heim nach Holland; denn setzt du die Bekanntschaft mit Krénsy noch länger fort, so bleibt dir auch der Rock nicht am Leibe. Für die Zukunft möchte ich dir aber rathen, das Land zu fliehen, wo man dir gratis einen Boden anbietet.

Der Colonist sagte tausend Dank für den guten Rath, und reiste noch denselben Tag nach Holland zurück, sich nicht einmal darum bekümmernd, was nun mit seinem Hause und Viehstand und mit seinen Grundstücken geschehen wird.

Was Sommer und Herbst nicht beendigten, ergänzte der Winter. Ein furchtbarer Eisgang überfluthete um die Mitte des Monats Januar die kleine Colonie; die künstlichen Schleußen und Sporen waren nur zum Hinderniß da, das Wasser staute sich, überschwemmte das ganze Thal und als es endlich abzog, machte es sich an mehreren Stellen ein neues Bette und dazu noch in den cultivirtesten Feldern und Wiesen.

Die netten Wohnungen der Colonisten stürzten fast alle zusammen; das aufgespeicherte Futter, die Wintervorräthe

gingen verloren; Zäune, Thorflügel riß die Strömung mit sich.

Die Hausthiere wurden von einer furchtbaren Seuche befallen und starben zu Dutzenden auf einmal, nur hie und da hielt eines aus. Gegend, Clima, Berge, Gräser und Wasser wirkten verderblich auf dieselben ein. Die Häute der gefallenen Thiere vermehrten die traurigen Erfahrungen der armen Colonisten.

Zuletzt aber kam die bitterste.

Es war dies ein kleiner, viereckiger, von einem aufgeworfenen Graben begrenzter stiller Ort an der Berglehne, der bei dem Aufbau des Dorfes in vorhinein zum Friedhof bestimmt ward. Dieser traurige Ort war im Verlaufe einiger Monate voll. Die Colonisten waren beständig argen Krankheiten ausgesetzt; Lungenentzündungen, bösartiger Husten, Angina, hitziges Fieber und Typhus forderten schrecklich viele Opfer und schienen dieses Thal zum Aufenthaltsorte auserlesen und es besonders auf die Fremden abgesehen zu haben.

Nach Verlauf eines Jahres freute sich die eine Hälfte der Einwanderer nicht mehr über den gratis dargebotenen Grund und Boden; in der That, jenen sechs Schuh großen Raum hätten sie auch in der Heimath erhalten und sich eines längeren Lebens von Gott erfreut.

Im zweiten Jahre nach der Ansiedlung gabs keinen Unterschied mehr zwischen den Colonisten und den älteren Bewohnern des Dorfes. Das Gesicht der Holländer hatte dasselbe fahle Aussehen, ihre Kleider waren eben so zerlumpt, ihre Häuser

ebenso baufällig, von außen durch Pfosten unterstützt, von innen und außen mit Lehm verschmiert; das Brot eine ebenso große Seltenheit, wie bei den alten Kallósfalvaern.

Ihre ersparten Pfennige wanderten ohne Ausnahme in die Brennerei hinüber, wo man die Größe ihres Elends gehörig zu würdigen verstand und für theures Geld und unerhörten Wucher ein Stück Brot, und den Samen zum Anbau verabfolgte.

Ganz wie's der Vicegespan gesagt hatte: ausgezogen, verkümmert und ermattet stand die Colonie unter dem Schutze Krénsy's, schon im zweiten Jahre.

. . . .

Es ist Nacht. In der Klein-Amsterdamer Gasse geht ein fünf- bis sechsjähriges Mädchen furchtsam einher, denn es kennt die Hunde noch nicht bei ihren Namen; es ist fremd in diesem Dorfe, obschon es die Gegend hier sehr gut kennt.

Für den Fall, als das Mädchen mit einem Bekannten zusammentreffen sollte, hat es auf die Frage „was machst du hier, Marina?" die Antwort bereit: „ich war bei meinem Urgroßvater, dem hundert Jahre alten Sztropkó Mihály, und geh jetzt zum gnädigen Herrn hinauf, ihm den Gulden an Rauchgeld zu überbringen."

Aber Marina begegnete weder einem grimmigen Hunde, noch einem freundlichen Bekannten; denn es wohnen jetzt Fremde, mißgestimmte Fremde hier im Dorfe, deren Hunde schlafen, da sie bei Tag kleine Karren ziehen müssen. Hier hat auch der Hund seine Arbeit.

Marina gelangte ohne angesprochen zu werden, bis zur Fabrik, wo der Ispán in der halbgeöffneten Thüre seine Pfeife raucht; das Mädchen erschrickt fast, als es diesen Mann erblickt.

— Was willst du? donnerte ihr der Ispán entgegen, der es für eine Heldenthat ansieht, sogar ein Kind zu schrecken.

— Ich war bei meinem Urgroßvater, dem alten Sztropkó, der mich mit dem Rauchgulden zum gnädigen Herrn schickt.

— Also dein Urgroßvater lebt noch immer? Will denn der nie sterben? Wo ist das Geld, her damit.

— Ah, das geb' ich nicht her. Ich bringe es dem gnädigen Herrn, nicht Euch.

— Ei, du nichtsnutziger Fratze. Also mir willst du's nicht anvertrauen. Her damit, oder diese Pfeife hier fliegt dir ins Gesicht, daß . . . .

Marina wußte sehr gut, daß Herr Boros seine Tabakspfeife um keinen Preis aus dem Munde zu nehmen pflege und versetzte ihm ganz richtig:

— Gut, wenn Ihr mich nicht zum gnädigen Herrn laßt, so trage ich das Geld zurück, und hat dann mein Urgroßvater kein Geld, wenn's verlangt wird, so werd' ich schon sagen, daß Ihr mich abgewiesen habt.

Herr Boros murrte und brummte in sich hinein und dachte sich: warte nur, ich werde dich auch später beim Schopf nehmen können. Endlich willigte er ein, sie zum gnädigen Herrn zu führen.

Sie gingen jetzt durch einen engen finstern Gang und

blieben bei einer Thüre, die ein kleines, von innen verhängtes Gitterfenster hatte, stehen. Herr Boros klopfte an. Der Vorhang wurde ein bischen aufgehoben, denn Herr von Krénsy pflegte immer nachzusehen, bevor er die Thüre aufmachte.

Marina übergab ihm jetzt den Gulden an Rauchgeld, den Krénsy zerstreut in die Tasche steckte.

Das Mädchen meinte, es brauche auch eine Schrift darüber.

Der Ispán wird sie dir schon geben.

Herr Boros ging hierauf in das „Kanzlei" genannte Rauchzimmer.

In diesem Augenblicke nahm Marina einen Brief aus ihrem Sacktuche heraus und überreichte ihn Herrn von Krénsy.

— Diesen Brief hat man mir gegeben, um ihn nur in Ihre Hände gelangen zu lassen.

— Wer hat ihn dir gegeben?

— Das steht im Brief . . .

Krénsy ging ins Zimmer hinein, denn draußen war es so finster, daß man nicht mehr lesen konnte.

Das Mädchen hörte dann, wie Krénsy drin im Zimmer hastig auf und ab ging, vom Fenster bis zur Thüre und wieder zurück, zehnmal, zwanzigmal, unzähligemal.

Marina konnte nicht mehr länger warten. Sie klopfte an.

— Was giebts? schrie eine Stimme drin so heftig, daß Marina vor Schrecken beinahe die Flucht ergriffen hätte.

— Lassen Euer Gnaden nichts zurücksagen?

— Geh' nur bis an das Ende des Dorfes und warte dort auf den Ispán, der bringt dir die Antwort gleich nach; brauchst niemand etwas davon zu sagen, verstanden?

Das Mädchen eilte davon.

Auf Krénfy's Stirne glänzten Schweißtropfen. Sein Gesicht war bleich und eine Leidenschaft, welcher man keinen Namen geben kann, verzerrte sein Gesicht. Ist es Furcht? Ein sündhaftes Begehren? Angst und Verzweiflung oder lasterhafte Glut?

Manchmal bleibt er auf Augenblicke im Zimmer stehen um nachzudenken, zu überlegen, und klimpert dabei mit den vier Kupferkreuzern in der Tasche; dann rennt er wieder hin und her, wie ein wildes Thier in seinem Käfig, welches nicht begreifen will, daß die vier Gitterwände, die es vor sich sieht, das Ende der Welt für dasselbe seien.

Endlich sinkt er erschöpft in den Sessel vor seinem Schreibtisch; die mit einem Schirm bedeckte Lampe beleuchtet nur einen runden Fleck auf demselben, sonst ist es im Zimmer finster, unheimlich.

Noch einmal liest er das räthselhafte Schreiben und studirt alle Zeilen desselben. Jetzt nimmt er eine Feder und taucht sie zehn-, zwanzigmal in die Tinte; er zernagt den Kiel zwischen den Zähnen und findet doch nicht den passenden Gedanken.

Der kleine bronzene Teufel dort auf dem Schreibzeuge lächelt ihn an; er dictirt ihm den Brief in die Feder.

Krénfy neigt sich jetzt auf das Papier herab und schreibt

und schreibt und löscht wieder alles aus. Er fängt aufs neue an; seine Hand zittert, ein krampfhaftes Zucken derselben verursacht eigenthümliche Züge auf dem Papier.

Dem kleinen Bronzteufel schien's so recht zu sein.

Endlich ist er fertig mit dem Briefe; er durchläuft ihn und holt dabei in schweren Zügen Athem.

Er faltet das Papier in Briefform und siegelt es. Soll er eine Adresse darauf schreiben? Nein, — das wäre gefährlich. Ja, auch das Siegel ist unnöthig. Krénky reißt den Brief wieder auf. Zuletzt hat er wieder einen andern Gedanken . . . aber der wäre noch gefährlicher . . . er kann Niemanden Vertrauen schenken. Schnell noch einige Zeilen hinzugefügt . . . Und jetzt Siegel und Adresse. Seine Hand zittert so sehr, als er diesen Namen darauf schreibt.

Die Fragmente des Schreibens verbrennt er jetzt an der Studirlampe. Was nicht verbrannte, hob er sorgfältig vom Boden auf und sah es von innen und außen an, ob nichts darauf geschrieben stehe.

— Boros! schrie er jetzt und die Stimme versagte ihm fast den Dienst. Boros!

Aber Boros belfert draußen im Hofe herum und hört den Ruf nicht.

Krénky zerbricht die Klingel, aber der Ispán erscheint noch immer nicht.

Der hatte indessen einen angenehmen Zeitvertreib gefunden. Er bemerkte nämlich, daß ein hochgewachsener Mann draußen vor dem Thore lauere; rief hierauf vier

Burschen aus der Brennerei, umzingelte den Mann und ließ ihn dann plötzlich ergreifen.

'S war der alte Vagabund. Dieser vertheidigte sich gewaltig, aber die Mehrheit war ihm überlegen.

— Ich wollte dir schon lange in die Augen sehen, alter Missethäter! schrie ihn Herr Boros an, den Knotenstock herumschwingend, den man den Händen des Alten entwunden hatte. Was suchst du hier jeden Abend vor dem Hause, he? Wen willst du denn umbringen?

Der Vagabund schnaubte derart vor Wuth und Rache, daß er nicht antworten konnte.

— Wer von euch war's denn, der ihn auch gestern im Hofe gesehen hat? Der Kerl wagt es noch hereinzukommen! Gerade gestern ging ein Laib Brot verloren, — d u hast ihn gestohlen, lumpiger Hund. Was hast du im Tornister?

— Einen halben Laib Brot, antwortete der Vagabund mit dumpfer Stimme.

— Aha! Hab' ich's nicht gesagt! Heraus mit dem Brot!

Die Burschen zogen das Brot aus seinem Tornister heraus. Es war ein trockenes, schwarzes, halbverschimmeltes Stück von einem Haferbrote, dergleichen man in einigen Häusern für die Kettenhunde bereitet.

— Ist das euer Brot? fragte der Alte traurig.

Die Gesellen schämten sich. Nein, ein s o l c h e s Brot fressen bei uns nicht einmal die Hunde. Sie steckten es in den Tornister des Vagabunden zurück und bedeuteten ihm, in Gottes Namen weiter zu gehen.

— Aber hier laß dich nicht mehr erblicken! schrie ihn der Ispán an.

Der Vagabund schwieg und sah dem Manne scharf ins Gesicht.

— Hier hast du auch deinen Stock; setzte der Ispán fort und konnte nicht umhin, bei diesen Worten einen tüchtigen Schlag auf den Rücken des Alten zu führen.

Der Vagabund verzog dabei keine Miene und antwortete dem Ispán in aller Ruhe:

— Behalt' ihn nur zum Andenken!

Auf diese Antwort riß Herr Boros wuthentbrannt seine Tabakspfeife aus dem Munde und wollte furchtbare Rache üben für die Frechheit, daß ihn ein elender Bettler zu dutzen wagte; aber er mußte es bei der bloßen Absicht bewenden lassen, nachdem ein viel grimmigerer Mensch, Herr von Krénsky nämlich, der sich schon heiser geschrien hatte, den Ispán persönlich aufsuchend, jetzt im Hofe erschien.

Herr Boros, der, wenn er einen noch zornigeren Menschen vor sich erblickte, als er selbst einer war, plötzlich still und ruhig wurde, gewann in einem Augenblick sein lammfrommes Dienstbotengesicht wieder zurück, das bei ihm so hochzuschätzen war.

— Sie befehlen?

— Kommen Sie in mein Zimmer.

Hier sagte er ihm in leisem Tone:

— Merken Sie auf! Wissen Sie noch, was ich Ihnen

versprochen habe für den Fall, als ich einmal zufällig diese Gegend verlassen sollte?

— Ja; daß Sie mich mitnehmen und mir zehn Tausend Gulden versichern.

— Gut. Ich bin jetzt sehr nahe daran, dies zu thun. Verstehen Sie mich?

— Wie denn nicht.

Der Ispán war der Meinung, daß Krénky mit Hülfe seines ausgedehnten Kredits ungeheure Summen Geldes zusammengerafft habe und jetzt dem Schwindel entsagend, gleichwie dies vor ihm so viele gethan haben, „über die See“ will. Was lag Herrn Boros daran.

— Das darf aber niemand ahnen. Nicht einmal diese da. Verstanden?

Herr Boros lächelte. Die Harpye war damit gemeint. Er kannte auch die Ursache: warum?

— Jetzt nehmen Sie den Brief da und tragen Sie ihn dorthin, wohin die Adresse lautet. Sagen Sie, daß Sie mit der Gräfin allein zu reden haben. Werden Sie vorgelassen, dann erbrechen Sie den Brief in Gegenwart der Gräfin, geben ihn aber auf keinen Fall aus der Hand. Lassen Sie ihn ihr so lesen, daß Sie dabei die Ränder des Papiers stets in der Hand behalten. Hat sie den Brief gelesen, so lassen Sie ihn wieder in Ihrer Gegenwart mit dem Ringe der Gräfin versiegeln. Verstehen Sie? Nicht mit Ihrem Ringe, sondern mit dem der Gräfin. Warten Sie dann die Antwort ab und kommen Sie augenblicklich nach Haus.

— Soll' ich vielleicht noch heute hingehen?

— Augenblicklich. Auf dem Fußpfad kommen Sie schneller dahin, und Sie brauchen mit den Pferden keine Station zu machen. Die Leute dort legen sich nicht so frühzeitig schlafen. Uebrigens wird Sie die Enkelin des alten Sztropkó Mihály am Ende des Dorfes erwarten, die dient bei der Fenyéry'schen Familie; ist's nothwendig, so wird sie die Gräfin schon herbeirufen und ihr sagen, daß Sie sie zu sprechen wünschen. Bis morgen Früh müssen Sie zurück sein.

Herr Boros machte gar keine Einwendung und steckte den Brief in seine Pelzmütze. Hier kann er nicht verloren gehen, denn Herr Boros pflegt die Mütze unter freiem Himmel niemals herabzunehmen.

Krénfy nahm jetzt aus seinem Glaskasten eine weite Branntweinflasche hervor und fragte Boros, ob er zur Stärkung auf den Weg nicht noch einen Schluck machen wolle?

Zuerst griff Herr Boros nach der Flasche, aber dann fiel ihm etwas ein und er wischte sich nur den Mund ab.

— Ich danke. Ich trinke lieber für einen Groschen Branntwein beim Juden in Tarnócz. Sie wissens ja: im Wirthshause schmeckt's besser.

Er erinnerte sich an etwas, was ihm keine Lust verursachte, nach einem Getränk zu greifen, welches Herr von Krénfy zu kredenzen pflegt.

— Also beeilen Sie sich und haben Sie auf alles Acht!

Boros blinzelte mit den Augen, wie einer, der den andern sehr gut versteht. Unterm Thor zündete er seine Tabakspfeife an, warf das Gewehr auf die Schulter und machte sich auf den nächtlichen Gang.

10. Das verödete Haus.

Marina war aus dem Dorfe gegangen, wie es Herr von Krénky befohlen hatte und setzte sich jetzt an die Schwelle des verödeten Hauses, das zwischen den verfallenen Kothwänden der Bauernhütten am Ende des Dorfes stand.

Es war schon finster; in den Fenstern der Häuser Klein-Amsterdams zeigte sich hie und da ein Licht; der Wind blies kalt durch die Räume des verödeten Hauses. Das Mädchen frierte und fürchtete sich.

Die Zeit des Wartens schien Marina so unendlich lang, aber ihren Platz verließ sie dennoch nicht, denn Herr von Fenyéry hatte ihr gesagt, er habe ihr eine wichtige Sache anvertraut, als er durch sie den Brief an Krénky beförderte, und von der Antwort hänge das Leben der armen Gräfin ab.

Das flößte dem Bauernmädchen Muth ein: — dieser gescheidte, große Herr, ihr Wohlthäter habe ihr eine wich-

tige Sache anvertraut; sie könne der armen Gräfin, die immer so liebreich gegen sie war, einen Dienst erweisen . . .

Aber der Wind blies immer ärger und über den Bergen thürmten sich schwere Wolken auf, die hie und da durch einen Blitz erleuchtet wurden. Ah, wie feurig das aussieht!

Vielleicht zieht das Gewitter vorüber, tröstete sich das Mädchen und sah dem Zuge der erleuchteten Wolken nach.

Die Wolken ziehen schnell. Man glaubt, der schwarze Knäuel sei noch weit entfernt, und doch ist er schon über unserm Haupte. Als ob das Gewitter wüßte, daß angsterfüllte Wanderer, verspätete Feldarbeiter vor ihm zu fliehen suchen . . . aber es kommt ihnen zuvor, es schließt sie ein und stürzt von allen Seiten auf sie herab.

Ein paar große, schwere Tropfen fielen jetzt auf die Hand, in das Gesicht des Kindes. Vielleicht ists bald vorüber, dachte es sich und zog sich näher gegen die Wände des verödeten Hauses. Das einstige Dach desselben war entzwei gebrochen und hing auf den Feuerherd herab, wodurch gleichsam ein kleines Zelt gebildet wurde, das demjenigen genügt, der vor dem Wetter Schutz sucht, und keinen passenderen Zufluchtsort findet.

Marina kauerte unter das Rohrdach nieder und hörte klopfenden Herzens, wie der Sturm den Regen an die Wände schlägt; wie der Wind durch die engen Fenster pfeift, als ärgerte er sich, keine größere Oeffnung durch dieselben reißen zu können. So oft Blitze das Gewölk durchzuckten, bedeckte sich Marina die Augen und zitterte am ganzen Kör-

per, wenn die Gebirge vom Echo der furchtbaren Donnerschläge wiederhallten.

O, wie gut, daß sie jetzt beten kann. Unter den gefalteten Händen schlug ihr Herz jetzt ruhiger und bald darauf erschreckte sie auch das Krachen des Donners nicht mehr so sehr.

Ihre größte Sorge war, daß es jetzt ganz finster wurde; durch die Spalten des verödeten Hauses ließ sich nichts mehr ausnehmen. Sie befürchtete, den Ispán zu versäumen, da sie ihn in rer Finsterniß nicht erblicken konnte. Sie sah durch die Thürspalte in die Nacht hinaus, als ein furchtbarer Blitz, der mit entsetzlichem Krachen vor dem verödeten Hause niederschlug, plötzlich die ganze Gegend beleuchtete. Marina erblickte kaum drei Schritte von ihrem Versteck eine männliche Gestalt, die sich an die Mauer der Ruine lehnte.

In Momenten des Schreckens scheint die Seele des Menschen ungemein viel fassen zu können. Bei dem Lichte des Blitzes erkannte Marina den Mann. Es war der alte Vagabund, sein Kopf war unbedeckt und die grauen Haare desselben flatterten im Winde umher. Er hielt einen mächtigen Stock in der Hand.

Das Mädchen hielt den Athem an sich und rührte sich nicht in seinem Verstecke. Zuerst drückte es die Augen zu und wollte sich glauben machen, es sei das nicht wahr, was sie gesehen; bald öffnete es wieder die Augenlider und sah aufhorchend vor sich hin. Auch jetzt stand der alte Vagabund an der Schwelle des Hauses.

Marina fürchtete sich ungemein vor diesem Menschen,

und er hat sie doch nie beleidigt; er kannte sie recht gut und mochte vielleicht auch nur vor dem Wetter hier Zuflucht gesucht haben.

Sie dachte sich, ob es nicht gut wäre, ihn anzusprechen und zu fragen: ob er den Ispán des gnädigen Herrn nicht vorbeigehen sah? Dann müßte sie ihm auch sagen: Guten Abend, lieber Vetter!

Und obschon sie in Gedanken auch zehnmal sagte: Guten Abend, lieber Vetter! so hatte sie doch den Muth nicht, es laut auszusprechen.

Der Regen hörte auf, es fielen nur noch einzelne Tropfen auf das Rohrdach; nur hie und da durchzuckte ein Blitz das fernabziehende Gewölk. Die Gestalt des Alten stand immer noch unbeweglich vor dem Hause, den Knotenstock in der Hand. Nicht einmal den Kopf wendete er ab.

Das vor Angst gemarterte Mädchen hatte eben Herz gefaßt, aus dem Versteck herauszukommen und den Vagabunden anzusprechen, als dieser plötzlich eine Bewegung machte und wie einer, der aufhorcht, den Kopf vorwärts bog, dabei seinen Stock drei-, viermal anfassend, bis er ihm in die Hand zu passen schien.

Einige Augenblicke darauf schien es dem Mädchen, als hörte sie schwere Tritte in der Nähe.

Der Mann, der sich dem verödeten Hause näherte, war offenbar damit beschäftigt, mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen; die Funken, die er schlug, beleuchteten auf Augenblicke sein finsteres Gesicht.

Marina erkannte den Ispán.

Sonst freute sie sich eben nicht sehr über den Anblick dieses Menschen, aber jetzt fühlte sie ihr Herz erleichtert, als sie ihn herankommen sah und war eben im Begriffe, ihm entgegen zu laufen, — als der alte Vagabund plötzlich und mit einem Satze aus seinem Verstecke hervorsprang.

Der Schrei erstarb auf den Lippen des Mädchens.

In demselben Augenblick hörte sie einen furchtbaren Schrei, — und gleich darauf einen dumpfen Ton, wie wenn ein schwerer, lebloser Körper der Länge nach in den Koth fällt. Jetzt war alles still . . . es verstummte das Rollen des Donners, das Rauschen des Baches, sogar das Fallen der Regentropfen . . . . Oder sind nur die Sinne Marina's plötzlich gelähmt?

Einige Augenblicke darauf glaubte sie wieder Tritte zu hören, schwere Tritte, wie wenn jemand eine übermäßige Last aufhebt, und mit einem Fuß vorsichtig in die Spuren des andern tritt.

Jetzt sah sie abermals eine Gestalt an der Thürschwelle des verödeten Hauses erscheinen, die einen entseelten Körper nach sich zog.

In solchen Momenten kommt die Phantasie den Augen zu Hülfe und ergänzt das nur halb Gesehene; sie füllt die Räume der Finsterniß aus und giebt den schwarzen Umrissen Gestalt und Leben und färbt sie mit Blut — mit frevelhaft vergossenem Blute.

Der Mörder suchte für den Leichnam ein Versteck unter den Ruinen des Hauses . . .

Er tappte mit Händen und Füßen im Finstern herum.

Plötzlich entfiel der Leichnam seinen Händen und schlug mit dem Haupte an die Wand des Hauses.

Jetzt erblickte der Mörder die Rohrgarben des herabgestürzten Daches; das Krachen des Rohrs verrieth seine Tritte.

In der That, ein passender Ort für die Leiche.

Er griff mit der Hand in die Garben hinein, um dieselben zu lösen, — aber in demselben Momente gerieth eine zitternde Hand zwischen seine Finger.

. . . . — Wer ist hier? schrie mit gepreßter Stimme der Mörder, erschrocken mit einem Satze zurückspringend und sich dann an die gegenüberstehende Mauer lehnend.

Das Mädchen sah ganz deutlich, wie der Mann in einer Weile seinen Stock wieder vom Boden aufhob und sich abermals dem Rohrbündel näherte.

Aber jener unsichtbare Schutzgeist, der über den Kindern wacht, flößte jetzt dem Herzen Marinas Muth und Geistesgegenwart ein. Sie kroch langsam aus ihrem Verstecke hervor und redete den Mann in sanftem, furchtlosem Ton mit den Worten an, zu welchen sie schon lange vorbereitet war.

— Guten Abend, Vincze bácsi!*)

Was dachte sie denn, diesen Menschen mit Vincze bácsi anzusprechen?

Dieser ließ brummend den aufgehobenen Knotenstock nie-

*) Vetter Vincenz.

verfallen, als er sah, daß er es nur mit einem Kinde zu thun habe. Leise fragte er:

— Was suchst du hier?

— O, lieber Vincze bácsi, der Herr Fiskal hat mich zum gnädigen Herrn geschickt . . .

— Welcher Fiskal, — welcher gnädige Herr? brummte der Vagabund.

— Der Fiskal, bei dem die Gräfin wohnt, die sie umbringen wollen; er schickte mich zu Herrn Krénfy, damit der einen Brief schreibe, welcher der Gräfin von Nutzen sei, o, ich weiß das alles, denn sie haben mir alles anvertraut; aber sagen Sie's niemanden . . .

Der Vagabund lehnte sich auf seinen Stock und hörte der Kleinen zu.

— Aber wie bist du hierher gekommen?

— Herr Krénfy hat mir befohlen, hier am Ende des Dorfes zu warten, der Herr Ispán werde den Brief schon bringen, und ich soll mit ihm bis ins Schloß gehen. Wissen Sie, Vetter, er wollte nicht, daß ich dort beim Hause warte, denn die Harpye hätte mich bemerken und glauben können, daß ich von einem Mädchen dem gnädigen Herrn Briefe überbringe. Sie ist sehr eifersüchtig.

Wann mochte das Kind so etwas gehört haben und wie fiel es ihm jetzt ein?

— Und dann?

— Ich wartete, — endlich fing es zu regnen an, — ich fürchte mich sehr vor dem Donnerwetter, und habe mich deshalb hier unter das Rohr versteckt, wo ich eingeschlafen

bin. Ich bin sehr froh, daß Ihr mich aufgeweckt habt, Vincze bácsi; vielleicht ist der Ispán schon vorübergegangen, — seid Ihr ihm nicht begegnet, lieber bácsi?

Die Blicke des Vagabunden hielten auch im Dunkeln jede Bewegung, jede Miene des Mädchens im Auge.

— Wie weißt denn du, daß ich der Vincze bácsi bin?

— Ihr seid ja der Müller von der Bachmühle drüben; ich kenne ja eure Pelzkappe, die ihr auf dem Kopfe habt, sehr gut.

Und das Haupt des Vagabunden war doch ganz unbedeckt . . .

— Höre Marina! sagte der Mann und ergriff mit seiner kräftigen Hand die Schulter des Mädchens; du weißt recht gut, daß ich nicht der Vincze bácsi, der Bachmüller, sondern der alte Vagabund Márton bin. Frage auch nicht, ob ich deinen Herrn Ispán hier vorbeigehen gesehen habe? Denn du hast es recht gut gesehen, daß ich ihn hier vor dir todtgeschlagen habe. Todtgeschlagen wie einen Hund, wie einen grimmigen Wolf. Das hast du gesehen, denn hättest du auch so gut geschlafen, wie zu Hause in dem Schoße deiner Mutter, so wärst du auf das furchtbare Geheul dennoch erwacht. Oder war das kein furchtbares Brüllen, he? So antworte doch! Nicht wahr, es ist so? Es ging dir durch Leib und Seele. Ich habe nie ein solches Brüllen gehört, nie. — Na, thu' dir keinen Zwang an. Zittere, du hast auch Ursache dazu. 'S ist das eine abscheuliche Nacht, eine furchtbare Nacht, zu Mord und Todtschlag.

Das Mädchen fragte jetzt mit der den Kindern so eigenthümlichen Entschlossenheit:

— Werdet Ihr mich umbringen?

— Dumme Frage!

— Erlaubt nur, daß ich früher beten könne.

— Thue es.

Marina kniete nieder.

— Wenn ich „Amen“ sage, dann tödtet mich mit einem Streich und martert mich nicht lange; gebt mir einen so gewaltigen Schlag, wie früher dem Ispán.

Sie faltete jetzt die Hände, lehnte den Kopf an die Wand und fing zu beten an:

„Vater unser . . . . jetzt und in alle Ewigkeit, Amen.“

Damit blieb sie in ihrer Lage und harrte des letzten Augenblicks.

— Marina. . . . sagte der Alte leise, der ihr zur Seite ebenfalls niederkniete.

Das Mädchen öffnete die Augen; es schien, als ob in ihrer Nähe etwas funkeln würde.

Der Vagabund schlug jetzt Feuer am Stahl und die Funken beleuchteten auf Augenblicke einen auf seinem Knie liegenden Brief.

— Sieh her. Was ist hier?

Das Kind blickte hin und stammelte dann mit dem Zaudern des Entsetzens:

— Blut . . .

Der Vagabund brummte etwas in sich hinein; „Hm . . .

ich habe nicht nach dem gefragt .... Was steht hier geschrieben?

Das Mädchen, als ob es in der Schule vor seinem zornigen Lehrer stünde, buchstabirte zitternd die Worte:

— „An .... die Gräfin .... Cynthia Brenóczy von Maróth ....

Jetzt erhob sich der Alte.

— Steh auf.

Das Mädchen gehorchte.

— Wer hat dich lesen gelehrt?

— Das gute Fräulein ... die jetzige Frau des Herrn Fiskal ...

— Nun, wenn du noch einmal mit ihr zusammenkommst, so küsse ihr die Hand für diese Wohlthat, denn du verdankst ihr mehr als ein Leben, daß du lesen kannst. — Folge mir jetzt.

Marina leistete keinen Widerstand; der Vagabund ergriff ihre Hand und führte sie mit sich in den Wald.

Er schlug einen steilen, verödeten Seitenweg ein, der vielleicht nur ihm allein bekannt war; unter den dichten Tannen war es finster und nur ein geübter Fuß war im Stande hier vorwärts zu kommen; es war auch nicht das leiseste Geräusch zu vernehmen.

Nach einem Gange von beiläufig einer halben Stunde blieb der Vagabund stehen.

— Hörst du schon das Klappern der Tarnóczer Mühle? Wir sind nicht mehr weit davon. Wenn ich verspreche, dir

kein Leid zu thun, wirst du meinen Auftrag dann erfüllen? Antworte und sprich den Namen Gottes aus!

— . . . . Ja, ... so wahr mir Gott . . . . stammelte das Mädchen.

— So nimm also diesen Brief, stecke ihn zu dir und verlier' ihn nicht; du wirst jetzt in diesem Hohlweg vorausgehen, ich komme dir bis Tarnócz nach. Dort suchst du die Popák auf, die werden dich schon zu dem Herrn Fiskal führen; bis Mitternacht mußt du dort sein und den Brief übergeben. Verstehst du mich? Du darfst niemanden sagen, was du gesehen hast, noch von dem Briefe reden, welchen ich dir anvertraute. Sprich weder von mir noch von dem Ispán, bis Du den Brief dem Fiskal nicht übergeben hast. Dann aber kannst Du alles erzählen. Den Ispán werden sie in dem verödeten Hause finden, von welchem er einst die Leute hinausgejagt hat, . . . jetzt kann er allein drin wohnen. 'S fehlt ihm nichts, sogar die Pfeife steckt ihm noch in dem Rachen; sein Geld habe ich gar nicht gezählt. Nicht deswegen hab' ich ihn umgebracht. Mich aber mag man suchen, wo man will. Sehe ich, daß sie mich lange nicht finden, so hänge ich mich vielleicht selbst auf. Und jetzt vorwärts, mein Kind. Ich folge dir nach, aber sehe dich nicht um.

Sie mochten einige Minuten in dem Hohlweg gegangen sein. Plötzlich überkam den Vagabunden ein sonderbarer Wunsch.

— Kannst du singen?

— Ja.

— Ein langes Lied, — ein Lied, das viele Verse hat.

— Das „Virágos a mezö, a mikor kaszálják.“ *)

— Das, das, — singe es.

Marina hätte herzlich gern gesungen, aber in ihrer Angst und Furcht fiel ihr das Lied nicht ein.

Der alte Mörder half ihr dazu. Er selbst fing das Lied mit seiner rauhen Stimme zu singen an; das angstgequälte Mädchen fand allmälig jene traurige Melodie, bei welcher zur Erntezeit beim Garbenbinden so viele Mädchen weinen. Der Brummbaß des trotzigen Alten begleitete noch lange das Lied, dessen zärtlich klingende Reime weithin durch den Wald und durch die Tarnóczer Gasse schallten.

Sicher ist es ein furchtsames Kind, das da draußen allein geht, denken sich die Leute in den armseligen Hütten.

Vor Furcht singt es so laut. Es will nicht allein sein.

Nur bei dem Popák'schen Hause, unter dessen Thüre der Familienvater und seine Tochter standen, wagte Marina zurückzublicken.

Wer weiß, wo der alte Vagabund, vielleicht noch im Walde, zurückgeblieben ist.

... Marina hielt getreulich, was sie versprochen hatte. Auch nicht ein Wort von dem was sie sah und hörte, sagte sie den Popák'schen und erkundigte sich nur nach dem Kut-

---

*) („Blumig ist das Feld, wenn es gemäht wird.“) Ein bekanntes ungarisches Erntelied.

scher des Herrn von Fenyéry. Der Kutscher wartete schon im Hofe mit den angespannten Pferden.

Marina ersuchte ihn, nur gleich und schnell zu fahren, damit sie noch diese Nacht zu Hause sein könne.

Ihre Verwandten redeten ihr zu, bis in der Frühe hier zu verweilen, da abermals ein Gewitter im Anzug sei, — aber sie blieb standhaft bei ihrem Vorhaben; der Kutscher aber hatte die Weisung, das zu thun, was ihm Marina sagen werde.

Es war schon nach Mitternacht, als sie vor dem großen, finstern Brenóczer Schlosse vorüberfuhren, dessen Fenster jetzt alle schwarz waren. Der Hund im Hofe heulte furchtbar, als der Wagen vorbeirollte.

— Der verspürt vielleicht den Tod seines Herrn, — scherzte der Kutscher, als sie vorbei waren. Herrn Boros beutelte gewöhnlich das Fieber, wenn die Hunde im Dorfe heulten, — er dachte sich immer, er sei es, den man todtschlagen wird.

Der Kutscher lachte über seinen Einfall. Er war der Meinung, er habe da etwas sehr Spaßiges gesagt.

Marina zitterte am ganzen Körper.

Als der Morgen graute, langte der Wagen im Hofe des Waldhäuschens an, Fenyéry, der früh anfzustehen pflegt, stand schon in der Hausflur. Als er den Wagen erblickte, eilte er selbst hin, um Marina von demselben herabzuhelfen.

Sie besaß noch so viel Kraft, den Brief hervorzunehmen, und ihn, so blutig wie er war, Herrn von Fenyéry zu überreichen.

— Hier ist er . . .

Jetzt aber stieß sie einen Schrei aus, ihre Augen wendeten sich ab, ihre Wangen erbleichten, einen Moment hielt sie den Arm Fenyéry's fest, nnd stürzte dann leblos, wie eine entzwei gebrochene Blume, in seine Arme . . .

11. Post equitem sedet atra cura!

Das Donnern und den furchtbaren Sturm hörten auch die Bewohner des rothen Hauses.

Der gewaltige Sturmwind schlug den Rauch in den Schlot zurück, daß sich plötzlich der ganze Hof und alle Zimmer damit erfüllten, als sollten die Bewohner der Brennerei in ihrem eigenen Höllenqualm ersticken.

Der Regen schlug heftig an die Fenster, hie und da klopfte auch ein Hagelkorn an dieselben, gleichwie ein unheilbringendes Gespenst, welches die Bewohner dieses Hauses daran mahnt, daß der Augenblick, der letzte Augenblick gekommen sei!

Krénsy ging in mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab, wie einer, der über die Erfindung des Perpetuum mobile wahnsinnig wurde, und jetzt glaubt, er selbst sei dasselbe.

Ein schreckliches Bild, eine grausenhafte Vorstellung jagte

die andere in seiner Phantasie, wie in einem höllischen Kaleidoscop, wo dieselben Stückchen Glas bei jeder Bewegung ein neues Wunder zeigen, eines furchtbarer als das andere.

Jeder Mensch hat eine Leidenschaft, für die er büßen muß. Mit nüchternem Kopfe hätte Krénfy den Schritt nie gewagt, den er jetzt im Taumel einer gewaltigen Leidenschaft begangen hatte. Jetzt ist alles auf e i n Blatt gesetzt. Entweder, — oder —.

Cynthia ist in Verzweiflung; niemand kann sie retten, nur e r allein. Die Furcht vor dem Tode, vor der Schande wird dieses herrliche Wesen mit den bezaubernden Augen und der sinneverwirrenden Gestalt ganz in s e i n e Hände liefern. Cynthia ist seiner Barmherzigkeit, seinem Willen preisgegeben. Sie hat keine andere Wahl, als das Hochgericht oder seine Hand. Der Brief wird seine Wirkung thun. Zwar war es gefährlich, einen solchen Brief abzuschicken, aber es geschah nicht ohne Vorsicht. Der Ispán ist ein Mensch, dem man vertrauen kann; sein eigenes Interesse bindet ihn an seinen Herrn. Ein doppeltes Interesse: die Gewinnsucht und die Furcht. Auch ist er schlau genug, nicht in eine Falle zu gehen. Mit der Comtesse wird er nur unter vier Augen sprechen, draußen im Garten, wo er nicht überrascht werden kann. Den Brief giebt er nicht aus der Hand, und läßt ihn der Comtesse nur so lesen, daß er denselben immer in der Hand behält. Sollte er dennoch überrumpelt werden, nun, so dreht er den Brief als Pfropf in sein Gewehr und schießt ihn in die Luft; er fliegt in Stücke,

verbrennt, es bleibt keine Spur davon übrig. Sollte ihm die Comtesse nur eine Falle legen wollen, so hat sie keine Zeugen gegen ihn aufzuweisen.

O, das ist alles auf das Beste arrangirt.

Wenn aber ein sonderbarer, nicht zu berechnender Zufall dazwischen kommt, wie dies so oft geschieht, — wenn der Ispán den Brief auf dem Wege verliert oder die Comtesse ihm denselben aus der Hand reißt und um Hülfe ruft? Wie, wenn sie den Ispán durch glänzende Versprechungen überredet, ihr den Brief zu überlassen? . . . .

Wahrhaftig, es war ein Narr, ein Wahnsinniger, der ein solches Schreiben fremden Händen anvertraute . . .

Der kalte Schweiß glänzte auf Krénsy's Stirne.

Man klopft.

— Wer ist's? Gleich, — antwortet Krénsy, und der Ton bleibt ihm fast in der Kehle stecken, und wie gelähmt steht er in der Mitte des Zimmers.

— Ich bin's, Euer Gnaden! ruft draußen eine bekannte Stimme.

— Ah, der Advokat, seufzt Krénsy mit erleichterter Brust und eilt die Thüre aufzusperren.

Aber mit einem so verstörten Gesicht kann er sich nicht blicken lassen. Er trocknet sich den Angstschweiß von der Stirne.

— Augenblicklich! Haben Sie nur ein wenig Geduld, ich werde gleich aufmachen . . . Ich habe mich soeben gewaschen und trockne nur mein Gesicht ab . . . So . . .

Dann besah er sich noch im Spiegel, wie ihm das Lächeln gelingen werde. So . . .

Er wußte den Advokaten mit freundlichem Gesichte zu empfangen.

— Gott zum Gruß, mein Freund! Was bringen Sie mir in einem so furchtbaren Wetter Gutes von Brenócz?

— Lappalien, — tröstete ihn der Advokat, seine durchnäßten Handschuhe ausziehend, eine kleine Vorladung haben wir aus der Stadt erhalten.

— Von Tarnóczy, was? fragte Krénfy lächelnd und lehnte sich ganz nachlässig an den Glasschrank.

— Ja, versetzte der Advokat, und suchte mit beiden Händen in seinen Taschen herum . . .

— Wechselverfälschung? He? erkundigte sich Krénfy mit unerhörter Kaltblütigkeit.

Der Advokat war überrascht, daß Krénfy dies schon wisse, zog das lange Schreiben aus der Tasche und legte es auf den Tisch. .

— Der Termin ist fünfzehn Tage? meinte Krénfy.

— Ja, ja; stotterte der Mann des Gesetzes, — aber . . .

— Sie wollen damit sagen, daß man zugleich ein Gesuch eingebracht hat, sich vorläufig meiner Person versichern zu können.

— So sagte man mir.

— Ich weiß es. Keine Furcht, mein Freund! Ich werde der Sache zuvorkommen. Noch heute reise ich in die Stadt. In fünfzehn Tagen ist die ganze Bagatelle ausgeglichen.

— Euer Gnaden glauben also nicht, daß ich Anstalten...

— Die werde ich schon selber treffen, fiel ihm Krénky ins Wort und klopfte auf seine Tasche, aus welcher die vier Kreuzer Antwort gaben.

Der Advokat lachte herzlich.

— Sie haben Recht, gnädiger Herr; Sie haben ja das ganze Komitat im Sack.

Krénky trat jetzt sorglos zum Tisch und brannte sich eine Cigarre an.

— Tessék, zünden Sie sich auch eine an. Oder wollen Sie in Ihr Zimmer? In einer halben Stunde wird Ihnen Frau Lenz sagen, was zu thun sei; ich reise noch diese Nacht in die Stadt. Sie werden ganz andere Sachen zu thun haben, Frau Lenz wird es Ihnen schon sagen. Später kommen Sie mir nach.

Der Advokat nahm seinen Mantel und ging aus dem Zimmer. Krénky aber griff hastig nach der Vorladung, durchlas sie, und zerriß sie dann in hundert und hundert Stücke, die er auf den Boden warf. Jetzt verriegelte er die Thüre und ging zu Frau Lenz hinüber.

Im Hofe erblickte er den Kutscher, der die Pferde auf und abführte.

— Halte die Pferde bereit, in einer halben Stunde wirst Du einen fremden Herrn nach Tarnócz fahren, der von dort auf meinem eigenen Wagen mit Vorspann weiterreisen wird. Gieb den Thieren Hafer, so viel sie nur wollen.

In einer halben Stunde kam Frau Lenz selbst aus dem Zimmer heraus und befahl dem Kutscher anzuspannen.

Bald darauf geleitete sie einen fremden Herrn über den Gang; denselben schien von dem Hausgesinde niemand zu kennen.

Das glatt rasirte Gesicht, die grüne Brille, der hohe Hemdkragen und der nach englischer Sitte über den Oberleib gewundene Shawl, machten den Gentlemen ganz unkenntlich. Niemand ahnte, daß es der Herr des Hauses selbst ist.

Ja, seine gezwungene gerade Haltung machte ihn um einen halben Kopf noch größer, als sonst. Dem Kutscher gab er gleich in vorhinein einen Gulden Trinkgeld, wodurch er nun schon gar unkenntlich wurde. Marczi hätte es nie geglaubt, selbst wenn man es ihm gesagt hätte, daß der Mann Krénsy sein könne, von dem er einen Gulden Trinkgeld erhielt.

Der Wagen setzte sich ohne weitern Anstand in Bewegung.

Aber der heftige Regen hatte die Straße arg zugerichtet; gerade am Ende des Dorfes blieb das Fuhrwerk in einer Grube stecken. Man mußte in den bodenlosen Schlamm herabsteigen, um die Wagenachse zu befreien, was von Seite des Kutschers nicht ohne Fluchen abging.

— Hei, ist das ein verfluchter Ort! Den haben ganz gewiß die einstigen Bewohner des verfallenen Hauses da drüben verflucht; denn so oft ich da vorbeikomm', bleib ich immer stecken, und gar, wenn mein Herr im Wagen sitzt! Er hat die Leute daraus fortgejagt, — daß ihn doch der Teufel holte; darum bricht mir immer ein Rad, wenn ich da vorbeikomme; ei, daß doch er einmal das G'nick bräche!

Auch Krénsy dachte sich: es ist doch ein verfluchter Ort, der mir hier die theure Zeit raubt. Hätte er aber erst ahnen können, daß fünf Schritte von hier, unter den Ruinen des verödeten Hauses, der Bote seines gefährlichen Geheimnisses erschlagen liegt.

Endlich wurde der Wagen wieder flott, aber die Pferde waren total erschöpft und krochen nur langsam die Anhöhe hinauf.

Inzwischen unterhielt der Kutscher Herrn Krénsy damit, daß er ihn vor seiner selbst tüchtig verfluchte; er beschrieb ihn vom Kopf bis zu seinen höllischen Krallen, und ließ auch nicht einen Funken Ehre an ihm.

Mit einem solchen Gefallen hörte noch niemand seine eigene Biographie, als Herr von Krénsy. Der Kutscher kennt ihn nicht; er hat gar keine Ahnuug, wer der Herr im Wagen sei.

Es fing schon zu grauen an, als sie in den Tarnóczer Wald gelangten. Hier bemerkte Krénsy drei bewaffnete Männer auf ihn loskommen.

Er konnte seinem Herzen nicht befehlen, daß es nicht gewaltig poche.

Zwei Komitats-Panduren und ein Kommissär näherten sich dem Wagen.

Einige Augenblicke dachte er daran aus dem Wagen zu springen und in den Wald zu laufen, wo er am dichtesten ist. Endlich hielt er es doch für rathsamer, ruhig und still im Wagen sitzen zu bleiben.

Der Kommissär grüßte den fremden Reisenden ganz höflich

und ersuchte ihn nur, auf einen Augenblick den Wagen still halten zu lassen.

Krénfy drückte seine Mütze noch mehr in den Kopf und stellte sich, als ob ihn die Frage überhaupt nicht interessiren würde.

Der Kommissär wendete sich daher an den Kutscher.

— Seid Ihr keinem alten, zerlumpten Manne begegnet?

— Freilich, versetzte der Kutscher, der Bauernspäße ungemein liebte.

— In einem alten grauen Soldatenmantel . . .

— Ganz richtig, — und mit alten Bakantschen*) an den Füßen . . .

— Ja, ja, ein wild aussehender Mann . . .

— Den sie hier in der Gegend den alten Márton nennen, — ergänzte der Kutscher.

— Wo habt Ihr ihn gesehen? erkundigte sich der Kommissär, dessen Pferd unruhig zu werden anfing.

— Dort unten beim Brunnen, wo er sich die Füße gewaschen hat.

— Wann? fragte der Kommissär und zog schon den Csákány (Streitaxt) aus dem Sattelknopf heraus.

— Wann? Wann? zögerte der Kutscher — vor drei Jahren bei der letzten Ueberschwemmung.

Der Kommissär hätte dem Kutscher für diesen schlechten Witz sicherlich eins versetzt, wenn der pfiffige Kerl nicht

---

*) Soldatenschuhe, Topanken.

schnell unter die Pferde gehauen hätte und davon gefahren wäre.

— Wart' Kerl! rief ihm der Kommissär nach, — kommst mir schon auch einmal in die Hände!

Herr von Krénfy sah erleichterten Herzens die Panduren in den Wald sprengen. Sie setzen nur den kleinen Dieben nach.

Als sie in Tarnócz anlangten, war es schon Tag.

Krénfy stieg vom Wagen nicht herab, sondern gab dem Kutscher wieder einen Zwanziger Trinkgeld, um wegen Vorspann schnell den Dorfrichter aufzusuchen.

Der Kutscher rief Popák, den jetzigen Richter, aus dem Gemeindehause heraus. Der Kleinrichter lief um die Pferde, indessen Popák zu dem Wagen des Reisenden trat und sich nach alter Gewohnheit an die Leiste lehnend, dem Fremden die neuesten Ereignisse des Dorfes erzählte.

— Denken Sie sich, gnädiger Herr, was für eine furchtbare That heute Nacht da drüben im Dorfe in dem verödeten Hause am Wegrande verübt wurde. Der alte Vagabund, der Márton, hat sich mit dem Ispán des Herrn von Krénfy's zerzankt und ihn mit einem Prügel todtgeschlagen.

Bei diesem Worte sprang Krénfy von seinem Sitze auf und stellte sich wie einer, der schnell vom Wagen herabspringen will.

— Wollen Sie vielleicht absteigen? meinte Popák, ihm bereitwillig die Hand bietend.

Krénfy setzte sich wieder auf seinen Platz.

— Was, — unsern Ispán hat man umgebracht? fragte

der Kutscher zu dem Wagen tretend und seine Peitsche in Ordnung bringend. — Na, der raucht auch nicht mehr aus der kleinen Pfeife!

Darin bestand die ganze Leichenrede, die er dem Ispán hielt.

Krénfy redete jetzt mit veränderter Stimme den Dorfrichter an:

— Wer hat Euch das Unglück erzählt? Hat es jemand gesehen?

— Gerade jetzt haben's die Komitats-Panduren erzählt; versetzte Popák. Die Sache ist merkwürdig, denn ein kleines Mädel, das von der Fenyéry'schen Familie an Kindes statt angenommen wurde, hat den Mord mit angesehen; das Mädel war in der Nacht gleich nach der Mordthat bei mir, hat aber nichts davon gesprochen. Ich und mein Weib glaubten, es habe das Fieber; aber uns hat es nichts gesagt. Erst zu Hause erzählte das Kind alles Herrn von Fenyéry, der dann die Panduren zur Verfolgung des Mörders ausschickte.

— Und weiß man nicht, warum sie den Ispán umgebracht haben? fragte Krénfy, seine Furcht und Angst zu verbergen suchend.

— Vermuthlich aus Rache; denn der Vagabund ist ein gar halsstarriger Mensch; auf den er einmal erbost ist, der soll in der Nacht mit ihm ja nicht zusammentreffen.

— Vielleicht geschah's doch nur, um den Ispán auszurauben? Hat das Mädel nicht erzählt, daß der Mörder die Brieftasche des Ispán aus seiner Brust herausnahm

und mit sich forttrug? Das Geld, das darin war, behielt er sich; die unnützen Schriften aber, die er gar nicht gebrauchen kann, hat er vergraben oder verbrannt, daß man ihn daran nicht erkenne. Was? Ist's nicht so?

Der Richter zuckte die Achseln.

— Das weiß noch Niemand.

Aber Krénfy liebte es, diesen Gedanken näher zu erörtern.

— Ja, ja, so machen's die Mörder. Das ist ihr Gebrauch. Bringen sie jemanden um, so berauben sie ihn seiner Brieftasche. Nicht wahr? Sie wissen noch nicht, was in der Brieftasche ist, haben auch gar keine Zeit, sie zu untersuchen, können's im Finstern auch gar nicht. Erst später suchen sie's hervor. Nicht wahr, so machen's die Räuber?

Freund Popák zuckte mit den Achseln und Kopf hin und her und gab nur sehr gezwungen eine Antwort.

— Ich weiß's wirklich nicht, lieber Herr, denn ich hab' noch niemanden umgebracht.

Damit schlich er vom Wagen weg und sagte ganz leise zum Kutscher:

— Ist das ein sonderbarer Mensch, dein Passagier! Fragt mich da aus, als ob ich jeden Tag ein paar Menschen umbringen möchte.

— Ich weiß nicht, woher er ist; erwiederte ihm der Kutscher, der jetzt die Pferde ausspannte, aus Stroh und Heu seinen Tornister hervorsuchte und auf den Rücken warf.

— Aber wie kriegen wir den Wagen zurück, was?

— Gar nicht; ich hab' ihn von Herrn von Krénfy gekauft; versetzte Krénfy.

— Haben Sie eine Schrift darüber, denn ohne Schrift glaub' ich auch meinem Vater nicht.

— Also hat Dir Herr von Krénfy nicht gesagt, dich um den Wagen nicht zu bekümmern.

— Ei, was, auf das halt' ich nichts. Sie können gehen, wohin Sie wollen, ich weiß gar uicht, wer Sie sind, was Sie sind und wo Sie hinfahren . . .

— Bitte, ich hab' einen ordentlichen Paß . . .

Herr von Krénfy war nahe daran, sich vor seinem eigenen Kutscher wegen des Passes auszuweisen.

— Brauch ihren Paß nicht, — wenn aber der Wagen verloren geht, so zieht mir Herr von Krénfy von meinem Lohn so viel ab, als wär' er neu gewesen. Denn der Betrüger, der schlechte Kerl ist alles im Stand. War der Herr so dumm, von ihm einen Wagen zu nehmen, ohne sich eine Schrift darüber geben zu lassen, so können's gleichwohl schauen, wo ihr Geld hinkommt, denn Krénfy wirds abläugnen, — ich kenn' seine Betrügereien; darum laß ich Sie nicht eher von hier fort, bis Sie mir nicht beweisen, daß Sie den Wagen gekauft haben; lieber fahr' ich Sie gleich nach Kallósfalva zurück, oder nach Klein-Amsterdam oder wie der Teufel das närrische Dorf heißt.

Krénfy nahm die Sache ernst. Er kannte seinen Kutscher. Der führt aus, was er verspricht. Er zitterte am ganzen Körper und wollte doch ruhig und kaltblütig erscheinen.

— Was kostet ein solcher Wagen, neu?

— Zweihundert Gulden.

Kréufy nahm, ohne ein Wort zu reden, sein Portefeuille, suchte unter seinem Mantel zwei Hunderter hervor und überreichte sie dem Kutscher.

— Da, — übergieb das deinem Herrn, oder falls er nicht zu Haus ist, der Frau Lenz und begehr' eine Schrift über den Wagen; das Geld werden sie mir nachschicken.

Der Kutscher schüttelte den Kopf und traute sich das Geld nicht anzunehmen, sondern übergab es dem Richter und sagte: er habe sein Lebtag einen solchen Narren noch nicht gesehen. Damit schwang er sich auf eines seiner Pferde, schlug mit der Peitsche rechts und links die Thiere und gallopirte davon.

Aber die Vorspann erschien auch jetzt noch nicht. Krénfy saß im Wagen ohne Pferde. Er schickte einen Bauern nach dem andern um die Vorspann, theilte Zwanziger, Gulden aus und erhob sich wiederholt von seinem Sitze, in alle Weltgegenden schauend, ob denn die Pferde noch nicht kommen.

Endlich ertönte Peitschengeknall. Ein fideler, bartloser, slovakischer Bauernbursche sprengte mit vier schlumpigen Pferden zum Wagen, sich nach alter Gewohnheit mit dem Reisenden gleich in ein Gespräch einlassend.

— Mir scheint, ich hab' den Herrn schon 'mal gefahren.

Krénfy zuckte zusammen. Bald hätte er sich verrathen. Aber die Ansprache des Burschen war ja nur ländliche Einfalt und Artigkeit.

— Kann sein.

— Nach Bösing, nicht wahr?

— Vielleicht?

— Der Herr ist der Rübenhändler, oder was?

— Freilich.

— Na, — hab' ich Sie doch gleich erkannt. Weiß auch noch, daß Sie mir zwei Groschen Trinkgeld schenkten.

— Da hast Du jetzt zwei Zwanziger, spann' nur schnell ein und treib' die Pferde tüchtig an.

Diese Aufmunterung verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Bursche begann sofort seine Stränge in Ordnung zu bringen und die Pferde einzuspannen.

Aber all das ging mit unendlicher Langsamkeit vor sich; da gab's eine Menge Knoten aufzulösen und Stricke zusammen zu binden; Halfter und Stränge waren so in einander verwickelt, daß eine halbe Stunde mit den Vorbereitungen allein verging.

Krénsky war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Endlich steigt er selbst ab und hilft dem Kutscher die Pferde aufzuzäumen. Umsonst bat man ihn, sich nicht kothig zu machen.

Hei, noch gestern um diese Zeit hätte er mit einer guten Hetzpeitsche schon einen Erfolg zu erzielen gewußt!

Endlich, endlich saß der Vorspannsbauer im Sattel.

— Treib' an! Treib' an! Wirst ein gutes Trinkgeld bekommen, — brummte Krénsky, und als der Wagen aus dem Dorfe rollte und der Weg die Anhöhe hinauf ging, hob er sich von seinem Sitze empor und blickte auf die Straße zurück. Niemand schien zu folgen. Wiesen und Felder, vom

nächtlichen Regen erfrischt, grünten an beiden Seiten des Weges. Die dunklen Tarnóczer Wälder blieben, einer düstren Erinnerung ähnlich, immer weiter und weiter zurück; die blauen Hügel und grünenden Saaten traten allmälig näher heran; die Räder des schnell dahin eilenden Wagens jagten den Staub auf und der Kutscher sang ein Lied von der Tulpe; wo er mit dem Gesange nicht ausreichte, pfiff er lustig und frisch die Melodie dazu . . . Ach, wie freute sich Krénky über die vorbeiziehenden Felder, über das entschwindende Bild des Waldes, über die staubige Straße und den Gesang und das Pfeifen seines fröhlichen Kutschers . . .

Er war auf der F l u ch t begriffen!

---

12. Frau und Weib

Die Gerichtsherren sitzen zu Rathe im Komitatssaale, ehrwürdige, ernste Männer, ohne allen offiziellen Anstrich, ohne alle Amtstracht, als ob sie zu Hause in freundschaftlichem Gespräche begriffen wären. Den Unterschied zwischen einer Unterhaltung und der Rechtspflege bilden hier nur die gewaltigen Tintenfässer und ein vor dem Präses stehendes altes Crucifix.

Vor Gericht steht ein Weib, von welchem wir und auch andere schon so viel gesprochen haben, ohne daß wir mit Gewißheit hätten sagen können, w e r eigentlich diese ehrenwerthe Person sei, die man bald die Hexe, bald die Harpye, bald wieder Frau Lenz nennen hörte. Bei diesem letztern Namen nannte sie auch der Präses des Gerichts.

Frau Lenz zeigt jetzt ein ungewöhnlich sanftes Gesicht; ihre Züge ruhen, sogar ihre Kleidung ist in Ordnung, die Haube sitzt ihr anständig auf dem Kopfe, was bei dieser Per-

son ein außerordentlicher Fall war. Auch spricht sie nicht in dem kreischenden und kläffenden Tone, wie sonst, sondern mit etwas heiserer, umflorter Stimme, doch immerhin fest und entschlossen.

— Bevor ich auf ihre Frage antworte, Herr Vicegespan, bin ich gezwungen gegen meine plötzliche Verhaftung Verwahrung einzulegen und zugleich dem löblichen Gericht zu erklären, daß ich nicht Lenz heiße, mit welchem Namen man meiner nur zu spotten pflegte. Ich heiße Krénky und bin die gesetzliche Frau des Herrn von Krénky, die Frau eines Edelmanns, über deren Person man nur nach einem gesetzlichen Urtheil verfügen kann.

Die anwesenden Herren notirten sich diese Worte. Der Vicegespan aber sprach mit patriarchalischer Sanftmuth zu dem Weibe:

— Liebe, gute Frau. Folgen Sie meinem Rath, und sagen Sie an diesem Orte nichts, was nicht vollkommen, bis auf ein Haar, wahr ist. Sie sind nicht die gesetzliche Frau Krénky's.

— Ich kann das durch meinen Ehecontract und mit dem Auszug des Trauungs-Protokolls beweisen. Diese Urkunden sind in der Hand meines Advokaten.

— Ich weiß es. Krénky hat Sie vor beiläufig fünfzehn Jahren geheirathet, als er bei Ihnen als Ladendiener im Dienste stand. Aber diese Heirath ist ungiltig, denn Krénky w a r damals schon verheirathet. Er ging durch; seine Frau hat er in Brüssel gelassen, die dann noch drei Jahre in Deutschland lebte und von ihm, als er sich zum zweitenmal

verheirathete, bedeutende Summen erhielt, um seine Doppelehe nicht zu verrathen.

Frau Lenz wurde bei diesen Worten sehr verwirrt, ihre Blicke schweiften wild umher. Sie griff nach der Lehne eines Sessels, wie jemand der vom Schwindel befallen wird.

Sie erholte sich aber allmälig und stammelte mit kaum hörbarer Stimme:

— Wer kann das beweisen?

— Krénfy's eigene Handschrift. Setzen Sie sich, liebe Frau. Sie scheinen unwohl zu sein.

Frau Lenz war gezwungen, das Anerbieten anzunehmen und setzte sich nieder.

— Ich möcht' Ihnen eine traurige Nachricht ersparen, aber besser ist's, wenn wir die Sache weghaben. Krénfy ist durchgegangen.

Frau Lenz stellte sich überrascht. Das lag noch in ihrer Rolle.

— Bitte, — fallen Sie noch nicht in Ohnmacht, ermunterte sie Lippay. Sie wissen das recht gut, und brauchen darüber nicht zu staunen. Nicht seit gestern denkt Krénfy an diesen Staatsstreich. Schon seit geraumer Zeit nimmt er auf seinen bisher makellosen Credit ungeheure Summen auf, während er andererseits pfiffig genug war, seine unbeweglichen Güter auf Ihren Namen umschreiben zu lassen; endlich bot ihm auch der Umstand einen triftigen Grund, daß der junge Tarnóczy, den jedermann verloren glaubte, unerwartet zurückkehrte und die Entdeckung gemacht hatte, daß Krénfy durch Verfälschung seines Namens bedeutende

Wechsel ausstellte, die er sich dann durch Tarnóczy's älteren Bruder auszahlen ließ. Das ist ein Fall, der Herrn von Krénky Grund genug war, die Flucht zu ergreifen.

— Bitte, Herr Vicegespan, ich weiß von allem dem nichts und diese Sachen gehen mich nichts an. Krénky mag gefehlt haben, aber ich bin dafür nicht verantwortlich.

— Ganz richtig; nicht dieser Umstand machte es nothwendig, Sie zu verhaften. Alles das ist eine Nebensache und verdunkelt nur das Hauptmotiv. Kehren wir zur vorigen Frage zurück. Warum erneuerte Krénky nicht die Ehe mit Ihnen, nachdem er doch recht gut wußte, daß sie ansonst ungiltig ist?

— Weil ich nie darauf drang.

— Thut mir leid, liebe Frau, daß Sie mich alle Augenblicke dazu nöthigen, Ihren Angaben zu widersprechen. Sie haben nur zu sehr darauf gedrungen und Herrn von Krénky zu überreden gesucht; ja, es gab zwischen ihnen so heftige Scenen, daß die Dienstleute sie von einander trennen mußten. Das ist etwas unzart, — aber ich werde dies jedesmal thun müssen, so oft Sie in Ihren Angaben von der Wahrheit abweichen. Krénky gab als Grund seines Zögerns an, daß in dem Fall, wenn ihm etwas Unangenehmes zustoßen sollte, Sie, als eine Fremde, seinen Besitz viel leichter können mit Beschlag legen lassen, als wenn Sie seine Gattin wären. Hat er das nicht immer gesagt, reden Sie?

Frau Lenz schlug verwirrt die Augen nieder, vor diesem Manne, der in der Seele des Menschen zu lesen weiß und

auch die Worte der unter vier Augen geschehenen Besprechung erräth.

— Bitte . . . seien Sie ganz ruhig. Ich bin überzeugt, daß es sich hier nur um einen Verbrecher handelt, und dieser ist Krénsy. Sie gehören ebenso gut wie die anderen, zu den betrogenen Opfern. Er hatte einen ganz anderen Grund, die Erneuerung dieses Ehebündnisses zu vermeiden. Er wollte sich auf's neue verheirathen.

Bei diesen Worten schauderte Frau Lenz zusammen und heftete dann ihre Blicke starr auf den Vicegespan, sich krampfhaft an den Sessel anklammernd, auf welchem sie saß.

Der Vicegespan aber setzte ganz ruhig fort:

— Ich bedaure, Ihrem Herzen Schmerz verursacht zu haben, aber was ich sagte, ist mehr als Verdacht, es ist die unumstößlichste Gewißheit. Krénsy hat in den letzten Jahren viele Handlungen verübt, die neben einander gestellt, vor der Welt als der größte Widerspruch erscheinen; aber man braucht nur den Schlüssel zu diesen Handlungen zu besitzen, und wir haben den Charakter dieses Menschen in der Hand. Sie werden doch zugeben, daß er bis in's Extreme sparsam, knauserig und bei seinen Unternehmungen überaus vorsichtig, klug und schlau war? Ich habe die zartesten Ausdrücke gewählt. Ist es nicht wahr, was ich sagte?

— Ja, seufzte Frau Lenz.

— Ein andermal hingegen war er freigebig, splendid, verschwenderisch; warf für ein Gastmahl Tausende hinaus; gebahrte sich wie ein liederlicher Majoresco, der in seinem Alter zu einem Erbe gelangte und sich beeilt, dasselbe anzu-

bringen, durchzujagen, bevor er stirbt. Erinnern Sie sich nicht eines solchen Falles?

Frau Lenz fand, nach kurzem Ueberlegen, nichts verfängliches in dieser Frage.

— Ja, — als ihn die Grafen Brenócz besuchten.

— Mit diesem Grafen ging er einen Kontract ein, der damals fast sein ganzes Vermögen erschöpfte.

— Ich weiß das sehr gut; — versetzte hastig Frau Lenz; — hat mich auch genug Bitterkeit gekostet und ich mußte dieserwegen meine Kapitalien aufkündigen. Ich besitze eine Schrift darüber: daß ich ihm diese Summen zu leihen gab. Er meinte, es sei das ein vortheilhaftes Unternehmen. Ich glaube aber das auch jetzt nicht.

— Und waren Sie nicht geneigt, in dieser unbegreiflichen Verschwendung Krénfy's Anzeichen zu suchen, die höhere Motive ahnen lassen, als es die gewöhnlichen, alltäglichen sind?

Das verstand Frau Lenz nicht.

— Mit andern Worten: hatten Sie keinen Verdacht, daß Krénfy außer der Gewinnsucht und Herrschbegierde noch einen andern Grund hatte, gegenüber der Grafen Brenóczy sich großmüthig, bis zur Verschwendung großmüthig zu betragen?

Frau Lenz dachte nach und zuckte dann die Achseln.

— Ich habe gar keinen Verdacht.

Als Frau Lenz sagte: ich habe gar keinen Verdacht: war sie schon mit Bitterkeit und Galle erfüllt, denn nichts durchzuckt das Herz einer Frau so schnell, als Eifersucht; da sie

aber wußte, daß sie hier vor ihren Richtern stehe, hütete sie sich, auch nur ein Wort auszusprechen, welches Krénky in was immer für einer Hinsicht hätte compromittiren können.

Sie war jetzt noch das getreue, beschützende Weib, das, wenn es auch daheim leidet, seinen Schmerz und Kummer vor der Welt nicht zeigt, und seinen Gatten vertheidigt, wenn ihn ein Fremder angreift.

Der Vicegespan setzte seine Fragen fort.

— Graf Stephan Brenócz hatte eine sehr schöne Tochter.

Frau Lenz fiel ihm in's Wort:

— Ah, gestrenger Herr, Sie werden doch nicht glauben, Krénky habe daran gedacht, . . .

— Diese Behauptung scheint zwar etwas sonderbar, ist aber erwiesen, daß Krénky dieser Dame halber all' das gethan hat, was wir sonst mit seiner gewohnten Lebensweise und seinem Charakter nicht vereinbaren könnten. Wir können uns vieles nicht erklären, was wir aber mit voller Gewißheit wissen. Die Comtesse Cynthia hatte eine alte Neigung für einen gewissen jungen Mann, den eben dieserwegen Graf Illés im Duell ermorden wollte; der junge Mann mußte sich also verbergen. Krénky erfuhr den Aufenthaltsort desselben und ließ das den Grafen wissen: Sie schütteln bedenklich das Haupt, —ich verstehe das: Krénky mochte auch noch einen andern Grund haben, Tarnóczy bei Seite zu schaffen, — daß dieser die Unterschrift seiner Wechsel dereinst nicht bestreiten, nicht widerlegen könne. Was sagen Sie aber dazu, daß Krénky einmal aussprengte: Comtesse Cynthia habe vor der Abreise der Grafen, im Gehei

men eine ganze Stunde in seinem Zimmer zugebracht; weswegen dann die ganze Familie gezwungen war, Wien plötzlich zu verlassen.

Frau Lenz wußte sich auch jetzt noch zu bemeistern.

— Das beweist nur, daß Krénky die ganze Familie, und hauptsächlich Cynthia, gehaßt habe. Hätte er sie geliebt, — er hätte sie nicht angeklagt, als den Mörder ihres Vaters, sie nicht auf das Schaffot bringen wollen.

— Liebe Frau, wäre ich da, um psychologische Vorlesungen zu halten, so würde ich Ihnen beweisen, daß die höchste Liebe und der tiefste Haß einer Quelle entspringen, daß diese beiden Leidenschaften in ihren einzelnen Symptomen übereinstimmen, und eine die andere erzeugt; — aber das ist jetzt nicht nothwendig; ich bin Richter und urtheile aus den Thatsachen, die ich Ihnen jetzt mittheilen werde. Krénky klagte die Comtesse Cynthia des schrecklichsten Verbrechens aus dem Grunde an, sie aller Aussicht zu berauben, je wieder in jene Kreise der Gesellschaft zurückkehren zu können, in welchen sie sich seit ihrer Geburt bewegte; um ihr keine andere Ausflucht zwischen Schande und der Verzweiflung des Todes zu gestatten, als die er ihr bieten wird. Das war sein Plan, und dieser Plan ist ihm — vollständig gelungen. Am Vorabende jenes Tages, an welchem er durchging und Sie verhaftet wurden, richtete Krénky ein Schreiben an die Comtesse Cynthia von Brenócz, die bekanntlich während der Voruntersuchung, gegen Bürgschaft des Fiskal Fenyéry sich auf dem Landgute des Letzteren aufhielt. Diesen Brief ließ Krénky mit außerordentlicher Vor-

sicht und auf eine Art in die Hände der Comtesse gelangen, daß im Falle als diese sein Anerbieten zurückweisen sollte, sein eigenes Schreiben nicht könne gegen ihn vorgebracht werden.

Frau Lenz klagte über unaufhörlichen Durst und Schwindel. Man brachte ihr ein Glas Wasser.

— Krénfy vertraute den Brief seinem Ispán an; nur unter vier Augen sollte denselben die Comtesse lesen, und der Bote den Brief und die Antwort darauf gleich wieder zurücktragen. Der Ispán wurde jedoch auf dem Wege erschlagen.

Frau Lenz schauderte zusammen; das wußte sie noch nicht.

— Ein alter Vagabund, mit dem er sehr oft Händel hatte, erschlug ihn und bei Auffindung der Leiche gerieth auch der Brief in die Hände des Gerichts. Hie ist er.

Der Vicegespan nahm aus einem Aktenbündel den Brief hervor, auf welchem die verwischten Blutstropfen noch kaum erblaßt waren.

— Ist das Krénfy's Schrift? Antworten Sie.

Frau Lenz nickte nur stumm mit dem Kopfe.

Dann fragte sie mit erstickender Stimme was in jenem Briefe geschrieben stehe?

— Ich werde ihn von Wort zu Wort vorlesen: — „Klein-Amsterdam, den 10. April. Gräfin! Ihr Schicksal liegt in diesem Augenblicke einzig und allein nur in meinen Händen. Alle Zeugnisse, die ich gegen Sie vorbrachte, vermag ich mit einem Worte zu entkräften. Aber

dieses Wort spreche ich nicht eher aus, bis Sie jenes ausgesprochen haben, welches ich so heiß ersehne. Sie kennen die Gefühle, die meine Seele schon so lange martern. Jeder meiner Gedanken und Affecte kehrt auf den einen Gegenstand zurück, den ich mir entweder erringe oder — dabei zu Grunde gehe. Für Sie ist keine andere Rettung. Sie sind einer Anklage verfallen, bei welcher wie bei einer Maschine ein Zahn unerbittlich in den andern eingreift und wozu den Schlüssel ich allein besitze. Seien Sie barmherzig und ich werde es auch gegen Sie sein . . .

Frau Lenz beugte ihr Haupt bis zum Knie herab, hier verbarg sie ihr Gesicht und schluchzte jämmerlich. Jedes Wort durchbohrte ihr Herz. Sie war ja nicht schön, nicht bezaubernd, nicht angenehm: aber treu und aufopfernd und hatte dies nicht verdient.

— . . . Nur ein Weg zur Rettung steht Ihnen offen, den ich Ihnen mittheilen will. Verlassen Sie diese Nacht das Haus Fenyéry's und reisen Sie mit Hülfe meines Ispáns nach O-Hely, wohin Sie bis in der Früh gelangen können und wo ich schon früher eintreffen werde. Hier suchen Sie den Pfarrer auf, der mir mit Dank verpflichtet ist und uns unverzüglich copuliren wird. Ich habe keine Frau, denn meine Ehe mit der Lenz ist ungiltig; meine erste Frau lebte noch damals in Brüssel, als ich diese Person heiratete und ich habe nach dem Tode jener, die Ehe mit ihr nicht erneuert. Frau Lenz wird übrigens Grund genug haben Ungarn nach meiner Abreise nicht zu verlassen. In ein paar Wochen sind wir zur See. In der neuen Welt sichere ich Ihnen eine

Stellung, deren sich die Brenóczer gräfliche Familie in ihrer glänzendsten Epoche nicht rühmen konnte. Sie werden die Gebieterin über mein Vermögen, über mein Herz, ich — Ihr Sclave. Und jetzt sage ich Ihnen dasjenige, was eigentlich meinem Anerbieten hätte voraus gehen sollen. In derselben Stunde, in welcher Sie mir Ihre Hand bieten, richte ich ein Schreiben an den Präses des Komitats, in welchem ich ihm all die geheimnißvollen Umstände entdecke, welche die Anklage über den an dem Grafen Stephan verübten Mord. von Ihnen auf eine andere Person wälzen, wodurch ich Fenyéry der Bürgschaft überhebe. Dann aber kann ich nicht länger in diesem Lande verweilen, dies wissen Sie sehr gut, weil Sie die Rachsucht ihrer Anverwandten kennen. Ueberlegen Sie das — und entschließen Sie sich schnell. Sagen Sie „ja,“ so mache ich sie glücklicher, als es eine Herzogin sein kann; sagen Sie „nein“ — so lasse ich Sie durch den Tod der schändlichsten, verworfensten Verbrecher zu Grunde gehen. Krénfy.“

Frau Lenz, das Weib sprang jetzt mit der Wuth eines wilden Thieres von seinem Sitze auf. Ihre Augen waren mit Blut unterlaufen, ihr Gesicht blau, der Schaum stand ihr auf den Lippen: lange Zeit wußte sie nur einzelne, unverständliche Worte zu stammeln.

— O, — der — Elende! Lassen Sie mich, meine Herren, schrie sie mit ausbrechender Wuth. Lassen Sie mich! Ich will ihn aufsuchen am Ende der Welt, in der Hölle, wenn's sein muß. Ich bring' ihn zurück, wie einen entlaufenen Hund. Lassen Sie mich!

Der Vicegespan suchte sie zu besänftigen.

— Seien Sie ruhig, Frau. Bemeistern Sie ihre Leidenschaft. Hier handelt es sich um etwas anderes, als daß Sie Krénfy betrogen, verrathen . . .

— Und bestohlen hat.

— Ja.

— Bestohlen; mir mein Geld herausgelockt, mir seine Schulden angehängt und mir glauben machen wollte, er werde in Hamburg auf mich warten. Und jetzt ist er mit einer andern nach Amerika durchgegangen . . .

— Das alles sind kleinere Uebel für Sie. Dieserwegen könnten Sie ihm nachreisen, ihn auffinden und abrechnen mit ihm; aber viel bedenklicher ist, daß Krénfy Sie in eine Lage gebracht hat, daß Sie ihm nicht einmal nachreisen können; es ist möglich, daß Sie Wochen, Monate lang, ja vielleicht für immer dieses Komitat, diese Stadt, ja sogar nicht einmal dieses Haus hier werden verlassen können.

Das Weib blickte dem Vicegespan verblüfft ins Gesicht.

— In Krénfy's Briefe sind Ausdrücke enthalten, die für Sie sehr nachtheilig sind. An einer Stelle sagt er: „Frau Lenz wird übrigens Grund genug haben, Ungarn nicht verlassen zu können;“ an einer andern wieder: „ich werde den die Comtesse belastenden Verdacht des Mordes auf eine andere Person zu wälzen wissen.“ Der öffentliche Ankläger, und der Bürge der Gräfin finden in diesen Ausdrücken den Verdacht, daß Krénfy nur Sie allein als Helfershelferin könne verstanden haben, denn die Gläschen mit dem Gift gingen nur durch Krénfy's, des Ispán's und

Ihre Hände. Das ist die Ursache, warum Sie jetzt vor Gericht stehen.

Frau Lenz wurde bleich wie Wachs, ihre Knie zitterten, und mit den Händen suchte sie die Lehne des Sessels zu fassen, fand sie aber nicht.

Endlich fiel sie auf die Knie und brach in lautes Schluchzen aus; kaum vermochte sie zu sagen, sie sei unschuldig, unschuldig, so wahr ihr Gott helfen möge.

Der Vicegespan näherte sich ihr mitleidsvoll, hob sie auf und half ihr auf den Stuhl.

— Weinen Sie nicht, redete er sie in sanftem, ermunterndem Tone an. Wir sind von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt; müssen Sie aber so lange in Verhaft nehmen, bis Krénky's Nachricht, welcher er in seinem Schreiben erwähnt, nicht in meinen Händen ist.

— Er wird mich anklagen, fiel das Weib dem Vicegespan ins Wort. Ich weiß das ganz gewiß, daß er mich anklagen wird; schon deshalb, um meiner los zu werden. Er wird sein Verbrechen auf mich schieben wollen, denn niemand anderer ist der Mörder, als er selbst.

Eine tiefe Stille begleitete diese Worte des Weibes.

Das ist eine gewichtige Behauptung, liebe Frau, ... sagte der Vicegespan in feierlichem Tone.

— Es ist die Wahrheit, entgegnete das Weib, und ihr Gesicht spiegelte sich in dem gelbem Glanze des Hasses. Ich bitte mich anzuhören, wie sich die Sache zugetragen hat, — und dann zu urtheilen, ob ich schuldig bin? An jenem Abend, an welchem Graf Stephan starb, schickte Krénky den Ispán

fort, ich weiß nicht wohin. Krénfy blieb mit mir im Kaminzimmer und sprach davon, daß Graf Stephan ihm das Fenyéry'sche Gut streitig machen wolle; kurze Zeit darauf kehrte der Ispán zurück und klopfte an die Thüre an. Krénfy bat mich, die Sachen zu übernehmen, die der Ispán gebracht hatte und diesem zu sagen, er möge im Vorzimmer warten. Der Ispán übergab mir drei sehr kleine Fläschchen, die ich Krénfy im Zimmer überreichte. Er schüttete die weiße Flüssigkeit aus denselben heraus, öffnete die Marmorplatte des Kamins, füllte die Gläser aus drei größeren Flaschen wieder an, und übergab sie mir mit dem Auftrage, sie draußen dem Ispán einzuhändigen. Ich fragte gar nicht einmal, da er aus seinem Kasten dem Ispan für die Thiere sehr oft Medicamente gab. Ich fand nichts Auffallendes an dieser Sache. Nicht wahr, meine Herren, daran trage nicht i ch die Schuld?

— Durchaus nicht, ermunterte sie der Vicegespan.

— Erst als der Vergiftungsprozeß anhängig gemacht wurde, wurde mir's klar. Ich schauderte. Gott sieht mein Herz, daß ich Abscheu und Entsetzen davor hatte und gegen Krénfy furchtbaren Verdacht hegte. Aber ich wagte nicht zu sprechen, denn er drohte mich umzubringen. Habe ich gefehlt, ihn nicht angezeigt zu haben?

— Im Gegentheil; da Sie sich für die Ehegattin dieses Menschen hielten, konnten Sie dies gesetzlich nicht einmal thun. Der weltliche Richter kann die Frau nicht zwingen, gegen ihren Gemal Zeugenschaft abzulegen, — und Sie waren ihm ja eine treue Gattin.

— Jetzt bin ich's aber nicht mehr, kreischte Frau Lenz; er selbst hat mich von sich gestoßen. Ich bin nur ein verbrauchter, zerrissener Fetzen, den er statt meiner hier ließ womit man seine Abscheulichkeit verwische, während er mit heiler Haut davon kam. Jetzt kann ich's schon sagen: daß niemand anderer der Mörder ist, als e r a l l e i n; das Gift hat e r in die Gläser gethan, dasselbe Gift findet sich jetzt noch im Kamin vor; und als er das verübte, trachtete er nicht nur nach dem Leben des Grafen, sondern wollte auch dessen Tochter in seine Gewalt bekommen. Jetzt seh' ich klar, jetzt verstehe ich alles, — alles!

Das arme Weib fuhr sich unter krampfhaften Zuckungen in die Haare.

— Der Vicegespan fragte sie in ernstem, feierlichem Tone:

— Was Sie da sagten, würden Sie es auch mit einem Eide bestätigen?

— Vor Gott und der heiligen Dreieinigkeit!

Der Vicegespan winkte ihr, an das Crucifix heranzutreten. Die Mitglieder des Gerichts standen von ihren Sitzen auf. Einige Augenblicke herrschte das tiefste Stillschweigen im Saale.

Das Weib erhob drei Finger, und der Vicegespan sagte ihr in ergreifendem, festem Tone die Eidesformel vor. Frau Lenz sprach ruhig die Worte nach.

Ein paar elende Fliegen schlugen summend an die von der Sonne erleuchteten Fensterscheiben und versuchten immer wieder auf's neue die Freiheit zu erlangen. Ein ande=

rer Ton mengte sich nicht in die, Gott zum Zeugen anrufenden, Worte des Eides.

. . . . „So wahr mir Gott helfe. Amen.“

Jetzt gab der Vicegespan den im Gerichts-Saale anwesenden Rechtspracticanten einen Wink, worauf diese die Flügelthüren des anstoßenden Saales aufmachten. Hier stand Krénfy, an Händen und Füßen gefesselt; die entstellende Hand der Todesfurcht, die blaugraue Farbe seines Gesichtes machte die früher absichtlich vorgenommene Veränderung desselben nun vollständig.

Im ersten Augenblicke erkannte ihn nicht einmal Frau Lenz; als aber Krénfy sie mit dem starren Blicke der Verzweiflung ansah, griff sie urplötzlich mit beiden Händen nach ihrem Munde und stürzte in demselben Augenblick sprachlos, ohnmächtig zu Boden.

. . . .

Die Sitzung des Gerichts dauerte bis spät Abends; der Vicegespan löste dieselbe nicht früher auf, bis alle Aussagen und Confrontationen beendigt waren.

Im Vorsaale gruppirten sich außer den bei dem Prozesse Betheiligten, noch eine Menge Advokaten und öffentliche Beamte, welchen dieser merkwürdige Fall ein besonderes Interesse gewährte; einer oder der andere Notär der königlichen Tafel, *) der eben aus dem Saale trat, konnte trotz

---

*) So oder auch Juraten nannte man damals die angehenden Advokaten während ihrer Rechtspraxis.

des bestehenden Verbotes nicht umhin, seinem Principal *) über den Verlauf des Prozesses einige Worte im Geheimen zuzulispeln.

Durch diese confidentiellen Berichte wurde bald bekannt, welche Wendung diese dunkle Angelegenheit nehme und wie das Verbrechen auf das Haupt des anklagenden Zeugen zurückfalle. Fenyéry hielt eben seine Schlußrede, von welcher man jedoch, einzelne Töne ausgenommen, durch die Thüre des Gerichtssaales nichts vernahm; aber das hörte draußen ein jeder sehr deutlich, daß der Lauf dieser Rede durch einen dumpfen Fall unterbrochen wurde. Bald darauf stürzte ein junger Rechtspracticant aus dem Saale und schrie den im Vorzimmer anwesenden Haiducken zu, sie sollen nur gleich den Komitatsarzt holen, da jemand ohnmächtig geworden sei.

Den Zurückeilenden faßten die Advokaten bei dem Schoße seines Attila's**) und erkundigten sich, wer ohnmächtig geworden sei? „Krénſy." Soviel glaubte der junge Mann schon aus der Schule schwatzen zu dürfen.

Sie hätten noch mehr von ihm erfahren mögen, aber er hielt nicht Stand; um jedoch die brennende Neugierde der Herren zu befriedigen, machte er eine Bewegung mit der Hand vor seinem Halse, und wollte beiläufig damit ausdrücken, daß es sich hier um den Kopf eines Menschen handle.

---

*) Dem Advokaten, bei welchem er practicirte.

**) Der ungarische Nationalrock.

Auf diese Pantomine des Rechtspracticanten entstand unter den Advokaten ein großer Lärm. Viele ergingen sich in Fenyéry's Lob; andere zweifelten an dem Ausgang der Sache; Manche hinwieder, die Fenyéry beneideten, hielten es für gut, die Bemerkung fallen zu lassen: trotz alledem werde dem Krénfy doch nichts geschehen. Man wird die Sache schon vertuschen; steckt ja doch das ganze Komitat in Krénfy's Sacke. Es giebt keinen Fall, daß einen, der eine Million besitzt, der Arm der Gerechtigkeit, die Strafe, ebenso erreichen könne, wie den Bauer, wenn er einen Mord begeht. Es giebt Mittel und Wege. Im schlechtesten Falle werde Krénfy höchstens mit ein paar Jahren Kerker bestraft werden und weiter nichts.

Gab es einen, den diese Reden bis zur Raserei reizten, so war es jener Mann mit dem blassen, wachsgelben Gesicht, der sich in einen Winkel des Vorzimmers zurückziehend, niemanden im Wege stehen wollte. Es war Graf Illés Brenóczy.

Was diese Advokaten hier sagten, das befürchtete auch er. Der Reichen Köpfe stehen hoch.

Bald darauf hörte man, daß die Herren des Gerichts aufstehen, und die Stühle zurückgeschoben werden. Die Sitzung ist zu Ende.

Die Wachen öffneten die Thüren und aus dem Gerichtssaal trat eine blasse Dame, die trauernde Gestalt einer Niobe; ihre langen, dunklen Augenlider sind herabgesenkt, die schönen Lippen scheinen auch jetzt noch etwas zu sprechen.

Die Herren im Vorzimmer machen ihr ehrerbietig Platz. Es ist die Comtesse Cynthia. Wie schön, wie kummervoll sie aussieht!

An ihrer Seite geht der Vicegespan. Als er den Grafen Illés erblickt, reicht er ihm die Hand und sagt ihm mit dem innigen Gefühle der Theilnahme und Befriedigung:

— Herr Graf, Ihre Schwester ist frei; Comtesse Cynthia ist von der Anklage enthoben.

Als Cynthia ihren Namen nennen hörte, erwachte sie plötzlich aus ihrem Nachsinnen, griff mit der Hand nach der Stirne und ließ dann ihren Blick stolz, wie eine Herrscherin, auf die vielen, staunenden Männer schweifen.

Illés ergriff die Hand seiner Schwester, und küßte sie auf die Stirne. Cynthia fiel in seine Arme und weinte einen Moment, wie vor Freude und Rührung. Aber das war bald vorüber. Sie ließ den Kopf wieder sinken und ihre Lippen bewegten sich, wie bei einem, der mit sich selbst spricht, und von denen nichts zu wissen scheint, die ihn umgeben.

— Gehen wir zu Ihrem Wagen, Comtesse! rief Fenyéry, und ergriff die Hand Cynthia's.

Diese Stimme schien auf sie den größten Eindruck zu machen; sie lächelte so wunderhold, und hob sanft die Augen wieder in die Höhe.

— Können wir nach Hause gehen? fragte sie mit kindlicher Freude, ihren Arm nachlässig in jenen Fenyéry's schlingend, grüßte heiter und freundlich die Umstehenden und erkundigte sich mit herzlicher Naivität: Nicht wahr,

Irene wartet schon lange auf uns? Wie sie sich freuen wird, wenn sie uns kommen sieht! Ich kann dann bei ihr bleiben und brauche nicht mehr hieher zu kommen?...

Bei der Thüre holte sie Graf Illés ein. Er hielt Fenyéry an und ergriff seine Hand.

— Mein Herr, ich sagte, daß ich Ihnen die Hand küssen werde, wenn Sie Ihr Versprechen erfüllen. Was ich verspreche, pflege ich zu halten. Sie sind der erste, dem ich jetzt diese Ehre erweise.

Und bevor es noch Fenyéry hätte verhindern können, neigte er sich herab und — küßte ihm die Hand.

Die Repräsentanten und Beamten des Komitats, ja, alle Welt konnte es sehen, daß Graf Illés Brenóczy zu halten weiß, was er verspricht.

Damit verneigte er sich, und eilte seiner Schwester nach.

13. Alte Liebe rostet nicht.

In der Centralstadt des Komitats gab's nie so viel Gerede als in diesen Tagen. Ein überraschendes Ereigniß folgte dem andern. Theezirkel, Kaffeesoireen, Spielpartien, Casino's, Tanzreunionen und alle, was immer für Namen habende Gesellschaften, waren mit den interessantesten Nachrichten und Plaudereien so reichlich versehen, daß kein Tag verging, an welchem nicht drei bis vier solcher spannenden Neuigkeiten aufgetaucht wären.

Die mannigfaltigen Wendungen des Prozesses bildeten natürlich den Hauptgegenstand, daraus sich dann so Manches ableiten, dem sich so Vieles hinzuthun, der sich so herrlich illustriren und decoriren ließ.

Man erzählte, Krénfy, dessen Verhaftung man in dreißigerlei Variationen hören konnte, habe angesucht, sich auf freiem Fuße vertheidigen zu können. Als Caution biete er Hunderttausend Gulden an.

Das wäre nicht schlecht. Es verblieben ihm noch andere dreimal Hunderttausend, mit welchen er durchbrennen, und der Rache des Gesetzes spotten könnte.

Ah, wie sehr bedauerte es Frau Lenz, gegen Krénky ausgesagt zu haben. Damals glaubte sie, Krénky sei entflohen, jetzt aber setzt er alles in Bewegung, seine Richter zur Gnade zu stimmen. Wird es ihm gelingen?

Mein Gott, mit Geld läßt sich viel machen.

Glauben Sie das nicht; unsere Richter sind unbestechlich. Wer könnte so verwegen sein, Herrn Vicegespan von Lippay Geld anzubieten, damit er das Urtheil abändere?

Ach, auch zu seinem Herzen findet sich der Schlüssel!

Sagt man doch, Frau Lenz habe vor Kurzem zwei Apfelschimmel gekauft, die unter Brüdern zwei Tausend Gulden werth sind, und die jetzt vor die Kalesche der Frau von Doboky gespannt sind. Und dann das schöne Collier von Opal, — haben Sie's auf dem letzten Casinoballe an Frau von Doboky nicht bemerkt, — wie? Man sagt, auch diesen Schmuck habe Frau Lenz von Pest gebracht . . .

Frau von Doboky nimmt Herrn von Krénky seit einer Zeit sehr in Schutz.

Vielleicht nur, weil sie die Fenyéry'sche Familie beneidet?

Sie hat auch Ursache dazu, denn Graf Illés giebt die Fenyéry'schen Güter zurück, und Irene kommt wieder in den Besitz von Tarnóczfalva, das sie der falschen Wechsel wegen verloren hatte . . . Jetzt werden auch sie Equipage und Reitpferde halten . . .

Ja, man spricht sogar, Graf Illés wende gegen die Hei-

rath Cynthia's mit Robert Tarnóczy nichts mehr ein. Nun, da würden erst die Fenyéryschen vom hohen Rosse herab reden . . . Das wär' so etwas für Frau von Doboky . . .

Was kümmert sie sich? Sie kann ja noch die Frau des Vicegespans werden?

Wie? Sollte sie Lippay wirklich heirathen?

Ganz gewiß. Sie sind sogar schon verlobt. In zwei Wochen halten sie Hochzeit.

Umsonst, — alte Liebe rostet nicht.

Das ist ein günstiger Umstand für Krénky. Kann man nicht auf geradem Wege zum Vicegespan gelangen, so ist durch Vermittlung der Frau von Doboky der Erfolg ein um so sicherer. Nur noch ein paar so schöne Pferde, nur noch ein paar Juwelen . . . Der Vicegespan ist in diese Frau ganz vernarrt . . . Und es ist bekannt, wie sie mit Männern umzugehen weiß Was der charakterfeste Mann für Hunderttausend Gulden nicht thut, nun, das thut er um ein paar Küsse. Sie werden's schon sehen . . .

. . . . Das sind die Meinungen und Ansichten, aus denen wir nur so viel lernen wollen, als wir brauchen. Kommen wir auf die Hauptsache zurück.

Lippay ist jetzt überaus glücklich. Er glaubt, Frau von Doboky sei jetzt noch schöner, als vor achtzehn Jahren, als sie ihm einen Korb gegeben.

Er findet sogar eine gewisse Aufopferung darin, daß Frau von Doboky, diese schöne, witzige, geistreiche, angebetete, unabhängige Dame ihm ihre Hand giebt. Lippay will nicht glauben, an ihm sei etwas, derentwegen ihn eine

eine Dame lieben könnte, außer sie müßte unendliche Großmuth üben können.

Fast täglich ist er bei der schönen Wittwe. Sie weiß ihn so heiter, so fröhlich zu stimmen. Der Vicegespan ist überzeugt, er habe die Person gefunden, durch die er glücklich werden wird.

Von Tag zu Tag tritt die Wirkung immer deutlicher hervor, welche Frau von Doboky auf ihn ausübt. Nie trng er Handschuhe, jetzt sieht man ihn mit diesen sogar auf der Gasse. Mit seinen Anecdoten ist er sparsamer geworden, er ist mehr ernst, als lustig, entsagte dem Kaffee und Tabak, denn das verursacht Kopfschmerzen, um die er sich früher nicht viel bekümmerte.

Wer könnte aber dieser Dame widerstehen, wenn er in das Kreuzfeuer ihrer verführerischen Blicke geräth, wenn sie ihren schönen, runden Arm sanft auf die Schultern ihres Anbeters legt. Gleicht doch jedes ihrer Worte mehr einem Kusse, als einem Reden! Gäbe es denn einen Menschen, der so viel Verstand hätte, unter diesem brennenden verzehrenden Blicke auch nur ein einziges Geheimniß in seiner Brust zu bewahren, oder etwas abzuschlagen, was diese Rosenlippen begehren?

Ah, die Geschichte Samson's und Delila's ist nur eine Allegorie; das ist der Lauf der Welt, das alltägliche Leben, unter allen Klimaten gleiche Leben.

Dieser Krénky'sche Prozeß interessirt Frau von Doboky ungemein. So oft sie mit Lippay allein ist, weiß sie das Gespräch darauf zu führen.

Der Vicegespan spricht außer dem Gerichtssaale nicht gerne von ämtlichen Dingen, am wenigsten aber bei einem Rendezvous mit einer schönen Frau. Das ist sehr natürlich. Er suchte daher die Krénky'sche Angelegenheit immer wieder auf zartere Verhältnisse zurückzuführen und befriedigt die Neugierde der schönen Frau höchstens mit einer lustigen Anecdote.

Hie und da hörte der Vicegespan sagen, Frau Lenz setze viel Hoffnung darein, daß Frau von Doboky bei ihm in großer Ehre stehe. Das hörte er, machte sich aber nicht viel daraus. Den wir lieben, glauben wir über alle Schwächen erhaben. — Lippay vermied daher absichtlich und sorgfältig alles, was sich auf diesen Gegenstand beziehen könnte.

Aber Frau von Doboky steigerte ihre Theilnahme an dieser Sache manchmal fast bis zu einem inquisitorischen Verfahren.

— Aber, meine Theure, sagte der Vicegespan sanft, wie kann diese abscheuliche Sache für Sie ein Interesse haben? Der Mensch hat betrogen, gestohlen, einen Mord begangen. Die Nemesis hat ihn endlich erreicht. Ich versichere Sie, dieser Prozeß wird noch einen sehr romantischen Ausgang haben.

— O, ich bedaure nur die arme Frau, erwiederte mit einem affectirten Schauder Frau von Doboky. Was für Träume mag sie haben, wenn sie daran denkt, daß *sie* ihren Mann verrathen habe?

— Die *arme* Frau soll Gott danken, daß sie mit heiler

Haut davon kommt. Ein Theil der Mitwissenschaft an dem Verbrechen belastet auch s i e.

— Verzeihen Sie, das ist doch die größte Pein, daß man sie seitdem mit ihrem Manne auch nicht einmal reden ließ.

— Im Gegentheil, bei jeder Confrontation hat sie mit ihm reden können.

— Ah, wie prosaisch Sie die Sache nehmen, versetzte Frau von Doboky mürrisch und lehnte sich an die entgegengesetzte Seite des Kanape's.

Der Vicegespan versäumte, sie diesmal zu versöhnen und nachdem er fünf Minuten umsonst wartete, daß Frau von Doboky die Conversation auf einen andern Gegenstand leiten wird, nahm er seinen Hut und empfahl sich.

Ein paar Tage lang erwähnte Frau von Doboky vor dem Vicegespan nicht des Krénky'schen Prozesses.

Mit der Hochzeit Lippay's war es ernst. Jetzt ist die Sache kein Gerede mehr, man verkündigte sie sogar schon in den Kirchen. Ein erfahrener Mensch wird über diese Formalität ein bischen stutzen. Verkünden zu lassen, pflegen sich nur gewöhnliche Leute; angesehene Menschen werden dieser Sache enthoben . . . Es giebt Fälle, in welchen auch hohe Herren sich diese Formalität gefallen lassen müssen, wenn sie nicht schön bitten können. Lippay wählte lieber den längern Weg.

Und zwischen den Terminen der dreimaligen Verkündigung lag doch eine Ewigkeit? Es können so viele Unannehmlichkeiten dazwischen kommen, die ein liebendes Paar gar nicht ahnen kann . . . Und glücklich Liebende sind doch

gewöhnlich so ungeduldig, besonders dem ein so großes Herz, eine an Liebe so reiche Brust zu Theil wurde, und der diese Liebe achtzehn Jahre in seinem Busen verschloß, ohne auch nur mit einem winzigen Gedichtchen seinem Schmerz Lauf gelassen zu haben.

Dieser ernste, charakterfeste Mann thaute aber auf in der Nähe derjenigen, die sein Herz besaß, wurde sanft und geduldig gegen die Schwächen dieser Frau und nahm sie mit den Fehlern, die er sehr gut kannte. Das ist die wahre Zärtlichkeit. Der phantastische junge Mann nennt seine Geliebte einen Engel und kleidet sie in die Tugenden der Fabelwelt, verspricht sich den Himmel auf Erden, und ist er einmal drin, so faselt er von Täuschung und Unglück. Wer wahrhaft liebt, der täuscht sich nicht, verlangt von der Auserwählten seines Herzens nichts Unmögliches. „Deine Fehler werd' ich ertragen; an Deine Launen werd' ich mich gewöhnen; Du bist die Schwächere, ich der Starke; mein Stolz wird es sein, den schwereren Theil des Lebens zu tragen; ich verlange nicht, daß Du ein Engel seist: sei mir ein Weib — und liebe mich."

Lippay wußte recht gut, daß Frau von Doboky ihm treu blieb, daß sie etwas affectirt sei und in der Welt gern eine höhere Rolle spielen möchte, als sie im Stande ist; er war aber auch überzeugt, daß sie ein gutes Herz besitze und ihn wahrhaftig liebe; und aus Liebe und für Liebe verzeihen wir ja alles — alles!

Die Tage, die zwischen dem Aufgebot lagen, waren so unendlich lang!

Wie hätte er dieselben zweckmäßiger verkürzen können, als in der Nähe seiner schönen Braut?

Alle Welt sagte, Frau von Doboky sei jetzt noch viel schöner, als in ihrer Jugend. Im Brautstande sehen Mädchen und auch junge Wittwen am interessantesten aus. Ein gewisser Zauber umgiebt ihr ganzes Wesen. Auch das Auge eines Unbekannten findet die Braut unter den übrigen Mädchen sogleich heraus.

Kurz, Lippay war ein beneidenswerther Mann.

Endlich, endlich rückte die Zeit heran. Nur ein Tag erübrigte noch von dem für die Hochzeit bestimmten Termin. Sonntag war das letzte Aufgebot, Montag begann der neue Gerichtstermin und Samstag Abends besuchte der Vicegespan seine schöne Braut.

Er kam zur rechten Zeit, der Schneider brachte eben das Brautkleid und Frau von Doboky war gerade mit der großen Lebensfrage des Anprobirens beschäftigt. Herr von Lippay erhielt die Erlaubniß, seine Braut bewundern zu können.

Ein solches Zusehen wäre für jeden andern, als den Bräutigam, sehr gefährlich gewesen.

Die Gemüthsbewegung, die ein solcher Anblick erregt, kann nur durch die Hoffnung auf den Besitz niedergehalten werden.

— Werd' ich schön aussehen? fragte sie mit dem bezauberndsten Lächeln ihren freudetrunkenen Bräutigam.

— Sie sind immer schön, erwiederte dieser zärtlich.

Frau von Doboky näherte sich ihm mit neckischer Coquetterie und sagte:

— Wie unterstehen Sie sich jetzt hierherzukommen? Wissen Sie nicht, daß ich heute noch meine eigene Frau bin?

Lippay küßte ihr lächelnd die Hand und erwiederte in scherzhaftem Tone:

— Heute ihre eigene Frau, morgen aber meine Gebieterin, was?

— Ah! — Ihr Männer seid nun einmal so. Ihr sagt, daß wir Euch beherrschen. Und es ist nicht wahr. Der am meisten darüber klagt, unter dem Pantoffel zu stehen, dem glaube ich am wenigsten. Sie, zum Beispiel, sind trotz dieses sanften, lächelnden Gesichtes, der unbarmherzigste Tyrann. O, ich weiß das recht gut!

Damit trat sie seufzend wieder zum Spiegel, — als wollte sie sagen, welches Opfer eine Frau bringe, die Beute eines so unbarmherzigen Tyrannen zu werden.

Der Vicegespan war zart genug, sich nicht mit lustigen Anecdoten gegen Frau von Doboky zu vertheidigen. Er wählte vielmehr einen sehr prosaischen, ernsten Weg, sein Zartgefühl zu beweisen.

— Meine Theure, ich bin gekommen, um dasjenige, was für Ihre Zukunft sehr wesentlich ist, vorläufig ins Reine zu bringen. Ich habe Ihnen unsern Ehekontrakt gebracht, damit Sie ihn Ihrem Beistande mittheilen können . . .

Frau von Doboky warf mit leichtem Lächeln einen flüchtigen Blick auf das Papier.

— Brauchen wir das? Was verlange ich von Ihnen: Ihr Vermögen oder Ihr Herz?

Lippay zog sie zärtlich an seine Seite auf das Kanape und suchte ihr diese ernste Sache verständlich zu machen.

— Ich weiß recht gut, meine Theure, daß die Ehe nur die Sache des Herzens und die Geldfrage eine Nebensache ist; aber ein ehrlicher Mann, wenn er heirathet, sucht die Zukunft seiner Gattin sicherzustellen. Ich kann jeden Augenblick sterben, und will Ihnen keine Unordnung, keinen Prozeß hinterlassen.

Frau von Doboky kam bei diesen Worten in Aufregung.

— Nichts, nichts, mein Freund! Ich brauche nicht Dein Vermögen, nicht Deinen Rang; ich will nur Dich allein; und würdest Du sagen: ich besitze nichts, als was ich an mir habe, — dann hätte ich Dich am allerliebsten, dann würd' ich Dich erst recht mein nennen, weil ich überzeugt wäre, daß Du mich nicht gekauft, sondern vielmehr aus Liebe bekommen hast.

Und liebreich umarmte sie den Geliebten und drückte ihr brennendes Gesicht an seine Wangen, daß in den Augen des ernsten Mannes Freudethränen erglänzten.

— Ich verlange nichts von Ihnen, sagte Frau von Doboky, ihre Thränen trocknend. Auch selbst mit dem geringsten Brautgeschenke würden Sie mich beleidigen . . . Nur eines begehre ich, und das eine habe ich immer auf diesen feierlichen seligen Augenblick aufgespart, das eine, das mir das theuerste Geschenk sein wird und so gut paßt zu dem Augenblick, in welchem wir Gottes Segen auf un-

sern Bund herabflehen . . . Das Leben eines Unglücklichen ist's, was ich von Ihnen bitte.

Das Gesicht des Vicegespans wurde plötzlich finster. Nur sehr langsam kehrte die Heiterkeit desselben wieder.

— Meine Theure, ich bin kein Arzt, daß ich das Leben eines Menschen retten könnte.

Frau von Doboky sah ihm trotzig ins Gesicht.

— Ah, Sie treiben auch jetzt noch Scherz, und verspotten meine Gefühle.

— O nein, sprechen Sie deutlicher.

— Sie verstehen mich recht gut . . .

— Ich wage nicht, Ihre Worte auszulegen . . . Mir gab Gott kein Leben in die Hand, um über dasselbe verfügen zu können . . .

— Aber den Tod . . .

— Als Strafe . . . Wenn Sie an Krénky denken . . .

— Der Name thut nichts zur Sache. Ich sehe nur einen Menschen vor mir, der in seinem Kerker mit Todesfurcht dem Urtheile entgegensieht. Ah, mein Freund, Sie würden eine furchtbare Probe Ihres Herzens geben, wenn Sie auf das Flehen dieses Menschen taub und unbarmherzig blieben, in einem Momente, in welchem Sie einer Frau Liebe schwören.

Der Vicegespan wurde sehr betrübt.

— Dieser Mensch hat betrogen, gemordet . . .

— Ich weiß es.

— Er hat Tausende brave Kinder des Vaterlandes mit

teuflischer Berechnung auf den Bettelstab, in ein frühes Grab gebracht . . . eine ganze Generation ausgerottet . . .

— Ja.

— Er klagte ein unschuldiges Mädchen eines Verbrechens an, das er selbst begangen hat . . .

— Ich weiß das alles. Möge er dafür bestraft, strenge bestraft werden . . . nur nicht mit dem Tode, nicht mit dieser unverbesserlichen Strafe. Ich rede nicht gegen die Strafe Krénfy's, sondern gegen die Todesstrafe. Sie haben die ergreifenden Artikel gegen diese Strafe in den Zeitungen gelesen; sollte es einer Frau, die ein gefühlvolles Herz besitzt, nicht gestattet sein, ihrem einstigen Gatten zu sagen: thue das nicht, beflecke deine Hand nicht mit Blut, diese schöne, weiße Hand, an der jeder Tropfen Blutes so sichtbar werden wird.

Und heftig ergriff sie seine Hand und drückte sie leidenschaftlich an ihre Lippen, an ihre wogende Brust, diese theure, angebetete Hand . . .

Der Vicegespan suchte den Arm zurückzuziehen.

— Meine Liebe, wenn ein vom Hunger geplagter, mit dem Tode ringender, armer Mensch ein paar Groschen halber Einen auf der Straße ermordet, — so verurtheile ich ihn auch, aber ich rufe die allerhöchste Barmherzigkeit auf Erden für ihn an; denn sein Verbrechen entschuldigt der Hunger . . . Aber dieser Mensch ist reich und mächtig. Fast jeder der Herren im ganzen Komitate ist ihm

zu Gegendiensten verpflichtet; seitdem er gefangen sitzt, tauchten allerlei bekannte und unbekannte Menschen auf, die ihn befreien möchten und deshalb alle Hebel in Bewegung setzen. Sie arbeiten dahin, auf mich und noch andere höher gestellte Männer einen Einfluß auszuüben . . . Diesen Menschen, ich werde ihn verurtheilen und — hinrichten lassen.

Frau von Doboky machte einen furchtbaren Schrei, bekam Krämpfe bei diesen Worten und war dem Ersticken nahe . . .

Der Vicegespan neigte sich zu ihr herab; sie stieß ihn von sich.

— Gehen Sie, — gehen Sie, ich schaudere vor Ihnen. Morden Sie mich nicht, — rühren Sie mich nicht an. . . .

Einige Augenblicke stand Lippay starr vor seiner Braut, als ob seine Seele nicht zu fassen wüßte, was die Augen sehen.

Noch einmal versuchte er, sich sanft und liebevoll seiner Braut zu nähern, die in ihren Krämpfen vom Kanapé herabzufallen drohte . . .

— Liebe . . .

— Gehen Sie! stammelte Frau von Doboky, den hülfebietenden Arm ihres Bräutigams zurückweisend, und in malerischer Gestaltung auf den Teppich herabsinkend.

Lippay gehorchte, ging aus dem Zimmer und verließ das Haus. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, dem Stubenmädchen zu sagen, daß die Frau drin im Zimmer ohnmächtig auf dem Boden liege.

Sie wird schon aufstehen, wenn's ihr zu lange dauert, dachte er sich.

. . . .

„Alte Liebe rostet nicht . . . ?“ . . . Aber auch ein alter Character nicht! . . .

14. Der eiserne Arm.

Eine halbe Million versprach Krénky dem Vicegespan, wenn er das Urtheil bis zum Ende des Gerichtstermins aufschiebt.

Nicht für Milde, nicht für ein parteiisches, gnädiges Urtheil, nicht für die Nachsicht seiner Verbrechen, sondern nur für ein paar Wochen Zeit: für die paar Tage, die er so nothwendig brauchte.

Das mahnte den Vicegespan, mit der Sache zu eilen. Es waren zur Befreiung des Verbrechers schon viel mehr Hebel in Bewegung gesetzt, als daß man nicht hätte befürchten müssen, er werde mit heiler Haut davon kommen.

Das geht ja so leicht: neue Zeugen, neue ärztliche Gutachten, unterschlagene Beweismittel, alles das kann der Sache eine andere Wendung geben; der Prozeß kann langwierig und complicirt, und Ankläger und Richter durch die vielen Labyrinthe ermüdet, betäubt werden. Endlich kann der Pro-

zeß vielleicht erst dann seinen Ausgang nehmen, wenn der Angeklagte schon im Grabe liegt und früher in Ehren und Anstand grau wurde, ganz wie ein anderer ehrlicher Mann.

Dann ist ja Ungarn auch nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben; man kann hinausgehen, wo man will; Krénfy wird das zweite Mal schon so gescheidt sein, wenn er durchgehen will, seine Marschroute nicht schriftlich abzufassen. Die guten Táblabiró's können ihn suchen, wenn er einmal auf der Eisenbahn ist.

Frau Lenz gab sich alle Mühe, einen Befehl zu erwirken, wodurch das Urtheil Krénfy's suspendirt werde, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man ihr dies nicht abschlagen wird.

Könnte Krénfy nur auf eine Stunde die Freiheit erlangen und sie heirathen, — so hätte das Zeugniß der Frau gegen den Gatten keine Geltung. Man könnte die Sache wieder in ein undurchdringliches Dunkel hüllen. Zeit gewonnen, alles gewonnen! . . .

Am ersten Tage des neuen Gerichtstermins ließ Lippay diesen Criminalprozeß vornehmen. Einige der Gerichtsmitglieder blieben aus; Lippay schickte Wagen und ließ sie holen.

Es gab keinen Grund, das Urtheil aufzuschieben.

Jedes Wort, jede Handlung Krénfy's, die er am Abende des Mordes vollbrachte, wurde von Spur zu Spur bewiesen und erhärtet. Aus dem Verstecke des Kamins kamen die Giftgläschen hervor, von deren Inhalte gerade so viel fehlte, als davon in die Fläschchen des Grafen Stephan

Brenóczy geschüttet wurde. Krénsy hatte auch gar keine Ursache, die Fläschchen vom Grafen begehren zu lassen, da ihm an jenem Abende überhaupt gar nichts fehlte. Seine Krankheit war erlogen. Der Apotheker in Deutschland, der ihm diese Gifte bereitete, gestand, daß über die Wirkung eines jeden derselben, Krénsy eine eigene Anweisung verlangt und diese auch erhalten habe.

Auch konnte er nicht läugnen, daß er mit vollem Bewußtsein den Grafen durch dessen eigene Tochter vergiften ließ, was natürlich das Verbrechen noch größer machte.

Endlich klagte er auch noch d a s Mädchen selbst des Vatermordes an, welches er so ruchlos zum Werkzeug seines Verbrechens wählte . . .

Wenn nun ein solcher Verbrecher der Hand der Gerechtigkeit entgehen könnte, was würde den socialen Glauben der Menschheit noch zusammen zu halten vermögen? Was würde den hungernden Bettler abhalten, den ersten besten, dem er gewachsen ist, zu morden, ihn seiner Kleidung, seines Geldes zu berauben?

. . . .

Das Crucifix steht auf dem Tisch; ernste Männer sitzen an demselben und in ihren Gesichtern ist die feierliche Stimmung ihres Berufes zu lesen.

Die Zeugen werden der Reihe nach vorgelassen, mit dem Angeklagten confrontirt und die gegenseitigen Aussagen vorgelesen. Man fragt sie noch einmal: ob sie nach Treue und Gewissen ausgesagt haben?

Der Angeklagte sitzt zitternd auf einem Stuhl, da ihm die

Füße den Dienst versagten. Er sieht die Zeugen so flehend, so wehmüthig an und streckt die kettenbelastete Hand so angstvoll gegen sie aus, als wollte er sie bitten, ihre Aussagen zurückzuziehen und solche entsetzliche Anklagen gegen ihn nicht vorzubringen!

Dann sinken seine Hände wieder zurück und die Ketten rasseln, wenn der abtretende Zeuge seine Aussage bekräftigte.

Selbst Frau Lenz wußte ihre frühere Aussage nicht mit einem einzigen Worte zu entkräften. Sie weinte nur und verfluchte sich selber.

Krénfy wußte sich gegen alles das nur damit zu vertheidigen, daß er alles läugnete. Mit hundert und hundert Albernheiten und nichtssagenden Geschichten wollte er die klaren Fragen verwickeln, aber Fenyéry löste sie alle, wie den Seidenfaden von der Galette, schön herab, so, daß endlich nur die unbewegliche, nackte Puppe übrig blieb.

Er glaubte noch, durch ein halsstarriges Läugnen das Urtheil aufschieben zu können. Er wollte gar nichts anerkennen, nichts eingestehen. Er läugnete seine Worte, Schritte, seine eigene Handschrift.

Der Gerichtshof mußte noch eine schmerzliche Scene mit ansehen. Cynthia mußte mit Krénfy confrontirt werden.

Fenyéry flüsterte Lippay zu, daß er vor dieser Scene schon in voraus schaudere. Cynthia zeige seit einer Zeit eine sonderbare Verwirrung. Er befürchte für die Gräfin das Schlimmste.

Aber es mußte sein: die Gerichtspflege kennt keine Courtoisie.

Die Seitenthüren öffneten sich und eine blasse Dame trat in den Saal. Ihre schwarze Kleidung, ihr weißes Antlitz .... es sind die Farben des Kummers und der Trauer ...

Ihre großen, dunklen Augen starren unbewußt vor sich hin; sie schreitet wie im Traume vor und sieht die Herren nicht, die um den grünen Tisch herum sitzen, nicht den Angeklagten mit den Ketten an seinen Händen, nicht die Haiducken, die mit gezogenen Säbeln vor den Thüren stehen.

Fenyéry geht ihr entgegen und bittet sie hier stehen zu bleiben.

— Bleiben Sie, Cynthia.

Auf diese Worte zuckte sie zusammen, und als ihr erster Blick auf das Crucifix auf dem Tische fiel, stürzte sie hin und bedeckte es weinend mit Küssen.

Fenyéry hob sie auf und bat sie, auf die Fragen der Richter zu antworten.

Cynthia erholte sich und sagte: sie sei bereit zu antworten.

Der Vicegespan richtete die formellen Fragen an sie:

— Ihr Name ist: Comtesse Cynthia Brenóczy von Maróth?

Cynthia schüttelte verneinend das Haupt.

— Nein, nein — ich bin keine Comtesse, — meine Mutter war die Tochter eines armen Soldaten — mein Name? Mein Name — mein Gott, wer sagt mir denn, wie ich heiße?

Fenyéry drückte ihr die Hand.

— Cynthia, Cynthia, kommen Sie zu sich; sehen Sie sich um, wo Sie sind . . .

Cynthia öffnete die Augen wieder und blickte staunend auf ihre Umgebung.

— Ah — ich verstehe Sie jetzt. Sie fragen mich: warum ich hier stehe? Ich hörte schon einmal diese Frage und antwortete damals: ich weiß es nicht . . . Jetzt weiß ich alles; ich stehe hier, weil ich meinen Vater umgebracht habe. Nicht wahr, das hier ist das Gericht, und ich stehe vor Gericht? Ich weiß, was ich rede. Meinen Vater habe ich umgebracht. Der Arme lag krank darnieder, er bat mich um Arznei und ich reichte ihm Gift. Wahrhaftig, ich hab' es ihm gegeben . . . Hier stehen ja die Gläschen auf dem Tisch; o, ich kenne sie sehr gut. Ich hielt den Löffel . . . ein paar Tropfen von diesem . . . von jenem, — ha, wie grausenhaft sah der Tod aus! Ich, ich selbst hab' ihn gemordet. — Und warum, warum? Herr, mein Gott, wer sagt mir, warum ich meinen Vater umgebracht?

Die Táblabiró's blickten schaudernd auf diese Gestalt, die ihren Blick wild im Saale herumschweifen ließ, von einem Gesicht auf das andere.

Endlich fand sie ihn, den sie suchte. Eine bleiche Gestalt saß dort in einem Winkel, an deren Hände die Kettenglieder vor Zittern schauerlich rasselten.

Cynthia trat plötzlich heran und zeigte mit dem Finger auf dieselbe.

— Herr, Sie wissen, warum ich meinen Vater umge-

bracht habe, — sagen Sie's, sagen Sie's! Die Richter fragen — . . .

Krénsky sprang mit einem Schrei der Verzweiflung von seinem Sitze auf und stürzte sich zu den Füßen des Vicegespans.

— Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, Gnade! Fort mit dieser Dame von hier! Werfet mich in den Kerker, führt mich auf das Schaffot; nur diese stellt mir nicht gegenüber. Ich bin verloren!

Der Vicegespan winkte den Haiducken, den Mann aufzuheben, der den Arm seines Richters jetzt so fest anfaßte, daß man ihn kaum wegbringen konnte.

Der unerbittliche Richter ließ ihn der blassen Dame gegenüber stellen, und fragte ihn in strengem, unbarmherzigem Tone:

— Antworten Sie! Wer ist hier der Mörder: die dort, oder Sie?

Krénsky schauderte zusammen, als ertönte die Posaune des letzten Gerichtes.

— Ich bin es . . . und der Kopf sank ihm auf die Brust herab . . . Die Haiducken hielten nun eine bewußtlose Gestalt in den Händen, die sich ohne Widerstand fortschleppen ließ . . .

Cynthia stand mit verschlungenen Armen da und hatte den Zusammenhang der Scene schon vergessen.

Vor ihr saß in der Reihe der Richter ein ergrauter Mann, irgend ein alter Táblabiró, diesem lispelt sie ganz leise ins Ohr:

— Sagen Sie das nicht dem Grafen Illés.

Damit verließ sie in aller Stille den Saal und Fenyéry begleitete sie hinaus.

Als er zurückkehrte, sagte er leise zu Érkelety:

— Wenn dieses Mädchen hier an diesem Platze noch einmal zu erscheinen gezwungen ist, so wird es gänzlich wahnsinnig.

— Sie wird nicht mehr hierher kommen, erwiederte der Vicegespan in strengem Tone.

In demselben Moment kam jemand zur Thüre herein. Es war Vetter Náczi, der Vetter Náczi der ganzen Welt, Als Táblabiró hat auch er das Recht in den Saal zu treten. Er muß den Vicegespan sprechen, da er ihm etwas sehr dringendes, ein sehr großes Geheimniß mitzutheilen hat.

Die strengen Gesichtszüge des Vicegespans wollten das wichtigthuende Lächeln Náczi's nicht erwiedern.

— Was giebts? fragte er ihn trocken.

Náczi beugte sich herab und flüsterte ihm zu:

— Ich komme mit einem Briefchen von Frau von Doboky.

— Später, — jetzt haben wir Wichtigeres zu thun.

— Lieber Freund, opfere doch nur einen Augenblick. 'S ist ja auch eine Frage über Leben und Tod. Du weißt es ja, — was?

Der Vicegespan übernahm den Brief, um dieses zudringlichen Menschen nur los zu werden.

— So les' ihn doch.

Auch diesen Wunsch erfüllte Lippay. In einem Moment hatte er das Schreiben durchflogen; indessen Vetter Náczi ihm neugierig ins Gesicht sah.

In den festen, strengen Gesichtszügen des Vicegespans war keine Bewegung zu bemerken.

Der Brief enthielt Folgendes:

„Sprechen Sie heute ein Todesurtheil aus, so senden Sie mir meinen Verlobungsring zurück; eine Hand, die mit Menschenblut befleckt ist, kann ich vor dem Altare Gottes nicht annehmen. D.“

Der Vicegespan zog hierauf ganz kaltblütig einen kleinen goldenen Reif vom Finger und überreichte ihn dem Liebesboten.

— Tessék.*) — Und jetzt zur Sache.

Vetter Náczi entfernte sich ganz verblüfft und kratzte sich das kahle Haupt. Ein furchtbarer Mensch, dieser Vicegespan!

Jetzt wurden die Thüren geschlossen, und außer den Richtern, entfernten sich alle. Das Gericht saß noch lange beisammen und man hörte nur das leise Gespräch der Beisitzer. Endlich ertönte die feste, markige Stimme des Vicegespans; und es schien, als ob er etwas in die Feder dictirte.

In diesen Momenten der Ruhe stürzte plötzlich der Advokat Krénfy's in den Vorsaal und verlangte augenblicklich

*) „Belieben Sie.“

hineingelassen zu werden. Er hielt ein großes, versiegeltes Schreiben in der Hand.

Man suchte ihm begreiflich zu machen, daß er nicht hineingelassen werden könne, indem das Gericht eben ein Urtheil fälle.

Aber der Advokat war ein halsstarriger Mensch und fing mit den Wachen zu zanken und an die Thüre zu klopfen an.

Einige Minuten darauf befahl der Vicegespan die Thüre aufzumachen.

Der Advokat stürzte in den Saal.

— Meine Herren! Einen Befehl bring' ich hier, — und er hielt das Schreiben vor dem Vicegespan hin, — Krénfy kann sich auf freiem Fuße vertheidigen.

Der Vicegespan sah ihn ruhig an. Er hielt ein kleines, weißes Stäbchen in der Hand.

— Zu spät, das Urtheil ist gefällt. Bei Gott ist Gnade!

Damit brach er das Stäbchen entzwei und warf es auf den Tisch.

Der Advokat suchte noch nach Worten zur Einsprache gegen diese tollkühne Zurückweisung, indessen sich der Vicegespan von seinem Sitze erhob und mit voller, kräftiger Stimme, daß man es auch im Vorsaal hören konnte, ausrief:

— Vor Gericht giebt es keine mächtigen Herren: den reichen Sünder trifft dasselbe Richtschwert, welches den Straßenräuber. Wir haben über den Verbrecher geurtheilt und erwarten dereinst vor Gott ruhig unser Urtheil.

Und die Mitglieder des Gerichts standen alle eines Willens auf und sagten einstimmig „Amen!“

Der Vicegespan aber drückte das Siegel auf das Urtheil.

Dieses felsenfeste Herz konnte weder der Dämon des Geldes, noch der Genius der Liebe, noch alle schrecklichen Bilder der Furcht je erschüttern!

15. Was auf der Stirne geschrieben steht...

Es giebt einen entsetzlichen Gedanken, welchen die Menschen so leicht und sorglos aussprechen, wie die gleichgiltigste Nachricht oder Neuigkeit, die man einander mitzutheilen pflegt.

Oft hört man, ja selbst in Zeitungen kann man es lesen: dieser oder jener unserer Bekannten, den wir als einen gescheidten, vorzüglichen Menschen verehren, irgend ein Gelehrter von allgemeinem Rufe, oder ein renommirter Dichter, eine berühmte Künstlerin, oder das Mitglied einer allgemein geachteten Familie, wandle den finstern Pfad, den man — Wahnsinn nennt.

Entsetzlich!

Es auszusprechen, daß dieser Mensch wahnsinnig werden wird; daß es ihm schon auf der Stirne geschrieben steht, daß er wahnsinnig werden muß, daß man dies in seinen Augen, in seinen Gesichtszügen lesen

kann, und eine Beklemmung, einen Druck im Herzen fühlt, wenn man ihn spricht, ihn nur von weitem sieht!

Jetzt ist er nur erst auf dem Wege dahin; noch zerreißt er seine Kleider nicht, noch sucht er nicht eine Art des Selbstmordes, er tobt noch nicht, bricht noch nicht in Wuth und Raserei aus; . . . aber er schweigt schon und merkt auf; er ahnt es, daß er manchmal nicht klar, deutlich und zusammenhängend spreche, und er sucht den Widerstreit seiner Gedanken und Gefühle vor Andern zu verbergen; er sitzt noch ruhig in der Kirche neben ehrwürdigen Greisen und Matronen, wagt sie aber nicht mehr anzublicken, denn er fühlt, daß etwas anderes, als er selbst, was innerhalb seiner Seele wohnt, ihn antreibt, ja zwingt, zu lachen während der andächtigsten, salbungvollsten Rede, und den ehrwürdigen Alten hier an seiner Seite, an der Gurgel zu fassen mit dieser Hand, deren Kraft er nicht zu widerstehen vermag . . .

Und das alles steht ihm schon auf der Stirne geschrieben . . .

Umsonst verbirgt er es, umsonst drückt er die Augen zu; umsonst schweigt er, . . . die Menschen wissen es, haben es erkannt, sprechen davon, lassen es in die Zeitungen drucken. Alle Welt weiß, daß er den Verstand verliert, daß er wahnsinnig wird.

Der Wahnsinn ist ein furchtbares Ungeheuer, das anfangs nur wie ein Schatten den Schritten seines Opfers folgt, ihm bald winzig klein erscheint, den Gegner zu kleinen Streiten reizt, sich bald niederkämpfen läßt, bald wieder neu ersteht, seine Krallen in die Seele bohrt und mit dem

Arm das Herz zu erdrücken sucht, daß man ihm nicht entkommen könne; es treibt und jagt, und glaubt sein Opfer sich vor ihm geflüchtet, gerettet zu haben, so steht es wieder plötzlich vor ihm und grinst ihm ins Gesicht, und spricht wieder die Worte und Gedanken aus, die die Seele nicht zu ertragen vermag, die sie vergessen möchte, ewig, ewig...

Dem einen flüstert es zu: Verfluche Gott in Deinem Innern.

Dem andern: daß er bis dreizehn zählen und erzittern soll, wenn er eben bei dieser Zahl angesprochen wird.

Der betrogenen Braut lispelt es immer nur die Worte ins Ohr, die ihr der treulose Geliebte vorsagte; dem kummervollen Familienvater die trostlosen Tage des Elends, den unvermeidlichen Hungertod; dem Dichter seine versiegende Kraft, das Zerrinnen seiner Ideale, Hoffnungen und Wünsche; dem forschenden Gelehrten das unbeugsame Paradoxon...

Und so sinkt er von Stufe zu Stufe herab; verstörten Angesichts erblickt man ihn auf der Straße, wie er neben seinen Bekannten furchtsam vorbeihuscht; wie er aus hohen Fenstern, und in tiefe Gewässer sehnenden Blickes hinabsieht, wie er mit polirten Messern, mit geladenen Pistolen heiter lächelnd spielt... Man sieht, wie die Leute darüber die Köpfe zusammenstecken und unwillkürlich von Schauder ergriffen werden: „'S ist ein Narr, — der wird nächstens wahnsinnig..." Und sie denken nicht daran, das sie da etwas furchtbares gesagt haben!

Diese wunderbaren, unheimlichen Züge waren noch auf

keiner schöneren Stirne zu leseu, als auf jener der armen, gebeugten Cynthia.

Der Dämon des Wahnsinns scheint mit Lust und Vorliebe zu verfolgen, was schön, was kräftig ist, was Trotz und Widerstand zu bieten vermag.

Cynthia hatte seit ihrer Kindheit viel gelitten. Es gab Augenblicke, in welchen ihre Umgebung sagte, sie betrage sich wie eine Wahnsinnige.

Der Gemüthszustand ihrer Mutter, die viele und schwere Leiden ausstand, als sie Cynthia unter ihrem Herzen trug, mochte auf das Nervensystem des Mädchens mit eingewirkt haben.

Die fortwährende Spannung und Angst, die sie wegen des tödtlichen Hasses und der Zweikämpfe zwischen ihrem Bruder und dem Geliebten, folterte, verlieh ihrem Aeußern eine unglaubliche Kälte, die schon an und für sich einem dumpfen Hinbrüten glich; sie schwieg, wenn andere lachten, und weder Freude noch Schmerz konnte sie aus ihrem tiefen Nachsinnen wach rufen.

Die Entschlüsse, die sie in der zu Maróth zugebrachten Nacht gefaßt hatte, waren nur mehr die Zuckungen einer von inneren Krämpfen abgespannten Seele.

Die Entdeckung ihres Geheimnisses und das grausame Auftreten des Grafen gegen seine Tochter, erschütterten ihr Gemüth noch mehr, und wenn die bald darauf erfolgte entsetzliche Anklage das schwankende Licht der Vernunft in ihr nicht gleich auslöschte, so zeugt dies von der Seelen-

kraft, welche ihr die Natur mit verschwenderischer Hand verlieh.

Lange Zeit danach wandelte sie den schmalen Pfad, der sich an dem Abgrund hinzieht, weit, weit, oft bis zum stillen Grabe. Dieser schmale Pfad ist die Melancholie. Nur einer Berührung, nur eines Fehltrittes bedarf es noch, und sie wird von tödtlichem Schwindel ergriffen . . . und stürzt in die Tiefe . . .

Als Robert und Illés vor ihren Augen im Garten zusammentrafen: . . . war dies der schauerliche Abgrund, der sich vor ihren Augen aufthat . . .

Dieses Ereigniß blieb zwar für den Moment ohne alle Folgen; aber so oft es ihr einfiel, erlitt sie einen heftigen Fieberanfall, und nichts konnte ihr dann die Erinnerung aus dem Kopfe schlagen.

Dem vor dem Gerichte ausgestandenen Schrecken vermochte die ungewöhnliche herzliche Theilnahme ihres Bruders kaum das Gegengewicht zu halten, und daß sie mit gesunder Vernunft diese Qualen ertrug, ist nur ihrer Umgebung zu verdanken. Das freundliche, heitere, sonnige Gemüth Irenens, und Fenyéry's offene, kraftvolle Seele wirkten auf Cynthia mächtig ein.

Zu Hause ließ man ihr über diese Wahrnehmung natürlich nichts merken, und aus diesem Grunde blieb Fenyéry mit seiner Familie auch über den Herbst draußen auf seinem Landgute, damit eine unbedachtsame Visite mit einem Worte nicht etwa alles verderbe.

Aber nach dem letzten Verhör, bei welchem sich Cynthia

schon so benahm, wie ein Mensch, der schon ein halber Narr ist, war sie es selbst, die diese Sache jeden Augenblick zur Sprache brachte. Sie liebte es, sich darüber in einen Streit einzulassen.

Cynthia betrachtete die Sache von dem Gesichtspunkte aus, daß die Richter durchaus unrecht handeln, indem sie Krénky wegen des an dem Grafen Stephan Brenóczy verübten Mordes zum Tode verurtheilen, weil ja nicht Krénky, sondern sie selbst mit eigener Hand dem Grafen das Gift gereicht habe. Sie allein sei also der Mörder.

In vielen schlaflosen Nächten flüsterte ihr jener nicht abzuwehrende Dämon diesen Satz ins Ohr; sie hätte sich flüchten, ihr Herz durchbohren mögen . . . Jetzt spricht sie gern und eifrig von dieser Sache, bringt ihre Freundin Irene in Bestürzung damit, und streitet darüber mit Fenyéry gleich einem Manne.

Eines Tages besuchte eine alte sanfte Dame die Fenyéry'sche Familie, und als sie Cynthia erblickte, hielt sie's für Pflicht, ihr Glück zu wünschen, daß sie von den fürchterlichen Bedrohungen und Verdächtigungen Krénky's befreit sei, — sie glaubte sie damit trösten zu können, daß sie ihr erzählte, Krénky werde den Lohn seiner ruchlosen That erhalten, denn seine Beschützer seien schon in Wien gewesen, ohne ein Rettungsmittel für ihn erwirken zu können. Die Hofkanzlei habe Lippay und dem Gerichtshof nicht nur keinen Verweis ertheilt, daß sie den „Befehl" bei Seite legten, sondern sie vielmehr ihrer beispielvollen Strenge und

Gerechtigkeit wegen belobt und das Urtheil bestätigt, das nunmehr bald vollzogen werden wird.

Die gesprächige Frau sagte auch das noch ganz im Vertrauen, daß wegen der Verwerfung des Urtheils Frau von Doboky sich selbst nach Wien bemüht und dort alles in Bewegung gesetzt habe; indem sie sich äußerte, sie könne den Gedanken nicht ertragen, daß ein Mann, den sie so innig liebt, der gesetzliche Mörder eines seiner Mitmenschen werden soll. Frau von Doboky glaube vielleicht noch immer, man wisse nichts von den splendiden Geschenken, mit welchen Krénky's Vertheidiger sich bei ihr einstellten. Als sie aber sah, daß sie an der Sache nichts ändern könne, ja, der Vicegespan durch seine bewiesene Strenge neue Lorbeeren geerntet habe, und er dafür auch in Wien sehr belobt wurde, bereute sie, was sie gethan, und wollte jetzt großmüthig erscheinen. Sie schickte den Vetter Náczi mit einem Schreiben, in welchem der zurückverlangte Verlobungsring eingeschlossen war, zu Lippay; dieser wollte den Brief nicht einmal öffnen. Vetter Náczi, der bis auf ein Haar wußte, was in dem Brief geschrieben steht (denn der Lohn dieses Postillions ist der, daß er früher jeden Brief durchliest), bat den Vicegespan ganz sonderlich, er möge den Brief doch lesen, denn Frau von Doboky erkläre darin: sie sei bereit das Geschehene zu vergessen und wolle dem Manne großmüthig verzeihen, der im Stande war, die erste Bitte seiner Braut abzuschlagen; sie werde zu Gott beten, er möge Lippay verzeihen, was er gegen die Menschheit verbrochen habe. Lippay dankte außerordentlich für diese Güte, und schrieb

auf die Rückseite des Briefes „trop tard." Vetter Náczi kennt die Bedeutung dieser historischen Worte nicht, denn sonst hätte er den Brief Frau von Doboky sicherlich nicht zurückgetragen, die, als sie dieses Motto erblickte, gleich in seiner Gegenwart ohnmächtig wurde.

Der Vicegespan heiratet nicht. Statt diesem ist er um eine Anecdote reicher geworden.

Cynthia sagte kein Wort zu diesem Gerede; als sich aber die sprachselige alte Frau entfernte, flüsterte sie Irene zu, sie müsse jedenfalls noch heute mit dem Vicegespan sprechen.

Lippay wurde hierüber in Kenntniß gesetzt, und er war artig genug, Nachmittag in dem Waldhäuschen zu erscheinen.

In dem Gesichte des guten alten Herrn war keine Spur des vorübergezogenen Gewitters zu bemerken, er war der alte, heitere, an Anecdoten unerschöpfliche Táblabiró, mit dem sich niemand in ein ernsteres Gespräch einlassen kann.

Cynthia's erstes Wort war: was mit Krénfy geschehen werde?

— Bizony, liebe Gräfin, mit dem geschieht etwas, von dem der Zigeuner einmal sagte, daß er es nie ausstehen werde.

— Man wird ihn hinrichten? fragte Cynthia.

— Nur ein wenig, tröstete sie Lippay.

Cynthia machte einen Schritt zurück. Nichts kehrt ein gestörtes Gemüth so leicht um, als wenn jemand Witze macht, und den Sophismen eines Narren noch buntere entgegen zu setzen weiß.

— Aber mein Herr, nicht Krénfy ist der Mörder, son-

dern i ch, ich allein. Ich selbst habe meinem Vater das Gift gereicht.

Lippay wußte sehr gut zu lesen, was auf der Stirne geschrieben steht.

Er behielt seine ganze Ruhe.

— Streng genommen steht eigentlich zum Verbrechen am nächsten der Löffel, welcher das Gift darreichte; es bleibt aber immer eine unentschiedene Frage, wie die des Recruten vor der Schlacht, der sich bei seinem alten Korporal erkundigte: „was denn eigentlich gefährlicher sei: das Gewehr oder die Kugel?"

Cynthia lachte über die spaßige Antwort; es war das erste Lachen seit Monaten. Sie schien sich selbst darüber zu wundern.

Der Vicegespan hatte für sie nur Laune und Scherz; er ließ die Frage nicht zum Streite kommen, rückte immer wieder mit Anecdoten heran, und heiterte endlich Cynthia ganz auf; er meinte, der Prozeß werde sich noch sehr in die Länge ziehen, bis dahin könne man noch viel darüber streiten; und unzählige Advokaten werden noch grau und kahl darüber werden.

Als Lippay vom Hause sich entfernte, begleitete ihn Irene durch den Garten.

— Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind: Ihre heitere Laune ist ein wahrer Balsam für Cynthia.

— Ich weiß für sie noch einen besseren Arzt, als ich einer bin, sagte der Vicegespan.

Irene bat ihn, diesen zu nennen.

— Lassen Sie Leonore herkommen. Auf Ihr Ansuchen verläßt sie auf eine Zeit ihren Posten in Pest ganz sicher. Diese Dame disputirt uns in zwei Wochen den Verstand Cynthia's so zurecht, als hätte ihr nie etwas gefehlt. Ich steh' Ihnen gut dafür.

Irene lachte anfangs über diesen Einfall. Als aber der Vicegespan fort war, schrieb sie sogleich an Leonore, die damals einem Mädcheninstitut in Pest als Leiterin vorstand, — mit großer Sachkenntniß und Lebensphilosophie.

---

16. Das Wiedersehen.

Die zugestandene Frist war abgelaufen. Pünktlich, wie der Tod, erschien Graf Illés auf der Station zwischen Bayonne und Paris.

Zwei junge Magnaten, die Robert Tarnóczy ebenso gut kannten, wie den Grafen, kamen mit dem Letzteren als Zeugen. Schon früh Morgens, vor dem Eintreffen des ersten Zuges, erwarteten sie den Gegner.

Dieser erschien mit diesem Zuge nicht.

Die Herren ließen sich im Bahnhofe ein Zimmer aufsperren, von wo aus sie jeden neuen ankommenden Zug sehen konnten.

Graf Illés fragte seine Gefährten: was sie glauben: ob Robert kommen werde oder nicht?

Einer sagte Ja, der andere verneinte die Frage. Man ging eine Wette ein.

Illés theilte seinen Plan mit, den er sich für den Fall ausgedacht hatte, wenn Robert Wort hält, und an diesem Orte erscheint.

In diesem Falle ist er ein Mann von Ehre.

Man wird die Pistolen nehmen und in das nahe Wäldchen spazieren.

Illés wird auf dem Wege dahin seine Geschicklichkeit im Schießen an ein paar in die Höhe geworfenen Baumblättern zum Besten geben.

Die Secundanten bestimmen die Standpunkte, und laden die Waffen vor Aller Augen.

Die Duellanten stellen sich auf ihre Plätze; einer der Secundanten giebt mit der Hand das Zeichen.

Jetzt wird Illés seine Pistole in die Höhe heben, auf Roberts Herz zielen, und ihn fragen:

„Sagen Sie auch jetzt noch, daß Sie meine Schwester lieben?“

„Ja.“

„Wollen Sie ihr in diesem Augenblicke entsagen.“

„Nein.“

Graf Illés wird darauf seine Pistole wegwerfen.

„Nun, wenn Sie ihr nicht entsagen wollen, so — reisen Sie nach Hause und heirathen Sie sie in Gottes Namen, und seien Sie glücklich.“

Damit reichen sie einander die Hände, umarmen sich und feiern die Verwandschaft im nächsten Gasthofe unter dem Krachen des Champagners.

Das wird eine lustige Scene werden, um welche Illés alle Sonderlinge Albions beneiden werden.

Arme Cynthia! Endlich wird sie doch auch glücklich werden — nach menschlichen Begriffen . . .

. . . Die Herren warteten bis Mittag, bis Nachmittag, sahen jedem, der den Waggon verließ, scharf ins Gesicht, als ob sie Agenten der geheimen Polizei wären; aber Robert erschien nicht.

Einer der Herren, der die Wette einging, Robert werde nicht kommen, rühmte sich schon seines Sieges und zog seine Kameraden ihrer Leichtgläubigkeit wegen auf.

Illés wollte diesen möglichen Fall überhaupt nicht zugeben. Er kenne Robert, und dieser werde nicht ausbleiben.

„Ah, freilich, — spottete sein Secundant, — er ist froh, daß er einmal davongekommen ist. Es war eine Thorheit von Dir, ihn auszulassen, wenn Du ihn einmal gefangen hattest. Jetzt kannst Du ihn wieder suchen. Den lassen die Weiber nicht fort."

Illés wurde blaß vor Zorn, wenn er daran dachte, daß das in der That möglich sei.

Es schmerzte ihn, seinen cynischen Menschenhaß einmal in seinem Leben abgestreift zu haben; einmal wollte er sein Inneres Jemandem offenbaren und gerade damals war dieser ein elender, nichtswürdiger Mensch.

Es wurde schon finster; nur ein Zug war noch zurück; der Stationsbeamte versicherte die Herren, außer diesem einen Train werde heute keiner mehr kommen.

Illés hielt es im Zimmer nicht mehr aus, er ging unruhig an der Bahn auf und ab.

Endlich kam der letzte Zug, der mit seinen rothen Augen unheimlich in die Nacht hineinleuchtete; das Brausen und Sausen und Knistern wurde immer hörbarer, und in einigen Minuten stand das keuchende Ungeheuer im Bahnhofe. Einen Moment darauf taumelten von allen Seiten die eingewickelten und bepackten Reisenden hervor und eilten dem Wartsaale zu.

Illés ging auf jeden der mit dem Zuge angekommenen Herren los. Der nicht auffallend die sichtbaren Zeichen des Unterschiedes an sich trug, der nur ein wenig Aehnlichkeit mit Robert hatte, mußte die hartnäckigste Prüfung bestehen.

Auch der letzte Reisende entfernte sich. Die Pfeife der Locomotive ertönte, einen Augenblick nachher brauste der Zug weiter. Illés stand allein in der Thüre der Station.

Er sah sich noch einige Mal um, als könnte er der Finsterniß keinen Glauben schenken und als müsse noch Jemand hervortreten, der unbegreiflicher Weise der Letzte war.

Aber es erschien Niemand.

Illés trat zitternd vor Wuth in das Zimmer, wo seine Kollegen ihn erwarteten.

— Robert Tarnóczy ist ein elender Schurke! rief er fast weinend.

In diesem Momente trat ein Bahndiener ins Zimmer und erkundigte sich nach dem Grafen Illés Brenóczy. Er brachte für ihn zwei, an den Stationsbeamten adressirte, Schreiben.

Illés erkannte an einem sogleich Roberts Handschrift, und brach es racheschnaubend auf.

Seine Kollegen wunderten sich, daß bei dem Durchlesen desselben das Gesicht Illés immer sanfter werde; in seinen Augen erglänzte eine schwere, durchsichtige Flüssigkeit, die endlich an seinen Wangen herabrollte. Gewöhnliche Menschen nennen es „Thränen."

Jetzt wandte er sich ergriffen an seine Gefährten und sagte ihnen mit zitternder Stimme:

— Ich wünsche, meine Herren, daß Sie in allen Kreisen, wo davon die Rede sein wird, erklären: Robert Tarnóczy sei bis ans Ende ein braver, edler, ritterlicher Mann gewesen.

Er überreichte den Brief einem der Herren und ersuchte ihn, denselben laut vorzulesen.

Der Brief war mit schöner, ruhiger Hand geschrieben.

„Geehrter Herr Graf. Ich glaube, daß ich mit Ihnen in dieser Welt nicht mehr zusammentreffen werde. Das Halbjahr, welches Sie mir schenkten, habe ich nützlich zugebracht. Ich habe die meinem Namen zugefügten Verläumdungen widerlegt und die falschen Schuldbriefe vernichtet, mit welchen man das Eigenthum meiner Schwester raubte; es fehlen noch einige Tage von dem bestimmten Termin, und ich bin mit allem, was ich zu vollbringen hatte, fertig. Gestern hörte ich von meiner Schwester, Cynthia sei wahnsinnig geworden. Es ist kein Zweifel mehr übrig. Sie werden einsehen, daß ich keine Ursache mehr habe, nach Frankreich zu reisen. Ich erkenne ihr Recht, mich um-

zubringen, an, und habe nicht die Absicht, mich gegen Sie zu vertheidigen. Zu derselben Zeit, als Sie an dem bestimmten Orte meiner warten, werde ich das Werk schon vollbracht haben, dessentwegen wir uns hätten treffen sollen. Ich werde so gut zielen, als würden Sie selbst mir die Pistole entgegenhalten. Schießen Sie Ihre Waffe in die Luft, und seien Sie versichert, daß Sie das Ziel getroffen haben. Gott mit Ihnen. Verzeihen Sie mir, was ich Ihnen Leides gethan habe. Ihr Tarnóczy."

Illés las unterdessen das andere Schreiben. Es war von Fenyéry, der dem Grafen die traurige Doppelbotschaft und den Willen seines Anverwandten mittheilte, den Brief an den Grafen Illés Br enóczy abzuschicken.

Und Illés, der kalte, herzlose Mann, verbarg sich das Gesicht in seine Hände und weinte dort vor Bekannten und Fremden laut und bitterlich.

Arme, arme Cynthia!

17. Die Raben, die Wölfe.

Der Schnee bedeckte dieses Jahres früher als gewöhnlich die Kallósfalvaer Felder. Die Sänger des Waldes: die Raben, die Wölfe besuchten schon Anfangs Oktober die verfallenden Hütten Klein-Amsterdam's.

Der Frost, welcher den Raben aus seinem Neste schreckt; das Unwetter, welches den Wolf aus seinem Verstecke lockt und ihn antreibt, die Nähe menschlicher Wohnungen aufzusuchen, rief auch ein a n d e r e s wildes Thier aus dem Walde hervor; einen alten, unheilverkündenden Raben, einen in seiner Einsamkeit wüthend gewordenen Wolf, einen alten, unverbesserlichen Mörder, der seit Monaten von einem Wald in den andern wanderte, mit Wölfen und Raben sein trauriges Asyl theilend.

Dort, in demselben Dickicht wohnte er mit ihnen. Er litt Hunger und Kälte, wie diese wilden Thiere. Und vielleicht

auch noch etwas schlimmeres als den Hunger, was der Wolf nicht fühlt, wenn er seinen blutigen Rachen ableckt: die drückende Erinnerung an das Blut nach dem Fraße.

Zwei Feinde, der Sturm und der Hunger jagen das wilde Thier auf die Landstraße, — Hunger und Sturm und — die schweren Gedanken der Seele treiben den Vagabunden gegen eine menschliche Wohnung.

Des Nachts mied er die bekannten Dörfer, — wie der Wolf; schlich sich bis zum letzten Hause und kroch von hier wieder zurück.

Im Hofe des rothen Hauses schlugen die Hunde an, wenn er sich demselben näherte. Die verspüren etwas. Nie wagte er sich ganz in die Nähe desselben. Und er hätte doch so gern gewußt, warum der Schlot dieses Hauses jetzt keinen Rauch mehr auswirft? Warum die Fenster desselben nicht mehr so erleuchtet sind, wie sonst?

Von dieser Seite traute er sich nicht ins Dorf zu kommen. Er machte einen Umweg, um auf die andere Seite zu gelangen.

Hier lagen zerstreut die Lehmhütten der Kallósfalvaer. Er erkannte die Hütte des alten Sztropkó Mihály, schlich sich hin, lugte zum Fenster hinein und sah, wie der alte Mann auch jetzt beim Herde saß und Körbe flocht.— Wahrlich, in einem Alter von hundert Jahren und darüber, flechten wenige Menschen mehr Körbe!

Dreimal legte er die Hand an die Klinke und trat im-

mer wieder zurück; endlich entschloß er sich und machte die Thüre auf.

Der alte, schwache Sztropkó Mihály war allein; er brauchte ihn nicht zu fürchten.

Als Sztropkó bei dem Lichte des Herdfeuers den Vagabunden erkannte, erschrack er keineswegs, sondern sagte ihm einen „guten Abend“ und ersuchte ihn, sich neben dem Herde zu setzen.

Der scheue Blick des Mörders schweifte unstet im Zimmer umher. Endlich setzte er sich auf einen kleinen Holzschemmel ans Feuer und fing an, seine Hände zu wärmen.

— Woher denn, mein Sohn Márton? fragte ihn der alte Sztropkó, seine Arbeit fortsetzend.

— Aus dem Walde, aus dem Dickicht, erwiederte dieser mit heiserer Stimme.

Der alte Mann schüttelte das Haupt.

— Seitdem bist Du immer draußen?

— Ja.

— Bist hungrig, nicht wahr?

— Ich glaube, ich bin es. Ich habe schon lange nichts gegessen.

— Hier hast Du Brot.

Der Vagabund nahm und aß es mit einem Heißhunger.

— Du hast ein schönes, weißes Brot.

— Meine kleine Enkelin bringt es vom Herrn Fiskal, der in Tarnóczfalva das gute Fräulein geheirathet hat, Die halten mich aus. Sie hätten mich auch ganz zu sich

genommen; aber ich bleib' lieber zu Hause, so lang ich noch zu leben hab'.

Fast erröthend, wagte der alte Mörder die Frage:

— Nun, und der Fiskal und seine Frau, das gute Fräulein, wie geht es ihnen?

— Denen geht's gut, Márton. Sie haben ihre Güter in Tarnócz und Fenyér nach dem Tode des Schwarzmäuligen wieder zurückbekommen.

— Was? schrie der Vagabund, die Augen aufreißend, — Krénfy ist todt?

— Ob er todt ist? Weißt Du nicht einmal das? — Der ist gestorben, und zwar sehr gegen seinen Willen.

— Gegen seinen Willen?

— Du weißt also sehr viel nicht, Márton, was in der Welt geschieht; jetzt glaub' ich's, daß Du immer im Wald warst; denn das weiß jedes Kind in der Gegend.

— Erzähle.

— Jaj, Márton, das war ein schlechter Mensch. Der hat nicht nur uns gemartert, sondern auch in die Schüssel der großen Herren hineingegriffen. Falsche Briefe hat er geschrieben, Gift hat er gemischt und den alten Grafen Brenóczy umgebracht.

In seinem Erstaunen schlug der Vagabund mit seinem Stocke auf die Erde.

— Und dann, und dann? Was ist aus ihm geworden? drängte er ungeduldig.

— Was aus ihm geworden ist? Die Sache ist aufge-

kommen; sechs bewaffnete Panduren holten ihn ab, schlugen ihn in Eisen und brachten ihn so ins Komitathaus.

— In Eisen haben sie ihn geschlagen? rief Márton und seine Augen sprühten Feuer. In Eisen haben sie ihn geschlagen, wie einen gewöhnlichen Missethäter? In Eisen?

— Tausendmal Tausend Gulden hat der reiche Herr den Richtern versprochen, wenn sie ihn begnadigen. Weißt Du Márton, was das ist tausendmal Tausend Gulden? Aber der Vicegespan sagte ihm: Du wirst sterben! Und niemand wollte die tausendmal Tausend Gulden haben.

— Und er ist gestorben? Gestorben? Ist umgebracht worden?

— Ich hab' ihn auch sterben gesehen. Eine Menge Volk's war da, das von weit und breit heranzog, um das zu sehen. Ich bin dort gestanden, ganz nahe bei ihm gestanden.

— Du warst dort? Hast es mit Deinen eigenen Augen gesehen? Du hast das nicht geträumt?

— Mit meinen eigenen Augen hab' ich zugesehen bis zu Ende; wie sie ihn hinführten, halbtodt vom Wagen herabnahmen, wie sie ihm die Augen zugebunden, und auf einen niedern Sessel ohne Lehn' gesetzt haben, wie sich der Scharfrichter herabneigte, seinen Rock auszog und aus einem Futteral das zweischneidige Schwert herausnahm, und wie das Blut in drei Bogen hoch aufspritzte und der Kopf drei Schritt weit hinrollte, und als er stehen blieb, noch zweimal die Augen aufmachte, als wollt' er das Volk erschrecken.

Der Mörder sah dem Alten, der ihm die blutige Scene so lebendig zu erzählen wußte, stier und wild in's Auge.

— Und bist Du gewiß, daß er's war? Der reiche Mann, den sie geköpft haben, ist nicht vielleicht ein anderer verurtheilter Räuber oder Mordbrenner, dem das Leben wohlfeil ist, dem sie seine Kleider anzogen, um das Volk zum Narren zu haben? Was?

— Bizony, lieber Márton, es war Krénfy selbst. Das ist so gewiß, wie daß Du's nicht warst. Verurtheilt, geköpft haben sie ihn. Nirgends hat er Gnade gefunden.

Der alte Mörder stand brummend von seinem Sitze auf.

— Hm, hm, Mihály, das ist eine große, eine schwere Sache. Das ist was anders, ganz was anders. Hast Du's nicht gehört, hat man mich stark gesucht?

— Bei mir hat Dich niemand gesucht, Márton.

— Was glaubst Du, Mihály, wenn sie mich erwischen, — nicht wahr, sie würden mich nicht einsperren, sondern hinrichten?

— Bizony, Márton, ich glaub' es selbst.

— Mihály, hast Du nicht gehört, haben sie auf meinen Kopf einen Preis gesetzt?

— Was? fragte der Alte, wie jemand, der die Frage nicht verstehen will.

— Nu, wie sie einen Preis aussetzen auf Raben, Wölfe, die Schaden machen; der so und so viel bringt, kriegt einen, zwei Gulden? Was kriegt denn der, der mich erwischt? Zehn, — zwanzig Gulden, — vielleicht auch fünfzig? Was?

— 'S kann sein . . .

— Mihály, sagte der Mörder nach einer Weile. Fange mich.

— Ich, mein Sohn? Bin froh, wenn ich selber auf den Füßen stehen kann, und mich keiner zu fangen braucht. Was red'st Du denn da?

— Weißt Mihály, der Fall hat mich ganz verwirrt gemacht. Wenn die Hand der Gerechtigkeit einen so großen Herrn erreicht hat, — was soll dann ein so armer, herrenloser Hund, wie ich, in den Wäldern herumirren, — was? Der hat gemordet und sie haben ihn hingerichtet; ich hab' auch einen Mord begangen: ist es nicht in der Ordnung, daß sie auch mich hinrichten?

Mihály antwortete nicht, sondern schüttelte nur das Haupt.

Der Vagabund setzte seine Fragen in leiserem Tone fort.

— 'S kommen da viel Leute zusammen, nicht wahr? Die Richter erzählen dem Volk, warum einer bestraft wird? Und sie reden dann so gescheidt und belehren die Leute? Auch ein Geistlicher kommt hin, und spricht von der andern Welt und von Gott und seiner Barmherzigkeit? Der Verurtheilte sagt ihm, was er verbrochen . . . und sein Herz wird dadurch erleichtert? Sie sagen dann: „Gott sei seiner armen Seele gnädig.“ Und es wird gebetet, wenn er stirbt? Wie?

— Ja, ja, — sagte der Alte.

— Mihály, Mihály, setzte der Mörder fort, thu' mir den

Gefallen; aus alter Freundschaft, — nicht für die fünfzig Gulden, die Du bekommst, — sondern aus Liebe zu mir; führ' mich in die Stadt, gleich jetzt; Du kannst schon so weit gehen, und Dich auf dem Weg auf mich stützen. Ich könnte selber hingehen, aber — schau', ich hab den Muth nicht dazu. Vertief' ich mich allein wieder in den Wald, so trau' ich mich wieder nicht heraus. Aber Du wirst mich aneifern auf dem Weg, und führst mich bis ins Komitathaus, nicht wahr Mihály, Du thust das?

Aber der Alte schüttelte nur den Kopf, und antwortete nichts. — Er meinte endlich, es sei schon spät und der Weg verschneit; sie könnten sich verirren. Márton soll die Nacht lieber hier schlafen; in der Früh könne man über die Sache schon reden.

— Und fürchtest Du Dich nicht, mit mir über Nacht in einem Haus zu schlafen? fragte Márton, dem das Fürchterliche an ihm gewissermaßen zu gefallen schien.

— Seit hundert und fünf Jahren leg' ich jede Nacht mein Haupt in Gottes Hände; er weiß es, wann ich nicht mehr erwachen soll, — sagte der Alte mit ruhiger Stimme, und bereitete aus Moos ein Lager für seinen wunderlichen Gast. — Beide legten sich nun nieder.

Die Glut des erlöschenden Feuers erleuchtete noch eine Weile die kleine Stube; und die zwei Alten sprachen noch so Manches mit einander. Der Mörder ließ sich lang und umständlich all' die Scenen erzählen, die den Uebergang einer armen, verlornen Seele in die andere Welt bilden.

. . . .

Der Mörder schlief lang auf dem weichen Moosbette. An eine solche Bequemlichkeit war sein Körper nicht gewohnt; das Rauschen des dürren Laubes, das heisere Krächzen der Raben und der sich an das Gesicht legende, beißende Reif pflegten ihn zu wecken. Die Sonne schien bereits durch das Fenster der Hütte, als er die Augen öffnete.

Sein Wirth trug ihm Speise und Trank an; aber er wollte nichts, nur ein wenig Wasser, um sich zu waschen.

Er hatte das schon lange nicht gethan.

— Und jetzt gehen wir, sagte er zu Mihály, als er mit dem Ankleiden fertig war.

— Du willst Dich also wirklich angeben?

— Thu' ich nicht recht? — Nicht wahr, ja? So hat's doch einmal ein Ende.

Mihály warf seine Szür auf die Schulter, nahm den Stock und begleitete seinen unheimlichen Gast auf dem verschneiten Weg. Der Vagabund meinte, der Alte soll sich nur auf seinen Arm stützen, wenn er müde wird.

Als sie durch den Wald gingen, wurden sie plötzlich durch ein fürchterliches Wehgeschrei aufgehalten. Von dem Wegrande sprang eine Bäuerin hervor, die so erschrocken war und in ihrer Angst so schnell lief, daß sie die beiden Männer gar nicht sah, bis sie der alte Sztropkó anredete.

Jetzt aber stürzte das Weib zu ihnen und fiel auf die Knie, indem es vor Angst kaum ein verständliches Wort sprechen konnte, und endlich nur ausrief: „Der Wolf, der wüthende Wolf!“

Ein wüthender Wolf versetzte schon seit Wochen die ganze Gegend in Schrecken. Das grimmige Thier drang bei hellem Tage in die Dörfer und fiel die aus der Kirche kommenden Leute an, und lief wieder in den Wald. Man konnte seiner nicht habhaft werden; umsonst wurde eine Treibjagd abgehalten, das wüthende Thier fiel selbst den bewaffneten Jäger an. Das Komitat setzte einen bedeutenden Preis auf den Pelz dieses Thieres.

Die zitternde Bäuerin vermochte es nur schwer zu erzählen, daß sie des Morgens in den Wald gegangen sei um Holz zu suchen. Ihr Mann fuhr mit Kohlen in die Stadt, und sie blieb allein; da hörte sie plötzlich bei dem Kohlenmeiler ihr kleines Kind schreien; sie eilte hin und als sie durch die offen gelassene Thüre eintreten wollte, erblickte sie einen fürchterlich großen Wolf im Zimmer, mit blutigen Augen und schäumendem Rachen; vor Schreck schlug sie schnell die Thüre zu und lief davon. Erst später fiel ihr ein, daß ihr Kind dort in der Stube sei, wie gewöhnlich in einem Leintuch an dem Tragbalken aufgehangen.

Bei diesen Worten warf sich das Weib verzweiflungsvoll zu den Füßen der beiden Männer. — Mein Kind dort, vor dem Rachen des wilden Thieres!

Bei dieser Erzählung erglänzten die Augen des alten Vagabunden in wildem Feuer. Er dachte auch nicht einen Augenblick nach.

— Mihály! sagte er, die Hand des alten Sztropkó ergreifend, — Mihály, verlasse mich jetzt, und geh nach Haus. Ich will fort!

— Wohin? fragte ihn der greise Führer bestürzt.

Der Mörder sah mit einem wunderbaren Blick gegen Himmel, und sagte, die Hand auf die Brust drückend:

— Zu meinem Richter!

Damit erfaßte er mit gewaltiger Hand seinen Knotenstock, den denkwürdigen Knotenstock, und ihn in der Luft schwingend, sagte er zu dem Weibe:

— Und jetzt, Weib, komm, wir gehen vor Gericht!

Obschon die Bäuerin diese Worte des wild aussehenden Mannes nicht verstand, der da von Richter und Gericht spricht, so lief sie ihm doch nach, als er in der angegebenen Richtung forteilte. Auch der alte Sztropkó zog aus seiner Stiefelröhre ein langes Taschenmesser hervor, und trabte ihnen nach, wie's eben seine Kräfte erlaubten. Er war entschlossen, das hundertjährige Leben zu opfern, wenn's nun einmal sein muß.

Der Vagabund war natürlich der Erste bei dem Kohlenmeiler.

Hier stand eine kleine niedere Hütte, deren Dach sich von beiden Seiten auf die Erde herabsenkte. Oben an der Thüre befand sich eine kleine vergitterte Oeffnung, die als Fenster diente. Durch dieses sah Márton in das Innere der Hütte.

Auf dem mittleren Tragbalken, der die beiden Dachflügel zusammenhielt, war mit den Enden ein Leintuch aufgehangen, in welchem ein kleines Kind lag, das furchtbar weinte, daß man es so sehr hin und her schaukele; das Kind wußte noch nichts anders zu sagen, als was alle Kinder: „mama.“

In der Stube drehte sich die wilde Bestie, der vor Wuth schnaubende Wolf umher; die Haare seines struppigen Pelzes standen in die Höhe, und den dicken, langen Schweif unter den Bauch schlagend und die Ohren spitzend, lief er keuchend im Kreise herum; bald blickte er auf das weinende Kind, und seine Augen spielten dann vor Hunger und Wuth in grünlichem Feuer; bald sprang er wieder in mächtigen Sätzen nach dem Kinde hinauf. Die von dem Leintuche herabhängenden Fetzen bezeugten, daß die Zähne des grimmigen Thieres dasselbe immer erreichten; noch ein paar Sätze, und das Kind . . .

Als der Wolf die Nähe des Vagabunden verspürte, kehrte er dem Kinde plötzlich den Rücken, stemmte seine Füße vor und fing furchtbar zu heulen an, so, daß die Mutter des Kindes, wie vom Schlage gerührt, still stand.

Der Vagabund schlug mit der Faust an die Thüre.

— Mit mir sprich, alter Sünder, mit mir! schrie er, faßte dabei einigemal seinen Knotenstock an, bis er ihm zur Hand paßte, und den Riegel wegschiebend, stieß er jetzt die Thüre hinein.

— Willst Du mit mir reden, Satan, willst du jetzt? brüllte der Vagabund, und sein Gesicht sah wüthender aus, als jenes des fürchterlichen Thieres, und seine grauen Haare standen zu Berge, wie jene des ergrimmten Wolfes.

Dieser senkte das häßliche Haupt und blickte mit den blutunterlaufenen Augen seinen Gegner fürchterlich an, wies ihm einigemal sein schnalzendes, gelbes Gebiß, ließ jenes unterdrückte Knurren hören, mit welchem das bedrohte Thier

seine Furcht und Wuth auszudrücken pflegt, und stürzte sich endlich mit einem dumpfen Gebrüll auf den Vagabunden.

Der gewaltige Knotenstock schwirrte in der Luft und ein ungeheurer Schlag sauste nieder. Ah, das nenne ich einen Hieb! Der war noch entsetzlicher, als jener, welchen der Ispán erhielt. Das Thier stürzte davon drei Schritte weit zurück. Trifft dieser Schlag seinen Kopf, so hätte es sich nicht mehr gerührt. Ohne einen Schrei legte sich nun der Wolf in die Mitte der Hütte; es schien, als besitze er keine Kraft mehr, weder zum Laufen, noch zum Stehen. Seine Weichen gingen stark auf und nieder und der Nacken bewegte sich in krampfhaften Zuckungen.

Márton wollte seine Arbeit vollenden und trat näher heran, den Stock in die Höhe haltend, um dem ermatteten Thiere mit einem zweiten Schlage den Garaus zu geben. Aber in demselben Augenblick sprang es mit einem Satze von seinem Lager auf, und hieb mit den Zähnen in die Brust und Schultern seines Gegners ein.

Der Vagabund machte einen furchtbaren Schrei, warf seinen Knotenstock von sich und ergriff das reißende Thier am Halse, das jetzt mit aller Gewalt den Mann zu zerfleischen drohte. In diesem Kampfe erfaßte der Vagabund plötzlich die tiefblaue, angeschwollene Zunge des wilden Thieres, und drückte es zu Boden.

Hier wälzten sich beide ringend einige Augenblicke herum, bis es dem Vagabung gelang, seine Knie in die Weichen des Thieres zu setzen, daß ihm die Rippen krachten.

In diesem Momente langte der alte Sztropkó an.

— Wir sind fertig, — keuchte der Vagabund. Der hat Haare auf den Zähnen gehabt!

Mihály sah, daß Márton aus der Brust und den Schultern blute, und wollte ihm beistehen.

— Kümmere Dich nicht mehr um mich, — sondern nimm das Kind herab und trage es zu seiner Mutter. Ruf' sie näher. Ich möcht' es sehen, wie sie ihr Kind an's Herz drückt . . . Gut . . . Der rührt sich nicht mehr. Wir beide sind mit einander fertig . . .

Der Wolf hauchte unter den Knien des Alten sein Leben aus.

— Mihály, Mihály, sagte der Vagabund, jetzt brauch' ich mit Dir nicht mehr in die Stadt zu gehen. Ich werde mit keinem Richter mehr auf dieser Welt zu thun haben. Thu' mir den Gefallen und ruf' mir einen Geistlichen her. Aber beeile Dich, denn es könnte zu spät werden . . . Thu' mir den Gefallen, Freund Mihály . . .

Der Alte eilte sofort nach Tarnóczfalva. Das Weib mit dem Kinde blieb allein.

— Liebe Frau, sagte der Vagabund zu ihr, schließ' mich jetzt in diese Hütte ein. Verriegele die Thüre gut und leg' ein paar starke Stämme vor, daß man von innen nicht ausbrechen könne. Dann aber komme sieben Tage lang der Hütte nicht einmal in die Nähe. Sag' auch den Leuten im Dorf, sie sollen nicht in diese Gegend kommen, und wenn sie noch so stark schreien und wehklagen hören. Erst dann, wenn alles still und ruhig geworden, drei, vier Tage darnach, mögen sie herkommen. Aber auch dann sollen sie diese

Hütte hier nicht betreten, sondern Schwefel anzünden, wie man die Bienen räuchert, und zum Fenster hereinwerfen, und warten, bis er verbrannt ist. Wenn sie dann die Hütte aufmachen, so sollen sie den Kalk herabkratzen, das Holzwerk mit Lauge waschen, und die Erde aus der Hütte einen Schaufelstich tief hinauswerfen. Und dann, wenn sie Zeit haben, die beiden Leichen, die sie hier finden werden, irgendwo vergraben, an einem abseits liegenden Ort, recht tief, — aber nicht neben einander. Nicht neben einander! 'S war zwar im Leben auch kein großer Unterschied zwischen ihnen, aber — nicht neben einander ... So ... Schließe jetzt die Thür und laß mich allein. Fürchte Dich nicht. Ich stehle hier nichts.

Das Weib gehorchte, verrammte die Thüre und zog sich mit dem Kinde in den Wald zurück, bis ihr Mann und die Leute aus dem Dorfe anlangten. Auch der Geistliche erschien, der, als er in die Hütte treten wollte, von dem Vagabunden angesprochen wurde: Es sei unmöglich, hinein zu kommen, da er die Thüre auch von innen verrammelt habe.

Nur durch die kleine Oeffnung oberhalb der Thüre konnten sie mit einander sprechen.

Der alte Mörder hatte so vieles zu sagen; und der Mann des Glaubens konnte ihm kaum hinreichenden Trost bieten.

Endlich wurde der Vagabund beruhigt. Die Gnade des Herrn kennt keine Grenzen. Es ist gut, wenn dies ein armer Sünder weiß!

— Wird man beten für mich? fragte der Vagabund mit

zitternder Stimme, wie einer, der kein „Ja“ auf seine Frage zu hoffen wagt.

Der Geistliche versprach ihm dies.

— Wird man das Glöcklein läuten, wenn ich sterbe?

Auch dies versprach ihm der Diener des Herrn.

— Und wird man mich nicht unter dem . . .

Er wagte seine Gedanken nicht ganz auszusprechen. Er meinte—unter dem Galgen begraben. Warum sollte er so viel auf einmal bitten. Der Mensch sei genügsam . . .

Der Geistliche trocknete sich die Thränen. Auch des Sünders Tod ist traurig und rührend.

Die Leute aus dem Dorfe wollten mit Márton noch reden, aber dieser erwiederte mit derber Stimme: mit ihm soll niemand mehr sprechen, man lasse ihn ruhig sterben.

Die Leute kehrten einzeln nach Hause und nahmen auch Mutter und Kind mit; nur der alte Sztropkó blieb noch vor der Oeffnung.

— Mihály, lieber Mihály, bat ihn Márton, geh jetzt vor das Komitat, und sag den Herren, die zwei wüthenden Wölfe, auf die sie Preise ausgesetzt haben, — seien jetzt beide hier . . . Und auch zur Gräfin geh, die so viel Unglück erlitten hat, und sag ihr: . . . ich weiß selbst nicht mehr, was? Gott segne Dich, Mihály!

— Was soll ich ihr sagen?

— Sag' ihr, stöhnte der Vagabund, ich hab sie nicht verrathen, sie möge das von mir nicht glauben . . .

Der phantasirt schon; dachte sich Mihály, der noch bis spät Abends vor der Hütte blieb. Als er aber auch auf wiederholte

Fragen keine Antwort erhielt, war er der Meinung, der Vagabund sei schon gestorben und ging mit dieser Nachricht nach Hause.

Man hörte auch nicht das leiseste Geräusch mehr in der Hütte. Das entsetzliche Hinscheiden des Vagabunden war von keinem Schmerzenslaute begleitet.

18. Die wandelnde Leiche.

Ein Jahr drängt das andere; die Welt setzt ihren Roman fort, diese wunderbaren Romane, die kein Ende haben, und immer interessant sind. Da stirbt Einer aus, — der hat sein Kapitel beendigt, — die Uebrigen setzen den Roman fort ... Wie aber, wenn jemand den Roman seines Lebens früher beendigt, als er gestorben ist? ...

Ihr mehrt die Lehren der Zeit, ihr glücklichen Familien ihr heranwachsenden neuen Menschen! Ihr, schönes Mädchen, und stattlicher Jüngling, fangt den Roman an; der glückliche Vater und die glückliche Mutter setzen ihn fort, die Kinder wachsen auf, das Leben mit seinen wunderbaren Abwechslungen beginnt aufs neue, und so nimmt das kein Ende.

Wenn es aber doch ein Ende nimmt? ... Wenn nach einer langen Reihe von ehrwürdigen Vätern, Großvätern, und Urgroßvätern der letzte Zweig dasteht, dem nichts

mehr folgt, . . . dem nur die Gräber der Ahnen entgegenschauen? . . . Wenn das Schicksal, dieser Großmeister aller Dichter, die Feder aus der Hand legt, sein Spielzeug zerbricht, und seine Leser nicht fragt: ob es ihnen Leid thut, oder nicht? . . .

Die Kastelle in Fenyér und Tarnócz erschallen von den Tönen der Freude, von dem lieblichen Lärm harmloser Kinderspiele. Ein kleiner Knabe, ein kleines Mädchen und dann wieder ein kleiner Knabe, der schon sprechen lernt. Jedermann erkennt in ihren Gesichtern die schönen edlen Züge des Vaters, und der Mutter klugen, feinen Blick. Die zwei Herrschaften verbindet eine Platanenallee, durch welche die Wagen der Gäste und die Karren der Bauern dahin rollen, als ging's immerfort lustig von einem Jahrmarkt zum andern. Die ganze Gegend, jeder Baum, jede Trift und Flur zeugt von Glück und Segen, sogar die Menschen, bei denen es doch selten ist, daß sie keinen Vorwand zur Klage finden. H i e r b e g i n n t e i n n e u e s L e b e n.

Kaum eine Stunde weit von hier erhebt sich das Ahnenschloß der Brenóczer Herren, still und düster . . . Alle Thüren sind geschlossen, die Vorhänge herabgelassen; von den Mauern löst sich der Anwurf herab, und zeigt die bunten Farben, mit welchen sie von Zeit zu Zeit übertüncht wurden. Wo der Sturm im Dache einmal eine Lücke riß, blieb diese unausgebessert, und niemandem fiel es ein, die herabgedrehten Wetterfahnen neu aufzupflanzen. Auf den Wegen des englischen Parks wuchert üppiges Gras, und die alten Faunen dort in den Hainen, können sich mit ihren zerbrochenen,

irdenen Händen so schlecht schützen gegen die Natur, die jetzt die Erde zurückzufordern scheint, aus der sie gebildet wurden. Köpfe und Schultern der Götter sind mit Moos bewachsen; die Brunnen entbehren der Schwengeln, es bedarf ihrer niemand mehr ... die geräumigen Wagenschuppen stehen leer, und ein Schafstall droht jeden Augenblick einzustürzen, er wartet nur noch auf die höhere Genehmigung hiezu ... Alles still und ruhig, öde und verlassen; kein Mensch hat hier etwas zu thun ... Ein altes Leben geht hier zu Ende ...

In dem Getümmel der Lustbarkeiten auf Fenyér erscheint gewöhnlich auch eine Dame von herrlicher Schönheit, wie kein Meißel eines Künstlers eine erhabenere zu schöpfen vermöchte ... Diese Dame, — sie ist ja auch nichts anderes, als eine Statue.

Die Dame ist so schön, so sanft, so hochgebildet, ihr Reichthum übertrifft jenen des größten Grundbesitzers jener Gegend ... und dennoch, warum weicht ihr jedermann aus? Warum findet sich kein Mann, der in Liebe gegen sie entbrennen würde? Jede Hoffnung, jede Regung ertödtet ein einziges Wort, welches sich die Leute in Geheimen zuflüstern, und auf welches jeder erbleicht, der es zum erstenmal hört.

Es ist die letzte Blüthe der großen Familie Brenócz, die letzte, dahinwelkende Blüthe, Cynthia, die nun ausgelitten hat! Traut dieser frischen Gesichtsfarbe nicht, nicht diesen sprechenden Lippen, — sie ist schon todt; was hier unter Euch wandelt, ist nur eine schöne lebende Sta-

tue, deren Hand man nicht anzurühren wagt, deren Blicke schaudererregend auf den Menschen wirken.

Trifft sie mit einem Bekannten zusammen, so pflegt sie zu erzählen, wie glücklich sie jetzt sei, wie sie nicht mehr Freude verlange, da sie der Himmel so reichlich damit segnete. Und ihr Gesicht, ihre Augen, ihr Lächeln bezeugen diese Glückseligkeit. Man glaubt, sie sei jetzt beruhigt, mit ihrem Schicksale ausgesöhnt, wahrhaft glücklich .... Erzählt sie aber die Ursachen ihres Glückes, dann ergreift den Zuhörer ein Schauder .... Die Arme glaubt, Irenens Kinder seien die ihrigen, sie sei die Mutter derselben. Von den Kindern spricht sie wie von der größten Seligkeit ihres Herzens; pflegt, putzt sie, lehrt die größeren lesen und schreiben, — das kleinere sprechen ....

Man gönnt ihr diese Einbildung, — ohne diese würde sie viel, sehr viel leiden. Würde Irene sich um sie nicht bekümmern, Fenyéry nicht stets heiter und frisch sein, und Leonore nicht mit ihr streiten, — so könnte die Krankheit ihrer Seele einen bedeutenden Grad annehmen. So aber ist sie ruhig und still. Nur, wenn der Herbst erscheint, und der späte Sonnenstrahl, der die schon braunen Wälder vergoldet, sie an die Stunden erinnert, wo sie die Kraft ihrer Seele verlor: dann scheint eine Unruhe sich ihrer zu bemeistern, dann stellt sie verwirrte Fragen und giebt noch verwirrtere Antworten, dann blickt sie starr und wild vor sich hin und scheint niemanden mehr zu kennen.

In solchen Momenten läßt man sie auch nicht einen Augenblick allein. Irene führt ihre Kinder zu ihr, die Cyn-

thia ihre „kleine Mutter'' nennen; der Vicegespan ist an Anecdoten unerschöpflich, über die Cynthia sehr oft lachen muß, und Leonore endlich weiß hunderterlei Frauen-Unterhaltungen für sie zu finden, welche die armen Sklaven, die Frauen, zu ihrer Kurzweil erfunden haben. Es werden „Karten aufgeschlagen,'' und Prophezeiungen aus Hand- und Gesichtszügen angestellt.

Die kluge, philosophische Dame bringt es über sich, Cynthia Stunden lang Karten aufzuschlagen, und ihr von Glück, von Ueberraschungen, von bevorstehender großer Freude, von dem kommenden Geliebten und von anderm Unsinn vorzuschwatzen, so daß Cynthia sehr erfreut ist und mit Leonore darüber streitet, daß sie diese grünen Bäume bald als Glück, bald als Unglück angiebt, je nachdem sie nahe oder fern liegen; aber Leonore weiß das immer zu erklären, daß dies von den Conjuncturen der Sonne und den Wolken abhänge und so oder so sein müsse.

Um den Spaß zu beleben, ließ sich auch Lippay einmal Karten aufschlagen. Cynthia fand dies ganz in der Ordnung. Der Zufall wollte, daß oben der Coeurkönig neben der Coeurdame zu liegen kam. Wer diese edle Wissenschaft kennt, wird zugeben, daß dies von ungemein großer Bedeutung sei. Cynthia war außer sich vor Freude. Der Vicegespan werde heirathen, und das noch recht bald! Ah, das ist charmant, das läßt sich hören!

Lippay meinte ganz ernst, das sei gar nicht unmöglich; er sei noch jung genug dazu, nur wisse er nicht, ob er die Eigenschaften besitze, die bei einem Manne erfordert wer-

den, denn die Ehe habe er noch nicht versucht, wie der Walache das Violinspielen nicht!

Cynthia bemerkte, Leonore werde dies dem Vicegespan aus seiner flachen Hand lesen, — er mußte sie hinhalten, um die guten oder schlechten Eigenschaften zu entdecken.

Fenyéry, der seinen Arm um sein Weibchen geschlungen hatte, sah der komischen Scene zu, und machte zu dem Orakel Leonorens piquante Bemerkungen.

— Diese Linie hier ist die Linie der Treue, sie ist tief und ausgeprägt; aber d i e s e hier neben dem Daumen bedeutet Trotz und Eigensinn, und ist sehr ausgebildet; aber d i e hier mahnt wieder an Zärtlichkeit.

Lippay lächelte, als er seine guten Eigenschaften herzählen hörte. Und als Leonore damit fertig war, sagte er ihr:

— Wenn Sie so viele schöne Eigenschaften an meiner Hand entdecken, so behalten Sie diese lieber gleich.

Leonore stutzte ein wenig und lachte über den Scherz; aber Lippay wiederholte ganz ernst seine Worte, und rief Fenyéry zum Zeugen an.

Cynthia applaudirte, lachte, und umarmte Leonore. Dieser Tag hatte für sie so viele Freuden!

Später gestand Leonore ihrer Freundin Cynthia: Lippay sei der einzige Mann gewesen, den sie in ihrem Herzen immer vergöttert habe, ohne daß dies jemand geahnt hätte. Diesen Mann hat noch niemand so sehr geliebt, wie sie!

Sie kam auch in die Lage dies beweisen zu können.

Jedermann, Frau von Doboky vielleicht ausgenommen, sagte, Lippay habe keine bessere Wahl treffen können. Frau

von Doboky meint noch immer, dies sei ihr zum Trotz geschehen, und bemitleidet Leonore.

So vergeht die Zeit. Man merkt es kaum, daß man alt geworden. Andere Freuden, andere Leiden, — andere Jugend, anderes Alter.

Ein Seufzer entringt sich unserer Brust, wenn ein „tekintetes" oder ein „méltóságos" von den alten guten Namen abstirbt, verschwindet. Wieder um einen weniger . . .

Man kann dabei so viel denken! . . .

Endlich hört man auch, daß Illés, der letzte der Brenóczer Grafen, heimgegangen sei . . . .

Die Familie Brenóczy hat ihren Roman beendigt.

(Ende.)

von Doboly meint noch immer, dies sei ihr zum Trotz geschehen, und bemitleidet Leonore.

So vergeht die Zeit. Man merkt es kaum, daß man alt geworden. Andere Freuden, andere Leiden, — andere Jugend, anderes Alter. . .

Ein Seufzer entringt sich unserer Brust, wenn ein „tekintetes" oder ein „méltóságos" von den alten guten Namen abstirbt, verschwindet. Wieder um einen weniger . . .

Man kann dabei so viel denken! . . .

Endlich hört man auch, daß Illés, der letzte der Brenóczyer Grafen, heimgegangen sei . . . .

Die Familie Brenóczy hat ihren Roman beendigt.

(Ende.)